


1773
LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



Der

# Teutsche Merkur.

Des dritten Bandes
Erstes Stück.

Julius 1773.

Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag der Gesellschaft.

# An das Publikum.

---

Der Zusammenschreiber, Verfasser und Verleger des deutschen Merkurs, kurz, der Herr HR. Wieland, hat sich die Mühe gegeben, dem Publikum viel Gehäßiges von dem Nachdrucke seines Merkurs zu *sagen*. Man ist deshalb genöthiget, eben dem Publikum die Ursache dieser Unternehmung anzuzeigen, vielleicht wird dasselbe alsdann mit mehrerer Nachsicht davon urtheilen, und diesen Nachdruck wenigstens nicht ganz für so ungerecht halten, als es ein jeder Nachdruck ist, den ein Buchhändler dem andern zum Schaden veranstaltet.

*Schon lange* hegte Herr Wieland die Absicht, sich durch den eigenen Verlag seiner Schriften zu bereichern, und um sie zu erreichen, suchte Er den Buchhandel den Gelehrten verdächtig zu machen, damit diese Ihm die Schwierigkeiten, die schon andere vor Ihm auf diesem, für den Buchhandel so nachtheiligen Wege gefunden hatten, erleichtern helfen solten.

Demohngeachtet Er Ursache hatte, mit dem Honorarium zufrieden zu seyn, was Ihm seine ersten Verleger, die Herren Orell, Geßner und Compagnie in Zürch, und nachher die Herrn Weidmanns Erben und Reich in Leipzig bezahlten, von denen er mehr

für

für seine Schriften erhielt, als je ein deutscher Schriftsteller erhalten hatte, und nach Beschaffenheit der Umstände des Buchhandels in Deutschland, erhalten konnte; So verleiteten Ihn doch die Gewinnsucht und die Schmeicheleyen seiner Anbeter, seinen Agathon auf Subscription selbst zu verlegen, und nun rückte Er mit seinen längst genährten Absichten heraus.

Man lese das erste Avertissement, welches der Herr CR. Jacobi in Düsseldorf davon bekannt machte, und man wird es eben so beleidigend für das Publikum als für den Buchhandel finden. Jenes hatte bisher Verdienste nicht genug belohnet, und dieser nahm dem Schriftsteller sein Eigenthum und nutzte es auf eine unbillige Art. Beyde hätten sich rächen können; allein der Herr Hofrath erröthe — sie thaten es nicht. Das Publikum subscribirte zahlreich; und als diejenigen, welchen die Besorgung des Drucks aufgetragen war, damit nicht fortkommen konnten, nahmen sich seine ersten Verleger dennoch der Sache an, und lieferten das Werk dem Publikum auf die vortheilhafteste Bedingung für den Herrn Hofrath.

Dies machte, daß Herr Wieland in Ansehung des Drucks dem Publikum sein Versprechen erfüllen konnte. Hat er es aber auch in Ansehung des Inhalts gethan? Noch nicht — Die Gespräche des Hippias sollen nur erst den deutschen Merkur ausfüllen, und dann sollen sie den Subscribenten des Agathons umsonst

sonst als ein 5ter Theil des Werks zugegeben werden. So kann freylich kein Buchhändler das Eigenthum eines Gelehrten nutzen, und es sich doppelt bezahlen lassen, und so könnte auch leicht ein deutsches Publikum abgehalten werden, Verdienste zu belohnen.

Aber man kann es dem Herrn Wieland nicht verdenken, daß Er zu Erreichung seiner Absichten den Agathon für ein abandonirtes Kind betrachtet, und dagegen den deutschen Merkur zur Quelle seines Glükkes macht. Deshalb wollte Er auch den Vortheil davon ganz allein ziehen, nnd mit keinem Buchhändler etwas zu thun haben. Er vergaß oder verachtete vielmehr, diesen Weg einzuschlagen, der den Nachdruck verhindern konnte. Es wurden von dem ersten Quartale des Merkurs keine Exemplarien zur Leipziger Messe gesandt, wo es doch ein jeder Buchhändler suchte. Doch diese Buchhändler sollten es eben empfinden. Der Herr Hofrath Wieland und einige seiner Freunde hatten sich es schon längst vorgenommen, dem Buchhandel eine andere Gestalt zu geben, das heißt, das Vertrauen des Publikums von Ihnen abzuwenden, und — sich alle Vortheile desselben zuzueignen. Ob diese Absichten ganz oder zum Theil zu erreichen seyn werden, das müssen die Buchhändler erwarten; doch wird Ihnen nicht verdacht werden können, wann Sie inzwischen auf Ihre Erhaltung denken, und die Mittel gebrauchen, die Ihnen die Gelegenheit dazu anbiethet.

Aus

Aus diesen Ursachen ist der Nachdruck des deutschen Merkurs unternommen, wovon man auch die Fortsetzung verspricht, und sollte der Herr Hofrath Wieland auch noch mehr Bogen für einen halben Louisd'or liefern wollen. Das Publikum wird ihn künftig allemal, obgleich acht Tage später, doch aber besser gedruckt und wohlfeiler erhalten, ohne lange vorher darauf subscribiren oder pränumeriren zu dürfen.

Das unpartheyische Publikum wird diese Ursachen nicht verwerfen, und im Fall sie der Herr Hofrath Wieland nicht gelten lassen wollte, so mag Er sie mit seinen eigenen zusammen halten, die Er vor einigen Jahren in der Schweiz anführte, als Er für gut fand, einen Nachdruck von Klopstocks Tod Adams zu veranlassen und zu entschuldigen.

---



# Der Deutsche Merkur.

## Julius 1773.

---

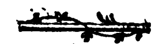
## I.

## Epistel über die Starkgeisterey.

---



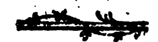
Ihr Brüderchen, laßt uns fein christlich leben;
Wir müssen doch uns einmal drein ergeben!
Je länger ihrs verschiebt, je saurer kömmts euch an;
Doch jung gewohnt, ist alt gethan.
In meinem Lenz hab ich den Wollustknechten
Auch zugesehn, wie sie zu ganzen Nächten
Mit Antivestalinnen zechten.



Die Vögel waren überall,
Im Caffeehaus, im Schauspiel, auf dem Ball —
Nur in der Kirche nicht. Sie brachten, sich zu mästen
Und wohlzuthun, ihr faules Leben hin,
Und hatten oft, so boshaft war ihr Sinn,
Die lieben schwarzen Herrn zum besten.
Was kömmt heraus? Der böse, böse Tod,
Mit seinem krachendem Gerippe,
Mit seiner fürchterlichen Hippe,
Stellt sich, am frühen Morgenroth
Den starken Geistern gegen über;
Ein hitziges, am Styx erzeugtes Fieber,
Geführt von schwarzer Phantasie,
Hinkt an ihr Lager, schüttelt sie,
Verwirrt ihr witziges Gehirnchen;
Nun sitzt der Angstschweiß auf dem Stirnchen,
Sie werfen sich herum, sie winseln, fluchen, schreyn;
Die Aerzte gehen aus und ein
Und schütteln die Perück und murmeln ihr Latein;
Und eine Wärterin ruft endlich widerwärtig
Dem Kranken durch den Kopf: „Herr, machen Sie sich fertig!
„Wo wollen Sie begraben seyn?"
Auf einmal wollen sie sich nun in Himmel schwingen,
Sie lassen Bußgesänge singen,
Und stammlen matt ein Reimgebet hervor,
Da Blick und Mund schon mit dem Tode ringen.

Der

Der Priester kömmt, der Küster läuft zu Chor,
Man bittet in der Kirche vor,
Man wills mit Gnadenmitteln zwingen,
Man schreyt den Segen noch in ihr verschloßnes Ohr,
Umsonst — Beelzebub weicht nicht vom Bettgestelle,
So lang der Sterbende noch mit den Zähnen klappt,
Spreizt seine Klauen aus, und schnappt
Das arme Seelgen weg und schleppt es in die Hölle.
Voltair hat Recht; allein, so süß als er auch pfeift,
Man kennt den Vogel schon; er predigt nur zum Spotte,
Und wenn er so den Schalk verbirgt, dann läuft
Sein Steckenpferd in vollem Trotte.
Gnug, der Prolog dient jetzt in meinen Kram,
Was schadets, daß ich ihn aus der Pücelle nahm?
Kein stolzres Volk, Arist, als jene Rotte
Von Cynikern, die ihren Bauch nur pflegt,
Die alles läugnet, widerlegt,
Verkleinert, lästert, was den Stempel
Von Heiligkeit an seiner Stirne trägt;
Kein feigres Volk, wenn nun an ihrer Götzen Tempel
Der Tod mit seiner Sense schlägt.
Du staunst mich an? Gehäßig sind Exempel,
Sonst nennt' ich dir ein Männchen, welches nie
An Sakrament und Priester dachte,
Und über uns gebückte Sünder lachte,



Bis leidige Hypochondrie
Ihn schnell zum Proselyten machte.
Erröthe nicht! Das Wort, Philosophie
Klingt gar zu schön; die Mode schützet sie;
Mehr als ein Reich hat sie im Pachte.
Komm, daß ich sie auf ihrem Thron
Ein wenig näher kennen lerne.
Es geh' ihr, saget man, wie manchem Schuzpatron;
Er leuchtet herrlich in der Ferne;
Nehmt ihm dem Nimbus ab — Was bleibt?
Ein Menschchen so wie wir — ein Afterbild vom Sterne
Der Nachts den Wanderer von Sumpf in Sümpfe treibt,
Den Fuhrmann neckt, dem Roß die Mähne sträubt.
Du bist noch krank, ich schwatze gerne,
Hier sitz ich schon — schläfst du darüber ein,
Ih! besser noch für dich!
Frey in die Welt zu gaffen
Und in der Denkungsart nicht Affen,
Wie in dem Kleiderbrauch, zu seyn,
Sich selber ein System zu schaffen,
Sich mit der Wahrheit diamantnen Waffen
Vom Glaubensjoche zu befreyn,
Des Aberglaubens Träumereyn,
Der Vorurtheile Kindereyn,
Und allen Schulpedantereyn

Auf ewig gute Nacht zu sagen —
Wen nimmt nicht die Idee mit edlem Eifer ein,
Sich muthig an das Werk zu wagen?
Nun wohnt die Wahrheit nicht auf dem gebahnten Weg;
Man muß, der Göttin Schloß zu finden,
Durch manchen Dornenzaun sich winden,
Muß über manchen schmalen Steg,
Muß auf die steilsten Felsen klimmen;
Da wird zuletzt ein junges Herrchen schwach,
Verliehret die Gedult und schleichet falschen Stimmen,
Die hier und dort im Walde schallen, nach.
„Was sucht ihr? rufen die Sirenen,
Ein Nichts! die Wahrheit ist ein Schall.
Wollt ihr in sichrer Ruhe gähnen,
So glaubet nichts! der Erdenball
Sprang aus des blinden Zufalls Schoose,
Durch eben die Metamorphose
Kehrt er einst in sein Nichts zurück;
Das Leben ist ein Augenblick,
Der Mensch, ein Hauch; der Zukunft Strafen
Und Freuden für den Pöbel gut,
Der schwerlich sonst an seiner Ketten ruht;
Des Alterthumes Götter schlafen,
Der neuern Gott ist ein Gedicht, wie sie;
Der Weise liebt aus Sympathie

„Die Tugend, und bedarf nicht knechtischer Gesetze
„Um edel, groß, ein Menschenfreund zu seyn,
Doch hindert ihn auch keine Furcht, der Schätze,
Die die Natur ihm beut, sich ungestört zu freun,
„Und jeden Augenblick der Sinnenlust zu weyhn.
Der arme Thor! die Lehren kitzeln
Sein stolzes Herz, sein warmes Blut;
Er schlürft sie ein, geht weiter, faßt sich Muth,
Wagt, über die Religion zu witzeln,
Wird angehört, belacht; ihm wächst der Kamm;
Nun wagt er gar ein Epigramm,
Nun sammlet er die seichtesten Brochüren,
Die London oder Amsterdamm
Und etwas mystisches auf ihrem Titel führen;
Nun will er selber laboriren,
Gießt ihren Geist in eins, fängt an zu distilliren —
Ach! aber die Phiole springt, da liegt
Des Weisen Stein am Boden, und verfliegt.
Hätt er sich doch, gleich andern Thieren,
Statt dieses Uebermuths, mit dem Instinkt begnügt!
Ihn lohne Spott für die verlohrne Mühe!
Dem Jüngling aber, welcher frühe,
Als noch die ungesalzne Brühe
Der Ammen Nahrung in ihm gohr,
Durchs Beyspiel angesteckt, den rechten Pfad verlohr,

Sein

Sein unerfahrnes Herz bethören ließ, sein Ohr
Verführern lieh, dem sey des Mitleids Zähre,
Dem sey der Wunsch geweyht, daß ihn sein Gott
bekehre!
Er irrt in einem Labyrinth
Von metaphysischen Sophismen, Hypothesen,
Die noch verworrner, als Mäanders Krümmen sind;
Vom unerschaffenen, nothwendig freyem Wesen,
Von allgemeiner Kraft, von blindem Ohngefähr,
Von todtem Urstoff, ewiger Bewegung,
Und was dergleichen mehr.
So vieler Widersprüche Heer,
Von Doppelsinn und dunkeln Worten schwer,
Raubt ihm die Kraft der Ueberlegung.
Der hält die Welt für Gott, ihm sind der Mond,
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorsäule,
Der vierte Heinrich und sein Mörder, alles Theile
Von diesem Gott, der um und in uns wohnt.
„Wie thöricht! ruft ein andrer, macht das Laffen,
Nicht Denkern weiß! GOtt ist ein Geist voll Ma-
jestät,
Von Ewigkeit hat er die Welt erschaffen,
Und sitzt auf seinem Thron, der in den Wolken steht,
„Und läßt sie gehen — wie sie geht.
Je tiefer Er sich wagt, je mehr durchkreu-
zen Grillen
Des Grossen Irrgangs Dunkelheit;



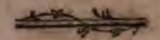
Von Vorsicht, von Unsterblichkeit,
Von Aussicht in die Ewigkeit,
Moralität und freyem Willen,
Vom Uebelsquell, von fester Harmonie,
Und der Natur Oekonomie.
Ein jeder preiset seine Waare,
Will seinem Nachbar in die Haare,
Und schlägt sich selber auf den Mund;
Ein jeder demonstrirt, aus einem andern Grund,
Wie dieser Ball am Firmamente schwebe,
Ihm Sonn und Mond die rechte Wärme gebe,
Und sich kein Rad aus seinem Gleise hebe.
Der glaubt, das Feuer sey der Geist,
Der die Natur von Pol zu Pol belebe,
Der spricht: das Wasser ists! da doch ein dritter, dreist,
Der Luft die Kraft ertheilt, und seinen Satz beweißt.
Der mahlt die Tugend uns, als eine sanfte Schöne,
Im Schooß der frommen Mutter aufgeblüht,
Voll Grazie, voll Reiz, die ihres Landes Söhne
Unwiderstehlich an sich zieht;
Die Tugend, der empfindungslose Herzen
Den Kolorit von ihrem Blute leihn;
Die Tugend, über die die Hippiase scherzen
Und sie als Hirngespinst verschreyn.
„Den Himmel mögen Wolken schwärzen,
Ruft Epikur, „laß Uns stets heiter seyn.

„Denn

„Denn wie die Blümchen auf der Aue,
„Neigt unser Köpfchen sich im kühlen Abendthaue,
„Mein Seelchen, morgen bist du nichts!“
„Nein, Seele, ruft, vom Necktar trunken,
Freund Plato, „nein, du bist ein Götterfunken
„Und kehrst zurück zum Ocean des Lichts.“
Der Jüngling steht, in Zweifeln ganz versunken.
„Wie glücklich war ich, seufzt er tief,
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos schlief!
Wie elend nun! — Giebts eine Gottheit? — Rief
Sie mich zum Glück — zum Unglück? — darf ich wollen? —
Bin ich ein Uhrwerk? — Rollen
Die Räder unaufhaltsam mit mir fort? —
Sind Lieb und Haß die Würkung meiner Säfte,
Bleibt Tugend nur umsonst mein süssestes Geschäfte,
Weil ich in Ketten schmachte — nicht den Ort,
Der mir gefällt, frey wähle — weil, im Buche
Des Schicksals, ich vielleicht zum Bösewicht, zum Fluche
Der Menschheit ausersehen bin? —
Ist meine Seele nur ein Sinn,
„So stocket, mit der Nerven letztem Zücken,
„Auch das Gedankenrad — die taube Masse ruht —
Kehrt in der Schöpfung Ebb' und Flut
Zurück, — fängt wieder an unmerklich fortzurücken.
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —

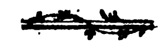
Dann wieder Mensch. — Was hilfts nun mir,
Daß ich, wie Cato, strenge lebte,
Vor Wallungen des Blutes bebte,
Gott suchte, den ich niemals fand? —
Ja, wenn, in einem Spiegel, dieser Sand
Der Vorsicht vor den Augen schwebte?
Wenn sie das kleinste Körnchen, mich,
Auch kennte? — Doch was nährst du dich
Mit einem süß beredten Wahne? —
Woher entstünde Hunger, Pest
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?
„Woher der Krieg und die Chikane?
„Wie kämen die Domitiane
Zum Thron der Welt? Zum Bettelstab
Der Menschenfreund? der Held zur Krücke?
Wie stürbe, lebensatt, in ungestöhrtem Glücke,
Der graue Bösewicht? — indeß ein frühes Grab,
In ihrem Lenz, von Kind, und Gatten
Die gute Hausfrau trennt? Wie sucht ich meinen Freund
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —
Doch Ewigkeit — ein Licht, das immer scheint —
Ein Ocean, der dieses All verschlinget —
Ein Leben dort — ein Richter, dessen Hand
Die fürchterliche Wage schwinget —
Vergeltung — Rettung seiner Ordnung? — „Tand!
„Ein neuer Wahn, der lieblich klinget!

„O zeigt



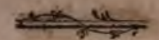


„O zeigt mir erst den Mann, der aus dem dunkeln
Land
„Die frohe Botschaft wiederbringet? —
Wo warst du, wo, mein schwindelnder Verstand? —
Allvater! — oder wie der Sphären Jubellieder
Dich nennen — ewiger, gerechter, weiser Geist,
Vergieb — hier fall ich reuig vor dir nieder —
Vergieb mir, wann ich irre! Herr, du weißt,
Ob ich nicht Tugend über alles schätze!
Du zählst die Thränen, in verschwiegner Nacht,
Mit denen ich mein Lager netze —
Siehst, wie das Herz mir klopft, in deiner Pracht
Dich zu erkennen! Ach enthülle
Mir deine Wege! Send, aus deines Lichtes Fülle
Nur einen Stral herab, der mir den Ausgang zeigt
Aus diesem Abgrund von Gedanken! —
Ach! immer dunkler wirds um mich — der Boden
weicht —
Die ungewissen Füße schwanken —
Unendlicher, erbarme dich der Schranken
Des Endlichen! Nur einen Stral —
Er schweigt,
Sein Blick erstarrt, die trübe Stirne neigt
Sich zu der Brust, Gehör und Sprache fehlen
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,
Melancholey, nimmt stündlich in ihm zu.
Für jede Freude todt, bestimmt sich selbst zu quälen,



Unschlüßig zu verdammen, zu erwählen,
Wirft er Voltairen oder Baylen,
Voll Unmuth aus der Hand und findet nirgends Ruh.
Auf! eile, Jüngling, in des Oelbergs Schatten,
Eh sich die Zahl der Feinde häuft,
Fühllosigkeit den kranken Geist ergreift,
Und deine Kräft' im sauren Kampf ermatten.
Eh die Verzweiflung — [Ah! welch Angedenken faßt
Beym Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebein mir kracht und meine Wang' erblaßt!
Nein! — der geliebte Nahm' entschlüpfe nie der Lippe,
Sey heilig meinem Schmerz in dunkler Einsamkeit!
Sey von dem Pöbel unentweyht! —
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden]
Eh die Verzweiflung, sie, die immer in Gestalt
Von einer Trösterin zu deiner Seite wallt,
Den falschen Schoos dir beut, in deine Wunden
Gift, statt des Balsams, gießt, ein Irrlicht in der Nacht
Dir zeiget, und nun ganz von ihrem Arm umwunden,
Dich, in der schrecklichsten der Stunden,
Unwiderruflich elend macht.
Ja, land' im freundschaftlichen Haven
Des Evangeliums, eh deinen morschen Kahn
Das Meer verschlingt; eh die Gerichte nahn,
Die deine Sittenlehrer strafen. —

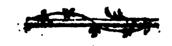
Der





Der Vorhang rauscht. — Weh Euch; ich seh
die Frucht,
Ihr Neuerer, die euer Beyspiel stiftet —
Jahrhunderte, durch eure Zweifelsucht
Und Spötterey und Tollkühnheit vergiftet!
Ich seh die Bande der Natur
Zerrissen; Redlichkeit im Staube; Wohlstand, Ehre,
Verbannet; und zertrümmert die Altäre
Der Freundschaft; und gebrochne Pflicht und
Schwur.
Ich seh den Untergang der edelsten Geschlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Schaam,
Zu frechen Künsten auferzogne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebohrne Haremswächter,
In denen nie der Mann zur Reife kam.
Ich seh die Ruh der schönsten Ehe
Durch einen Lovelace gestöhrt,
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft
bethört,
In einem Augenblick, von ihrer Tugend Höhe
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen — sehe
Verführter Jungfraun Angst; Sie schreyen Wehe!
Wehe!
Und zücken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach
An ihrer Brust, im Schlafe zu durchbohren.
Ach! ohne Rettung ist ein ganzes Volk verlohren,
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach,

Erstickt

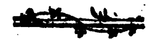
 

Erstickt die Frucht in ihrem Flore.
Die Tugend flieht, und seufzt noch einmal Ach!
Und steigt empor zu ihrer Freunde Chore.
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore
Und alles Elend wimmelt nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Gitone
Sind nun ein freyer Staat,
Den Thron entweyhn Nerone,
Narcisse den Senat.
Ich sehe Tonnen Golds, wie Schnee im Lenz zerrinnen;
Ihr stolzer Herr seufzt in des Kerkers Staub,
Und seine Sklaven, seine Kupplerinnen
Bewohnen seine Schlösser, theilen seinen Raub,
Und stossen seine hülfentblößten Kinder,
Die, bleich, um Brod nur flehn, mit ihren Füssen fort,
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beyde — dort!
In allen Freveln ausgelernte Sünder!
Sie wälzen sich im Blut und fluchen, fluchen sich,
Wie Teufel thun, verzweifeln — sterben. —
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich
Auf kaltem Stroh? Tod und Verwesung färben
Schon seine Lippen; Gift, sein letzter Trost, durchwühlt,
Wie Feuer, sein Gebein; Er aber fühlt

Nicht diese Glut; ihn tödten andre Qualen;
Furchtbare Hände fahren aus der Wand,
Die seine Thaten all auf schwarzem Teppich mahlen;
Er schaudert vor dem Bild zurück — sinkt an den Rand
Der Ewigkeit — und schaudert wieder —
Ach! meine Seele blutet — falle nieder
Grausamer Vorhang! Greuelvolle Gruft,
O schliesse dich vor meinen Blicken wieder!
Wohl mir! ich schöpfe frische Luft;
Die Phantasey schwingt ihr Gefieder
Und brütet nicht mehr über mir.

Ha! wie mein Pferdchen schwitzt! das arme Thier! —
Frisch eingelenkt! Wo blieben wir? —
Recht! in der modischen Philosophie Revier.

Wenn ich in meines Eifers Strenge
Den Pfuscher in der Kunst, den Meister, der sie kennt,
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge,
Ey! so verzeih es mir, wohlweises Parlament!
So geht es, wenn von Schwärmerey geblendt,
Mit der Vernunft der Kopf zum Henker rennt.
Nein, wegen ungerathner Glieder,
Verdamm ich deinen Nutzen nicht,
Und Ehrfurcht gegen dich ist meine Lieblingspflicht.
Allein gesetzt, daß, unverfälscht und bieder,
Ein Theil von euch dem sonnenhellen Licht



Der Wahrheit nachgespüret hätten;
Die Knoten, die um unsre Wiegenbetten
Die liebe fromme Dummheit flicht,
Wie Philipps Sohn; zerhaun; den ersten Unterricht,
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,
Rein von sich abgeschüttelt; ihr Gesicht
Vom Stahr befreyt; und ihnen wärs gelungen;
Sie wären, wie der Mann mit seiner Löwenhaut,
Ans Ne plus ultra der Vernunft gedrungen;
Sie hätten alles tief durchschaut,
Verschlungen, wiederkäut, verdaut,
Was einst dem Sokrates sein Genius vertraut;
Und nun auf diesem Felsengrunde
Von Weisheit aus der Alten und der Neuern Munde,
Von der Natur und der Geschichte Kunde,
Ihr herrliches System erbaut;
Ist ihr Verstand dann aufgeklärter,
Ist ihre Redlichkeit bewährter,
Ihr Mitleid thätiger, als unser Mitleid ist?
Sind sie getreuer Bürger, beßre Diener,
Im Unglück ruhiger, und bey Gefahren kühner?
Sind sie versönlicher im Zwist?
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?
Genießen sie des Lebens kurze Frist
Mit stärkerem Gefühl? Und schlummern sie hinüber
Gelaßner, heitrer, als der Christ?

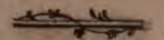
Gut

Gut mögt ihr seyn, ihr Herrn, doch besser bleibet besser;
Held Scipio war groß und Alexander grösser.
Das Unglück ist, daß wir uns nicht verstehn.
Ihr stoßt euch an die Schlacken; Wohl! Laßt sehn,
Ob in dem Tiegel sich das Gold bewähre!
O kenntet ihr die reine Lehre,
Rein, wie sie von dem Lehrer gieng,
Eh Stolz und Eigennutz mit Lumpen sie behieng,
Du redlicher Jean Jaques, du beissender Voltaire,
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,
Und eiltet ihrem Tempel zu!

Mein guter Freund, für die Catheterrichter
Schwatz ich, als wie ein Kakadou;
Wahr ists — ich neige mich, sie sind Europens Lichter —
Wahr ists, bey Lieb und Wein verweile sich der Dichter!
Der Schuster bleibe bey dem Schuh!
Ein Restchen von Lektür, ein Restchen von Erfahrung
Machts noch nicht aus. Doch wer zu scharf mich prüft,
Verstatte mir rechtmäßige Verwahrung.
Mit Vorsatz hab ich mich in kein System vertieft;
Du nimmst mit Milch vorlieb, weil keine starke Nahrung
Dem Geiste des Genesenden gebührt.

Wohl dem, Arist, den Zweifelsucht nicht rührt!
Ach! auf dem Pfühl der Offenbarung
Schläft sichs so sanft! Sophisten, wüßtet ihr,
Wie gut uns Schlaf, Caffee und Braten schmecken,
Ihr ließt das ewige Geschmier
Und hörtet auf Phantomen auszuhecken!
Bedenkt doch selbst! das Auge dieser Welt
Hat sichs, durch einen Stoß, vom blinden Chaos trennen
Und so den Platz am Himmel nehmen können,
Daß es uns nicht verzehrt, nur wärmet, nur erhellt?
Wer hieß die Millionen Lichter brennen,
Die kühle Ruh und sanften Wiederschein
Von ihrer Majestät auf unsre Hütten streun?
Und wer gebot dem Mond, die Erde zu begleiten,
Und durch verborgne Kraft den Ocean
Zu halten, daß er nicht, aus seinem Ufer gleiten
Und uns die Sündfluth wieder bringen kann?
Wer hatte Kraft, den Wolkenmantel auszubreiten,
Der tausendfarbigt über unserm Haupte fließt,
Des Lenzens Hofnung und des Herbstes Schätze
In seiner Falten Schoos verschließt?
Wer gab dem Wasser und der Luft Gesetze,
Daß keines in das andre sich verlohr?
Wer schrieb den Winden ihre Laufbahn vor?
Ist euer Auge blind, verschlossen euer Ohr,
Daß ihr des Schöpfers noch nicht achtet,

So




So kehrt in euer Herz zurück;
Vielleicht entdeckt ihn euer Blick,
Wenn ihr euch selbst, von Wahne frey betrachtet.
Das Ding, das in euch wohnt, das nach Unsterblichkeit,
Voll heissen Durstes, schmachtet,
Mit zitternder Begier, die Dunkelheit,
Die euch umhüllet, zu durchbrechen trachtet,
Sich muthig in die Wolken schwingt,
Und Klarheit aus der Sonne trinkt;
Das alles um euch her, zu eurem Dienste zwingt,
Und, Herr der Schöpfung, selbst erfindet,
Zusammen trägt, erbaut, verbindet,
Verschönert, übertreibt, zerstöhrt;
Was euer Herz bey fremdem Leid empfindet;
Die Wollust, die ihr oft in stillen Thränen findet;
Der Schauder, der durch euer Wesen fährt,
Wenn eure Jugendstärke schwindet,
Euch Alter oder Krankheit überwindet,
Und ihr den Tritt des Todengräbers hört,
Ach! alle diese Stimmen klagen
Euch Himmelsstürmer an; sie zwingen euch zu zagen,
Und vor dem Herrn von euren Tagen,
Von allem, was da lebt, anbetend hinzuknien.
Doch deutlicher erkennt ihr ihn
In Männern, die sein Bild auf ihrer Stirne tragen,
In Newton und in Antonin.

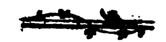
Ja, lauter, als die Sonnenkreise
Und der Planetentanz um sie,
Als der Kometen ungemeßne Reise,
Des ganzen großen Baues Harmonie
Und der Geschöpfe wunderbare Stufen
Vom Wurme bis zum Behemoth,
Vom Schwamme bis zur Eiche — lauter rufen
Die Tugend, das Genie: Es ist ein Gott!
Ihr fühlt es, doch um neu, um sonderbar zu scheinen,
Treibt euch der Stolz, es zu verneinen,
Ob euer Herz gleich widerspricht.
O! lernt erst dies Gefühl bekämpfen,
Lernt des Gewissens Aufruhr dämpfen,
Sonst seyd ihr Atheisten nicht.

War je ein Mensch, der keine Gottheit glaubte,
So wußt er nichts von innerlichem Streit,
Und grübelnder Spitzfindigkeit;
Er schwamm im Strom der Dinge fort, erlaubte
Sich jeden Wunsch, blieb in der Freude kalt,
Und kalt im Schmerz. Vom heftigen Verlangen,
Der Wesen Triebwerk zu umfangen
Und jedes Rad zu sehn, hat nie sein Blut gewallt;
Vertieft in traurige Chimären
Schlich er dahin, vom Kitzel fern,
Sie im Marktschreyerton zu lehren,
Und kleine Geister zu bekehren;

Sah

Sah ungerührt der Wissenschaften Kern
In Folianten eingetragen,
Die Narren, die sich bläh'n, und Narren, die verzagen;
Das Laster auf dem Thron, die Tugend auf dem Block;
Ihm galt sein Leben, wie sein Rock,
Er zog ihn aus, wenn er ihn drückte;
Kein Kummer nagte, keine Hoffnung jückte
Sein welkes Herz; Nichts band ihn an die Welt;
Der goldnen Feyenmärchen müde,
Mit denen sich die Jugend unterhält,
Umgab ihn Todtenstiller Friede.
So glomm er langsam weg, verlosch und merkt es kaum,
Sein Tod war wie sein Leben, nur ein Traum.
Doch Muse halt! Zurück in deiner Kräfte Raum!
Du, Schmetterling, wirst dir den Fittig sengen!
Bin ich der Mann, den Unsinn zu verdrängen,
Der von der Seine her, wie manches Unheil, kömmt,
Und unser Teutschland, ungehemmt,
Mit Wörterbüchern, mit Romanen und Gesängen
Voll schalen Witzes, überschwemmt;
Umsonst hat mancher schon entgegen sich gestemmt,
Die Schlüsse umgestürzt, gefegt die Anekdoten,
Entblößt des Spottes traurige Figur,
Umsonst hat man — weil keine Kur
Gelingen will — Fiskal und Henker aufgeboten.
Die Herrn gefallen sich in der Karrikatur,

 Halb



Halb Sceptiker und halb Deisten,
Und wissen stets den Weg nicht tiefer einzunisten.
Sie lesen nichts, was ihren Kopf beschwert,
Und halten sies der Müh, es zu durchblättern werth,
(Statt Opiums, wenn ihnen Schuldenlisten
Quer durchs Gedächtniß ziehn) bringt ihr furchtbarer Hohn
Des Teutschen trocknen Ernst, die Opponentenmine,
Den feyerlichen Kanzelton
Gleich paradirend auf die Bühne.
Wir ärgern uns, und schreiben noch einmal:
Logik, Metaphysik, Dogmatik und Moral
Wird ausgekramt; Man glaubt sie nun gewiß zu haschen;
Sie drehen sich — weg war der Aal!
Ha! lieber wollt ich Mohren waschen!
Sprich aber Freund, was wollen nur
Die philosophischen Despoten?
Vertilget ist der falschen Eifer Spur,
Die der Vernunft mit Nacht und Fesseln drohten,
Vertrocknet das vergoßne Blut,
Verschmerzt der Riß der Patrioten,
Und ausgelöscht der Scheiterhaufen Glut.
Die orthodoxischen Scholasten,
Die, wie ein Priester wild, wenn Phöbus in ihm stürmt,
Sich über Dogmen, die sie selbst nicht faßten,

Und Träumereyn, aus ihres Hirns bestäubtem Kasten
Gesponnen und auf Träumereyn gethürmt,
Zum Aergerniß der Layen haßten,
Sich bis ins Grab verfolgten — ach! sie rasten,
Tief in des Lethe Strohm getaucht!
Der Zinzendorfe Schwindel ist verraucht.
Die Fürsten weiden ihre Nationen,
Als gute Hirten, mit gelindem Stab;
Im Frieden werden wir gebohren, wohnen
Im Frieden, sinken friedlich in das Grab,
Und alles geht nun fort im sanften Schlendriane.
Kein Bannstrahl aus dem Vatikane
Schreckt die Regenten, keine Kreuzesfahne
Ruft das betrogne Volk von seiner Pflugschaar ab;
Der Bund, der, wie mit einem Talismane,
Von Rom bis Paraguay der Welt Gesetze gab,
Er ist zerstöhrt; die trägern Tagediebe
Fliehn scheu zurück zur Zelle — zum Altar.
Die Priester lehren einen Gott der Liebe
Und zwingen nicht zum Glaubensformular.
Wer mild und gütig ist, wie einst ihr Meister war,
O dem verzeihen sie des schwachen Fleisches Triebe.
Ruft einer unter ihnen noch:
„Streng ist sein Wille, hart sein Joch
„Und den trift ewig Fluch, der weicht von den Geboten!“
So spottet selbst die Menge des Zeloten.

Und dennoch schreyn die aberklugen Herrn
Noch über Wahn und Blindheit, schickten gern
Ihr Licht zu uns herab, zu uns Lebendigtodten.
Nein, nein! behaltet nur die Fackel der Vernunft!
Wir scheuen allzu grosse Helle,
Des Glaubens Lämpchen gnügt für unsre kleine Zelle.

Doch schon genug von der Apostelzunft!
Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,
Der uns zuerst geliebt, der uns an Kindesstatt
Von Ewigkeit gewählet hat,
Mit Blut uns in sein Herz geschrieben
Und für ein Glück, das nicht verblüht, bestimmt;
Der gern das Schaaf, das aus der Irre kehret,
Zur grossen Heerde wieder nimmt;
Der sanfte Pflichten nur uns lehret,
Die Mäßigkeit, die durch sich selbst uns lohnt;
Die Menschenliebe, die, der unsichtbaren Güte
Statthalterin, in edlen Seelen wohnt,
Und die Gedult, die bey zerschlagner Blüte,
Verheerter Saat, beym Sarg des Sohnes und der Braut,
In die entflohne Tage schaut
Und nicht vergißt, daß Er, der ungern kränket,
Zum Besten stets die kurzen Leiden lenket;
Und ruhige Genügsamkeit;
Und himmlische Verträglichkeit,

Die

Die dem Beleidiger verzeyht
Und den nicht haßt, der irrig denket.
Ein guter Gott ist er, dem unerschrockner Muth
Und eines reinen Herzens Lallen
Mehr, als der jungen Rinder Blut
Und Hekatombenstolz gefallen;
Der uns von Tag zu Tag erhält,
Dem unbewußt kein Haar von unserm Haupte fällt;
Der alle meine Werke kennet
Und jede Lust, die im verborgnen brennet,
Und jeden Wind, der meine Seegel schwelt.
Wär er zu groß, um mich sich zu bekümmern,
Ein Gott Homers, der auf dem Ida schlief,
Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teukrer rief?
Ließ, unter ihres Glückes Trümmern,
Er, ohne Trost, die Unschuld ewig wimmern;
Wo bliebe seine Macht? wo seine Gegenwart?
Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?
Ist seinem Blick der kleinste Wurm entgangen?
Hat je ein Mensch umsonst anf ihn geharrt?
Nur fordre nicht, du Narr, daß sich auf deine Bitte
Die Ordnung der Natur zerrütte,
Sich aus der Dinge Kett' ein Glied
Verdrehe, daß, erweicht durch eines Schwärmers Lied,
Auf dürre Flur der Himmel Regen schütte;
Die Pest verschwinde, die dein Volk verheert,

Und



Und daß der Untergang verschone deine Hütte,
Wenn du sie selbst durch Schwelgerey zerstöhrt!
Nur murre nicht, kurzsichtiger Bewohner
Des kleinsten Punkts, wenn dir ein Plan mißlingt,
Wenn Undank triumphirt, Verdienst mit Mangel ringt,
Wenn, deinem Dünkel nach, der Schoner
Des Frevlers Stolz zu lange trägt!
Was bist du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?
Du siehst dich' um — und stirbst! der Wiege folgt die Bahre.
Ihm ist ein Tag wie tausend Jahre,
Und tausend Jahre wie ein Tag.
Er sah den Keim, der in der Erde lag —
Den Baum — den Blitz, der ihn zersplittert,
Mit Einem Blick. Der Sturm, der hier ein ganzes Land
In seinem Mittelpunkt erschüttert,
Treibt dort ein hoffnungsloses Schiff zum Strand.
Vor ihm entwickelt sich, was ungleich und verschlungen
Hienieden scheint; des Lebens Dämmerungen
Zerfließen ihm in Licht.
Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,
Und will bis in den Himmel reichen?
Ein guter Gott ist er, der nicht von mir begehrt:
„Du sollst in finstre Wüsten schleichen,
Von deiner Sünden-Last beschwert

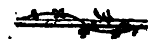
Den

Den Kopf stets hängen, an den Nägeln kauen,
Dich nähren, wie der Stier sich nährt;"
Der nicht umsonst, so lieblich anzuschauen
Das Weibchen und die Traube schuf;
Der Vater Noahn den Beruf,
Der Sorgen Gegengift zu brauen,
Und mir den Trieb verlieh, mein Nestchen auch zu bauen;
Der Vögel für uns singen, Quellen rauschen, Auen
Im Lenze blühen heißt und laue Weste wehn;
Ach! der nicht sauer sieht, wann wir mit frischen Kränzen
Des Frühlings Wiederkehr, der Ernde Fest begehn,
Und, unter Liedern, unter Tänzen,
Gerührt gen Himmel sehn;
Wenn Wir der Tonkunst Reiz tief in der Seele fühlen,
Wenn Schweizers Zaubermacht den wonnetrunknen Geist
Hinüber in das Land beglückter Schatten reißt —
Dann, unsre Phantasie zu kühlen,
Ein Liedchen aus der Jagd von Choens Lippen fleußt;
Wann wir; am Feuer, mit Poeten,
Den edlen Söhnen der Natur,
Die langen Winterstunden tödten,
Und, aus Gesundheitsliebe nur,
Die trägen Geister zu erwärmen,
Mit weisen Freunden weise schwärmen;

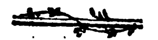
Bald,

Bald, bey der Journalisten Katzenwuth,
Nicht ohne Schadenfreude, kittern,
Bald, über Tobys Laun' und Trimms gelaßnes Blut,
Den Bürgermeisterbauch erschüttern;
(Denn Lachen, sagt man, ist für Nier und Zwergfell gut)
Der minder furchtbar, als die G * * n,
Die schwere Sünd uns auch verzeiht,
Daß wir uns an Zayrens Leid
An Werners guter Seel' ergötzen
Und nicht dem Mann, der unser Herz erfreut,
Für seine Müh aus Dankbarkeit,
Ein Stühlchen in der Hölle setzen.
Wer diesen Gott mir zu entziehn vermeynt,
Sein theures Bild aus meinem Herzen
Mit Pfeilen der Satyre merzen,
Mich so erleuchten will, der ist mein Feind
Und, so gelehrt und klug er immer scheint,
Mir ist er nur ein gifterfüllter Schwätzer.
Ich lobe mir gesunden, schlichten Sinn,
Und danke Gott, daß ich kein Grübler bin;
Schlendr ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,
So seys mit Nothankern, dem Ketzer,
Und seinen Brüdern in dem Herrn,
Dem nachsichtvollen, sanftem Stern
Und o! dem guten Wakefilder.

Ich hasse Fanatismus, der uns wilder
Als Cannibalen macht.
Mich schrecken Fabeln nicht, in öder Zellen Nacht
Von blödem Müßiggang erdacht,
Noch von der Barbarey in Holz geschnitzte Bilder
Des pferdefüßigen Monarchs vom Schwefelpfuhl;
Im Dunkeln thront des Richters Stuhl,
Im Dunkeln schlafen seine Blitze.
Weh dem, der mit verwegner Hitze
Den Vorhang zu zerreissen wagt,
Den schwarzen Ausfluß seiner Galle
Der Gottheit unterschiebt, mit hohler Stimme Schalle
Furcht in die schwächern Seelen jagt,
Und rasch das Urtheil spricht, daß Sokrates, der Weise,
Der für die Wahrheit, unverzagt,
Begann die ungewisse Reise
Daß Mark Aurel und Titus und Trajan,
Für ihrer Großmuth güldne Thaten,
Nun ewig an dem Spieß und auf dem Roste braten,
Weil sie den Stern aus Morgenland nicht sahn!
Schreyt, wie ihr wollt, mein Herz setzt sich darwider,
Naturalist, Deist, Papist und Protestant
Sind alle meine lieben Brüder,
Und nur auf den seh ich voll Abscheu nieder,
Der Menschenliebe nie empfand;
Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerde,



(Wozu verführst du nicht, verfluchter Durst nach Gold!)
Die Bürger einer halben Erde,
Geschwinder als der Donner rollt,
Von ihrem väterlichen Herde,
Von ihren Tempeln weggeschreckt,
Sie, wie des Waldes Thier, erschlagen,
Mit euren Seuchen, euren Lastern angesteckt,
Und über sie die schrecklichste der Plagen,
Die Sklaverey gebracht;
Ihr habt des Christen Ruhm, mit welchem ihr euch brüstet,
Zum Fluch der halben Welt gemacht!
Wie werd ich gegen euch entrüstet,
Wenn Schwermuth meinen Geist auf jene Küsten bannt,
Wo ihr mit Menschenblut erkauft, was euch gelüstet,
Wo Menschen, so wie Ihr, mit Thränen nach dem Land,
Aus dem ihr sie entführtet, schauen,
Mit Thränen eure Felder bauen,
Vom Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,
Gespenstern gleich, die Nachts um Gräber schleichen,
Entkräftet, wund, in ihrem Joche keichen;
Wo für ein Nichts ihr sie auf Foltern spannt
Und ihr Geschrey und eurer Peitsche Knallen
Erschrecklich mir von Felsen widerhallen!





Philosophie — ich hab es schon bekannt —
Philosophie laß ich in ihrer Würde;
Sie zeuget Freyheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz für Gott, von dem sie stammt;
Erleichtert menschenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wüsteneyn;
Der Pharus, dessen sanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht strande;
Entweichet sie aus einem Lande,
So wankt der Thron und der Monarch
Kan sich durch keine Schweizer schützen!
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen,
So wird die Freystatt der Vernunft — ein Sarg!
So steigen unzählbare Stimmen
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan,
Im blutbedeckten Bette schwimmen
Der Säugling und der Mann;
So sieht das Weib mit höllisch frohem Lächeln
Des Gatten Scheiterhaufen glühn,
Der Vater hört entzückt des Sohnes Röcheln,
Er tödtete ja Gott zu Ehren ihn;
So schleichet im tartüffischen Gewande
Das Laster frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geschlechter Zwist und Schande
Und saugt das Mark des Landes aus;
So schließt uns Geld und Geisselung die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreyt vom Kropf, vom Stein, vom Zipperlein;

So bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrey;
Den Landmann treibet Schwärmerey,
Daß er in Wälder flieh, in Mauern sich versperre;
Todt liegt der Acker — eine Wüsteney;
Die Wissenschaft wird Barbarey
Und die Religion Geplärre.
So jammervoll, durch Glaubenszwang entstellt,
Gehüllt in öde Finsternisse,
Lag Teutschland auch — daß aus den Chroniken der Welt
Ein Genius die schwarzen Blätter risse!
Doch mit hellglänzendem Panier
Fuhr Weißheit wieder von dem Himmel,
Mit ihr der Friede; das Gewimmel
Der Dummheit floh; die Nacht verschwand; die Thür
Des Elends wurde zugeriegelt —
Dank sey ihr, ewig Dank dafür!
Nur wenn sie sich vermißt, sich ungezügelt
Ins Meer der Gottheit stürzt, und klügelt
Wo, tief anbetend der Verstand
Der Leibnitze, der Haller stille stand,
Wo selbst der Seraph seinen Mund versiegelt,
Wird sie zum Schwerd in eines Narren Hand.
So denk ich, lieber Freund, und lasse
Der Geister von der höhern Classe
Den alten Wein aus Rom und Griechenland
Mit ihrem schalen Witz durchwässern
Und unsre beste Welt regieren und verbessern;

Auch

Auch laß ich gern den Unverstand,
Wie's ihm beliebt, die Scheidewand
Des Himmels und der Hölle setzen
Und Zion wider den verhetzen,
Der Spott mit seinen Bullen treibt;
So wissen mich Apoll und Freundschaft und Vergnügen
Um meine Muße zu betrügen,
Daß zu Sophistereyn und Glaubens-Ritterzügen
Kein Viertelstündchen übrig bleibt.
So leb ich, ohne schwarze Sorgen,
Gemächlich in den Tag hinein
Und denke mir am frühen Morgen,
Ihn ganz mit Blumen zu bestreun;
Um mich, so lang es währt, zu freun,
Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.
Ja Freund, haushältrisch mit der Zeit
Und mit der Freude karg verfahren,
Genießen die Gelegenheit,
Für trübe Stunden Heiterkeit
Und Hofnung, wann ein Sturm uns dräut,
Und einen Wunsch für morgen sparen,
Hat keinen Weisen noch gereut.

Und daß ich nicht von diesem Grundsatz wanke,
Verdank ich Ihm, dem ich mein Leben danke.
Ah! welch ein Mann! Voll Menschenfreundlichkeit,
Voll ächter teutscher Redlichkeit!
Ihm gleich zu seyn — welch ein Gedanke!
Froh that er seine Pflicht, und fürchtete nur Gott
Und dient' ihm treu und haßte frechen Spott.

Ein guter Vater, liebevoller Gatte,
War er vergnügt mit seinem Loos,
War ohne Stolz im Glück, im Leiden groß
Und fand, wenn er die Last des Tags getragen hatte,
Den süßen Lohn in seiner Freunde Schoos,
Im Schoose häuslich stiller Freuden,
Die das Geräusch der großen Häuser meiden.
Ach! meine Brust bleibt ewig sein Altar!
Heil ihm, daß er mich früh zu gutem Muth gewöhnte;
Daß er sein Werk mit einem Ende krönte,
Das lehrreich, wie sein Leben war!
Die immer währende Gefahr
Erschreckt' ihn nicht, sein Herz blieb still, sein Auge klar,
Es lächelte, da seine Lippe stöhnte
Und Tod durch alle Nerven drang.
Das Einzige, nach dem sein Wunsch sich sehnte,
War Klopstock, dein vollendeter Gesang. (*)
„Ich gehe, sprach er, meiner Väter Gang;
„Was weinet ihr, wenn ich mich freue? —
Weg mit der Feder! — Fließt ihr Thränen, fließt aufs neue!
Gedanke stell ihn mir auf jedem Schritte dar!
Verflucht sey, wenn ich ihn verkenne
Und auf die Bahn des Lasters renne,
Verflucht der Tag, da mich sein Weib gebar! —
Wann auch mein Stundenglas gemach zum Ende rinnet,
Die Ewigkeit vor meinen Blicken tagt,

Das

(*) Er starb vor Erscheinung des 4ten Bandes der Messiade, die sein Lieblingsbuch war.

Das schreckliche Verhör beginnet,
Dem der verborgenste Gedanke nicht entrinnet —
Und dann kein Fluch verführter Unschuld mich verklagt,
Kein Haß in meinem Busen lodert,
Kein Mündel seiner Väter Schweiß, kein Freund
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,
Noch über mich des Armen Wittwe weint;
Wenn der Gedank' an mitvergoßne Thränen,
An einen Wassertrunk den Dürstenden gereicht,
Mich süß durchschaurt — mein Haupt sich sanfter neigt;
Wann meines Lebens bunte Scenen,
Von Schwachheit überall und Irrthum ausgefüllt,
Des Vaters Lieb' in ihren Schleyer hüllt,
Des Vaters, der durch Reue sich versöhnen
Und Gnade nur, nicht Recht ergehen läßt;
Wenn um mein Ohr der Freundschaft Seufzer tönen
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —
Soll ich dann noch vor Menschendrohung zittern
Und meiner Augenblicke Rest
Durch selbstgemachte Furcht verbittern?
Das gebe deine Huld nicht zu,
Du liebevoller Quell der Ruh!
Erhöre mein Gebet, das, mit dem Dank der Biene,
Das mit der Lerche Lied, sich himmelan erhebt;
Verleih, daß diese leidende Maschine
Dem Geist, der immer aufwärts strebt

Und wieder nieder sinkt und an dem Boden klebt,
Zu einem sanften Kerker diene,
Bis sein Arrest sich hebt!

Geliebter, dessen holde Miene,
Stilllächelnd, mir vor Augen schwebt
Wenn sich mein Geist, von Traurigkeit durchbebt,
Mit seinen Schlummernden begräbt;
Der, seines Lohnes werth, jetzt unter Engeln lebt,
Zu gut für eine Welt, wo zartgeschaffne Seelen,
Die, Mißtrauns unbewußt, oft nach dem Scheine wählen,
Auf jedem Tritt der Meineyd Netze webt
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt. —
Mein Seebach (*), der mich unter seinen Füssen
Verlassen irren sieht — Komm dann herabgeschwebt,
Den letzten Kampf mir zu versüssen.
Zu stärken meinen müden Geist
Und ihn, wann er sich loß von seinen Fesseln reißt,
Mit Siegesliedern zu begrüssen.

G — t.

---

II. Bey-

(*) Er starb im Anfang dieses Jahres, als Hofmeister zu Göttingen, seinen Freunden, wegen seines Herzens, unvergeßlich.





II.

# Beyträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen.

## Fortsetzung des ersten Abschnitts.

### IV.

### Von dem Eigenthum der alten Teutschen.

Der alte Teutsche war also kein Wilder, hingegen doch ein roher Barbar. In diesem Zustande sind zwar die Bedürfnisse nicht so einfach, als sie in der Wildheit zu seyn pflegen. Sie sind aber auch nicht so tausendfach, als sie durch die beynahe ins unendliche fortsteigende Kultur vervielfältiget werden. Doch waren ihrer, bey einer täglich mehr anschwellenden Bevölkerung, und kärglich gebenden Natur in dem alten Germanien so viel, als nöthig sind für die **Furcht**, den Mangel auf seiner gefährlichen Seite als möglich vorzustellen, und für die **Begierde**, das Eigenthum in die Reyhe der übrigen Bedürfnisse zu setzen.

So gedankenlos auch der Zustand des alten Teutschen war, so fehlte es ihm doch nicht an der

sich von selbst ihm zudringenden Ueberlegung: „daß er etwas mehr, als seine tägliche Nah-„rung im Eigenthum haben müsse, wenn bey der „so ungewissen Zukunft, und den so oft fehlschla-„genden Hofnungen seine Erhaltung in Sicher-„heit seyn sollte.“

Die Erhaltungsmittel gegen seine Bedürfnisse, jene mochten auch noch so roh und ungekünstelt, diese hingegen noch so einfach und wenig seyn, waren doch kostbar. Sie mußten mit vieler Arbeit erworben, und der Natur so zu sagen, abgedrungen werden. In dem innersten Grund der menschlichen Seele liegt für diesen Fall ein unwiderstehlicher Trieb zum Eigenthum, der, des Menschen Zustand mag nun roh oder kultivirt seyn, so bald und so weit thätig wird, als sich Gefahr für zukünftigen Mangel zeigt. Des Wilden grosse Armuth an Eigenthum ist im Grunde nicht eine Folge seiner Unwissenheit. Untersuchen wir seinen Zustand etwas genauer, so finden wir ihn nur in gewissen Gegenden, und zwar bloß deswegen so arm, weil für ihn eben daselbst die mildthätige Natur so reich ist, und er vornehmlich darum keines Eigenthums bedarf, weil diese ihn ohne vieles Zuthun seiner Hände mit einem Ueberfluß des Nothdürftigen versehen hat, und täglich versieht. Aber ein so wohl verpflegter Sohn der Natur war der alte Teutsche nicht. Beynahe nichts als das Leben, hatte er von ihr zum Geschenke: wie er es erhalten wollte, dafür mocht' er selbst sorgen; und daher war seine

ganze

ganze Lebenszeit so zu sagen ein beständiger Kampf mit der Kargheit der Natur. Er lebte von seiner Arbeit, Mühe und Sorgfalt — von dem **Ackerbau** und der **Viehzucht**. Diese zwoo vornehmsten Quellen der menschlichen Nahrung und Erhaltung hatten also die alten Teutschen, so barbarisch noch ihr Zustand war, mit der kultivirtesten Nation gemein. Sie scheinen überhaupt, der ganzen Oekonomie der Menschheit nach, beynahe die einzigen zu seyn. Selbst der Wilde holt seine Nahrung aus dem Pflanzen- und Thierreich: nur lebt er als der sorgenlose Pflegsohn der Natur, nicht von seinem Eigenthum oder dem Werk seiner Hände; gerade der Umstand, wodurch er sich von beyden, dem Barbaren sowohl als dem kultivirten Menschen unterscheidet. Aber in dem alten Teutschland, das erst auf der zwooten Stufe der Menschheit stand, fehlte es an den hundert und tausendfachen Ableitungen, die durch Kultur und Industrie von jenen eigentlichen und unmittelbaren Nahrungs-Quellen gemacht werden: und hierinn bestund der grosse Absatz des alten Teutschlands von dem Nahrungs-Stand eines jeden policierten Volks.

Zog aber der alte Teutsche ordentlicher Weise seine Nahrung von dem Ackerbau und der Viehzucht, so schließ ich hieraus, als eine sehr natürliche Folge, „daß damalen schon Heerden und „Land im **Eigenthum** müssen gewesen seyn, „und Land-Eigenthum so wohl als eigne Vieh-

„Heerden das Vermögen jedes wohlhabenden „oder reichen Hauswirths ausgemacht haben,“ hingegen die Armuth, die überall in allen Zeitaltern im Mangel des Eigenthums besteht, nichts anders, als der Mangel an Landeigenthum und eigenthümlichem Vieh gewesen sey. Doch von dem Reichthum und Armuth des alten Teutschlands handeln wir zu seiner Zeit. Für jetzo kömmt es noch blos darauf an, ob in dem alten Teutschland **Eigenthum** gewesen, und, wenn es an dem ist, daß es nicht allein in eigenthümlichen Viehheerden, sondern auch im **Landeigenthum** bestanden habe? Gegen dieses Letztere möchten unsere Leser die meiste Bedenklichkeit haben, besonders wenn sie sich einiger Stellen im Cäsar und Tacitus, die sie vielleicht mehr gelesen als geprüft haben möchten, erinnern, welche gerade das Gegentheil zu sagen scheinen.

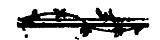
Von dem Schulknaben bis zum Geschichtschreiber hinauf sagt immer einer dem andern nach, daß die alten Teutschen von der **Jagd** und **Fischerey** gelebt hätten. Gerade als wenn es möglich, oder wohl gar etwas leichtes gewesen wäre, auf diese Art in dem alten Teutschland von einem Tag zum andern seine tägliche Nahrung zu erhaschen. Wenn man unter einem weit glücklicheren Himmelsstrich eine Anzahl Wilde antrift, die unter ganz veränderten Umständen auf diese Art zu ihrer täglichen Nothdurft auch jeden Tag so viel Vorrath finden: kann uns wohl diese Er-

fahrung die häusliche Wirthschaft der alten Teutschen begreiflich machen, die doch beynahe in allen ihren häuslichen Umständen so wenig Aehnlichkeit mit dergleichen Wilden hatten? Man überlege doch, wenn anders verjährte Vorurtheile zum Ueberlegen so viel Gedult übrig lassen, die Menge aller der teutschen Völkerschaften, die beysammen auf dem, Verhältnisweise zu reden, kleinen Strich Landes zwischen dem Rhein und der Elbe gewohnt haben, und von deren einer wenigstens wir wissen, daß sie jährlich hundert tausend streitbare Männer in den Krieg zu schicken pflegte. (*)

Man vergesse bey der Betrachtung ihres ganzen Zustandes, ihrer täglichen Schmausereyen (eines hier sehr wichtigen Umstandes) nicht; und denke dabey, daß die rohe Lebensart des alten Teutschen, der im Essen und Volltrinken seine meisten Vergnügungen gesucht und gefunden haben soll, gerade das Gegentheil von dem kärglichen und dürftigen Leben eines Wilden ist. Die Ungereimtheit dieser gemeinen Meynung von der Lebensart der alten Teutschen dünkt mir schon hieraus handgreiflich genug zu seyn, und um so mehr muß man sich über den Beyfall, den sie dem ohngeachtet gefunden hat, wundern, da sie nicht durch ein einziges deutliches Zeugniß irgend eines alten glaubwürdigen Schriftstellers unterstützt wird. Diese gedenken wohl hie und da der

Jagd

(*) Cäsar im 1. Cap. IV. B. seiner Geschichte des Gallischen Kriegs.



Jagd der alten Teutschen, und auch ohne ihr Zeugniß will ich gerne glauben, daß neben der Jagd auch die Fischerey unter ihnen bekannt und üblich gewesen sey. Aber daß Jagd und Fischerey die zwoo einzigen Nahrungsquellen und nicht vielmehr blos Quellen von wirthschaftlichem Vergnügen gewesen seyn sollten, dies wird mir desto unwahrscheinlicher, da sie nirgend mehr, als in dem alten Germanien, wirthschaftlich behandelt, und mit einer gewissen Art von Sparsamkeit benuzt werden mußten, wenn sie nicht früher oder später, endlich einmal gewiß gänzlich versiegen sollten. Die Natur der Sache selbst ist hievon der bündigste Beweiß, und die tägliche Erfahrung bestätiget ihn augenscheinlich. Läßt sich aber wohl die hiebey nothwendig erforderliche Sparsamkeit ohne Eigenthum denken? und bey der alten rohen teutschen Freyheit können wir eine eigenthümliche Jagd und Fischerey wohl anders, als mit dem Landeigenthum verknüft und von solchem untrennbar, vermuthen? „Vermuthungen geben frey„lich noch keinen historischen Beweiß,“ inzwischen haben sie doch ihr Gewicht gegen eine Meynung, die doch vielweniger Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Ich gehe aber weiter, und unterstüze meine scheinbare Muthmasung mit einem andern Umstand, dadurch sie einen Grad mehr von Wahrscheinlichkeit erhält.

Nach

Nach den deutlichen und glaubwürdigen Zeugnissen des Cäsars sowohl, als des Tacitus zogen die alten Teutschen den meisten Theil ihrer Nahrung aus der Viehzucht. (*)

Diese Nahrungsart scheint die natürlichste, und besonders dem teutschen Climat und der damaligen rohen Beschaffenheit ihres Landes am angemessensten gewesen zu seyn.

Bey

(*) Cäsar (im IV. B. Cap. 1. vom Gallischen Krieg) erzählt von den Sueven, einer gewissen teutschen Völkerschaft, die wir unsern Lesern nächstens etwas näher bekannt machen wollen, folgendes: „Sie leben nicht viel von Getraide, sondern meistentheils von Fleisch und Milch, und treiben stark die Jagd.“ Im VI. Buch macht er von der Lebensart der Teutschen überhaupt, eine ähnliche Beschreibung: „Sie treiben nicht sehr den Ackerbau; ihre meiste Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch.“. Tacitus, der nach Cäsar geschrieben, und allem Ansehen nach, dessen Nachrichten vor sich liegen gehabt (Cap. 28. von den Sitten der Teutschen) giebt uns von der Nahrung der alten Teutschen ähnliche Nachrichten: Cap. 23. ebendas. „Ihre Speisen sind ungekünstelt; wild Obst, Wildpret oder geronnene Milch.“ Im Cap. 5. merkt er von ihren zahlreichen Heerden an: „Daß sie die einzigen und liebsten Reichthümer der Teutschen wären;“ aller Wahrscheinlichkeit nach in der Bedeutung, als bey andern Nationen baar Geld ist, weil dessen Stelle bey den alten Teutschen das Vieh vertrat.

behalten haben, oder — es ist gar keine Viehzucht von einiger Bedeutung in dem alten Teutschland gewesen. Wir nehmen vernünftiger Weise den ersten Satz für wahr an, da wir keinen Grund haben, der gegen die Wahrscheinlichkeit der Sache stritte, und das Gegentheil von dem letztern historisch erwiesen und gewiß ist. In diesem Fall aber stund die Anzahl der eigenthümlichen Heerde, und von dieser Seite das Maas der eigenen Erhaltungsmittel, deren Werth bey denen, die damit versehen waren, immer höher stieg, je grösser die Anzahl derer ward, die nicht damit versehen waren, und also das Maaß des Vermögens mit dem Vorrath an Winterfütterung in einem nothwendigen Verhältniß. Hat nun jemand Lust, in das alte Germanien ein arkadisches Leben hinein zu träumen, und sich unter dem alten Teutschen ein uneigennützigeres Geschöpfe vorzustellen, als gewöhnlicher Weise nach dem ordentlichen Lauf der Natur und der Welt, jeder der vom Weibe gebohren ist, und gewissermaßen den Umständen nach, seyn muß: der mag es auf seine Kosten thun; aber er mache auf eines andern Beyfall nicht eher Ansprüche, als bis er seine Träumereyen durch einen historischen Beweiß zur Würde der Wahrheit erhoben hat. Uns bleibt bey so bewandten Umständen nichts übrig, als zu der eigenthümlichen Heerde Vieh, auch Fütterung und Wieswachs im Eigenthum, also Landeigenthum in einer verhältnißmäßigen Größe für eben so wahr und richtig hinzu zu denken, als es ausgemacht ist, daß eines ohne das

andere

andere in der Fortdauer nicht wohl hätte bestehen können. Es ist mir um der daraus folgenden Grundsätze willen, zu viel daran gelegen, meiner Meynung von dem Landeigenthum der alten Teutschen alle mögliche Wahrscheinlichkeit zu geben. Ich wage dahero noch eine dritte Hypothese, um die beyden vorhergehenden noch weiter zu unterstützen. Mir dünkt noch ein scheinbarer Grund für das Landeigenthum übrig zu seyn, und dieser liegt im Ackerbau der alten Teutschen selbst. So mißlich dem ersten Ansehen nach diese Wendung zu seyn scheint, und so sehr meine Leser über diese meine kleine Verwegenheit stutzen werden, da bekanntermassen Cäsar in einigen Stellen mit klaren Worten gerade das Gegentheil versichert, und seiner Erzählung nach nicht nur wenig Ackerbau, sondern so gar die wenigen Aecker in dem alten Germanien nicht einmal ein Eigenthum gewesen seyn sollen, und Tacitus durch seine übereinstimmende Nachricht die Sache um so glaubwürdiger machen sollte: so muß ich doch gestehen, daß sich mir der Gedanke von dem Landeigenthum der alten Teutschen nie so leicht und so zu sagen, von selbsten zudringt, und von allen Seiten so wenig anstößiges, hingegen so viel wahrscheinliches an sich hat, als wenn ich alle die übrigen in diesen beyden Geschichtschreibern befindlichen Zeugnisse von der Lebensart und dem Ackerbau in dem alten Teutschland damit vergleiche. Die Sache verdient also, je mehr Widerspruch darinn

zu seyn scheint, eine desto genauere Prüfung, wenn anders unsere Leser so viel patriotische Gedult haben wollen, mir in der Aufklärung eines Umstandes in der ältesten Geschichte des Vaterlandes, der doch allerdings interessant genug seyn dürfte, Schritt vor Schritt zu folgen. Wir können wohl hierinn nicht unpartheyischer zu Werke gehen, als wenn wir unsern Lesern alle die vorhandenen Nachrichten von dem Ackerbau der alten Teutschen zuvörderst mittheilen, um sie dadurch zu überzeugen, wie wenig Ursache man habe, an der Wahrheit dieser Sache zu zweifeln. Sie werden aber eben dadurch auch desto mehr in Stand gesetzt werden, von der Richtigkeit der Schlußfolge zu urtheilen, die ich von dem Daseyn des Ackerbaues auf die Nothwendigkeit des Landeigenthums zu machen gedenke, um meiner Hypothese davon einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Der Hauptknoten dabey bleibt freylich noch immer übrig, und hängt davon ab, ob der Widerspruch, der in den ihm gerade entgegen stehenden Stellen der beyden alten Geschichtschreiber liegt, gehoben werden kan, oder nicht. Die Auflösung des Knotens beruht auf deren ungezwungenen Erklärung, in wie ferne und in wie weit dieser Schriftsteller Meynung nach, kein Landeigenthum in dem alten Teutschland statt gefunden habe. Da aber solche Erklärung nicht anders als mit einer etwas ausführlichen Erzählung

des

des alten Suevischen Bundes möglich ist, und dieses sonderbare Phänomen für die Geschichte der Menschheit viel zu interessant ist, als daß wir darüber hineilen sollten: so versparen wir diese ganze Materie in das folgende Capitel, und begnügen uns in dem gegenwärtigen blos damit, die Zeugnisse von dem Ackerbau des alten Germaniens und den darinn liegenden Beweis für das Landeigenthum, unsern Lesern zur weitern Prüfung vorzulegen.

Daß Ackerbau in dem alten Germanien gewesen sey, darinn stimmen Cäsar und Tacitus mit einander überein: doch sind die Nachrichten des letztern hievon vollständiger, und darinn von des andern seinen in so weit verschieden, daß er mehr Ackerbau unter den alten Teutschen zuzugeben scheint, als jener, der zu wiederholten malen versichert, daß der größte Theil der Nahrung aus der Viehzucht, und der wenigste aus dem Ackerbau gezogen, folglich dieser gar wenig getrieben worden sey. (*) Inzwischen erzählt er doch von einigen teutschen Völkerschaften, daß sie aus keiner andern Ursache über den Rhein gegangen wären, und sich in den fruchtbaren Gegenden Galliens niedergelassen hätten, als darum, weil sie durch die Sueven von ihren Gütern vertrieben, und von ihrem Ackerbau verdrungen und abgehalten



(*) B. VI. Cap. 22. und B. IV. Cap. 1. der Geschichte des Gallischen Kriegs.

ten worden wären. (*) Dieser Völkerschaften ihre Nahrung muß also doch wohl vornehmlich im Ackerbau bestanden haben. Wir müssen daneben auch noch erinnern, daß eine von den oben angeführten Stellen dieses Geschichtschreibers, worinn er so wenig Ackerbau für das alte Germanien einräumt, gleichermassen bloß allein von den **Sueven**, einer einigen teutschen Völkerschaft, die ohnehin in so vielen andern Dingen ihre ganz eigene und sonderbare Verfassung hatte, handelt. Wer hingegen den Tacitus nur einmal gelesen hat, wird darinnen Spuren, Nachrichten und Zeugnisse genug von dem häufigen Ackerbau der alten Teutschen angetroffen haben.

Getraide ist nach der Viehzucht beynahe das einzige Produkt, das er auf dem teutschen Grund und Boden und zwar in einem Grad von Fruchtbarkeit angetroffen hat. (**)

So kriegerisch er auch seinen Lesern den Geist der Teutschen beschreibt, daß es beynahe scheint, die ganze Nation habe ihre Lebenszeit blos zwischen Krieg und Müßiggang getheilt; (eine Lebensart, die wohl eher von einer gewissen Gattung Leute erweislich gemacht werden dürfte, als sie von einer ganzen Nation begreiflich ist:) so er-

(*) IV. B. Cap. 1. und 4. derselben Geschichte.

(**) Cap. 5. f. **Nachrichten von den Sitten Teutschlands.**

erzählt er doch von diesen kriegerischen Müßiggängern Ackerbau, der zwar nicht von ihnen selbst, aber doch von ihren Weibern und alten Leuten, die zum Krieg nicht mehr tauglich gewesen, bestellt worden wäre. (*)

Ueberall fand er zwar in dem alten Teutschland nicht den Geist von Industrie, Arbeitsamkeit und Wirthschaft, der den policierten Römer von dem rohen Teutschen, dem hingegen aber auch die tausendfachen gemachten Bedürfnisse unbekannt waren, so sehr charakterisirte. Dieser Unterschied war die natürliche Folge von dem verschiedenen Zustand, worinn sich beyde befanden. Der Umfang der Aecker und die durch Arbeitsamkeit und Industrie darauf möglich zu machende Fruchtbarkeit hatte mit der wirklichen gar kein Verhältniß. Da waren keine durch gezogene Canäle getränkte Wiesen; keine unabsehbare Ebenen voll von Fruchtbarkeit strotzender Felder; keine anlachende mit Obstbäumen und Weinstöcken angepflanzte Gärten; die ganze Jahrszeit des Herbsts fehlte in dem alten Germanien gänzlich. Dieser war mit seiner angenehmen und fruchtbaren Erndte den alten Teutschen nicht einmal dem Nahmen, geschweige seiner Gaben nach, bekannt. Traurig klingt freylich diese Beschreibung; öde und ungestalt muß nothwendig das Land seyn, wovon eine solche Beschreibung die Abbildung ist. Aber doch hatte der von der Natur



(*) Cap. 15. ebendaselbst.

tur so kärglich versorgte, und durch Kultur noch nicht umgeschaffene alte Teutsche, auf den kalten und lange daurenden Winter, die Annehmlichkeiten und Vortheile des Frühlings und Sommers, so kurz vielleicht auch jener gewesen seyn mochte, und zum wenigsten gab es doch für seine Bedürfnisse zwoo Erndten. Eine Heuerndte hatte er aus dem meist natürlichen Wiesewachs. Die Kornerndte verschafte er sich durch seinen, wiewohl ungleich mühsameren, Ackerbau. (*)

Niemand glaubt, und ich selbst habe nicht den Einfall, jemand zu bereden, daß die Fruchterndte von jedem Acker damals so kornreich gewesen, als sie hätte seyn können, als sie heutiges Tags ist. Aber davon ist hier nicht die Rede. Die Frage betrift blos den Umstand, ob der Ackerbau in dem alten Teutschland so selten gewesen sey, als man gemeiniglich dafür hält, und man es sich durch eine nicht genug geprüfte Stelle des Cäsars bereden läßt? Tacitus erzählt bey Beschreibung der Sitten Teutschlands noch so viel kleinere Umstände, die mit dem damals üblichen Ackerbau in einiger Verwandschaft stehen, daß Cäsars Worte nothwendig einen Abfall leiden müssen, oder nicht von allen teutschen Völkerschaften überhaupt, verstanden werden können. Unmöglich kan der Ackerbau unter den alten Teutschen eine so seltene Sache gewesen seyn, als man sich dem gemeinen Vorurtheil nach vorstellt. Fol-

(*) Ebendas. Cap. 26.

Folgende Umstände müssen mich hierüber rechtfertigen.

Tacitus erzählt von einer gewissen Art Leute, die er **Knechte** nennt, ob sie gleich gegen allen Begriff der römischen Knechtschaft seiner eigenen Versicherung nach, ihr **eigen Hauswesen** gehabt haben, daß sie die Verbindlichkeit gehabt hätten, ihren Herrn jährlich, neben einer Anzahl von Vieh und Kleidungsstücken, ein gewisses Maas von Getraide abzugeben. Ich will jetzo die Ursache nicht entziffern, warum er diese Leute nicht **Bauren** oder **Pachter** genannt hat, da sie doch mit diesen ungleich mehr Aehnlichkeit, als mit den römischen Knechten haben mochten. Genug, daß hieraus erhellt, daß der damals übliche Ackerbau zur Entstehung einer eigenen Classe von Leuten, zum Theil die Veranlassung gegeben hat. (*)

In dem alten Teutschland war es Sitte, und die Gewohnheit entstand aus der damaligen öffentlichen Verfassung, daß die Völkerschaften, jede ihren Fürsten und Heerführern, freywillige Geschenke von Zeit zu Zeit zu machen pflegten. **Tacitus** merkt dabey ausdrücklich an, daß **Mann für Mann** dazu beygetragen hätten. Das Geschenke konnte aus nichts anders als den rohen Produkten des Landes bestehen. Dinge anderer Art, Werke der Kunst und Industrie hatte der arm-



(*) Ebendas. Cap. 25.

armselige Teutsche in dem rohen Zustand der Barbarey wenig oder gar nicht. Diese Produkte des Landes aber, diese freywilligen Geschenke bestanden nicht nur in Vieh, sondern auch in Getraide. (*) So etwas seltenes muß also doch wohl der Getraidebau nicht gewesen seyn. Wir gehen weiter.

Die Hauswirthe hatten **Vorräthe** an Getrayde. Freylich fehlte es, wie es einer unpolicierten Nation an tausend andern Dingen fehlen muß, vormals an ordentlichen wohlgebauten Häusern und an mit Bequemlichkeit und Vortheil wohl eingerichteten Kornböden. Inzwischen wußten sich die alten Teutschen, so weit sie sich nicht aus der Thierheit heraus kultivirt hatten, in dergleichen Fällen so gut zu helfen, als die Thiere selbst. Da sie noch nicht viel von der Kunst verstunden, grosse geräumige Gebäude in die Höhe aufzuführen: so gruben sie sich, um den Vorrath ihres Getraydes zu verwahren, grosse Vertiefungen unter der Erde. Damit verschaften sie sich, ausser einer Vorrathskammer für den früh kommenden und spät genug vorüber gehenden Winter, noch für ihre damalige Verfassung den besondern Vortheil, daß bey einem jählingen Ueberfall von Feinden, ein Unglück, das zu diesen Zeiten nicht selten war, ein solcher Vorrath von Nahrungsmitteln verborgen, und so viel möglich

(*) Ebendas. Cap. 15.

sich gerettet werden konnte. (*) Wer dieses ohne Vorurtheil ließt, dem kann unmöglich der Gedanke einkommen, daß Ackerbau in dem alten Teutschland so etwas seltenes gewesen sey. Ich füge diesem Umstand noch einen andern hinzu, durch den die hier zu beweisende Sache nichts weniger als verlieren soll.

Die alten Teutschen liebten, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller alten Geschichtschreiber den Trunk, ein Fehler, der vormals in den Augen der kultivirten Römer auffallend war, und der sie lange nachhero von den übrigen Europäischen Nationen charakterisirte, weil die meisten unter ihnen eher zu dem gehörigen Grad der Feinheit der Sitten, der diesen Fehler unerträglich macht, gelanget, als wir. Es war aber nicht Wein, und noch vielweniger Wasser, worinn sich unsere Alten zu berauschen pflegten, sondern ein aus Gersten zubereitetes Getränke, das entweder die größte Aehnlichkeit mit unserm heutigen Bier hatte, oder ebendasselbe war. (**) Dieses Phänomen vorausgesetzt, an dessen Wahrheit noch niemand gezweifelt hat, so sehe ich ganz und gar nicht ein, wie sich dasselbe mit einem seltenen und kärglichen Ackerbau reimen läßt, da es vielmehr die unmittelbare Würkung und eine unwidersprechliche Folge des Ueberflusses ist.



(*) Ebendas. Cap. 16.
(**) Ebendas. Cap. 23.

Doch es sey genug gehandelt und bewiesen von dem Ackerbau der alten Teutschen selbst. Wir kommen zurück auf das Landeigenthum, wovon hier vornehmlich die Frage ist, die daraus erörtert werden soll. Es ist kein Zweifel, daß, wenn Cäsar und Tacitus nicht so was dem **Gegentheil ähnliches** in ihren Nachrichten von den alten Teutschen versichert hätten, wohl niemand auf den Einfall gerathen wäre, beydes **nebeneinander** zu behaupten, ich meyne **Ackerbau ohne Landeigenthum**. Was kann aber hievon wohl anders die Ursache seyn, als dieses, weil eine natürliche Verbindung zwischen beyden zum Grunde liegen muß, indem eines durch das andere befördert wird, und **ordentlicher Weise** nicht leicht eines ohne das andere vorhanden zu seyn pflegt. An der Möglichkeit des Gegentheils wird niemand zweifeln; und ich räume jedem ein, daß **ungewöhnlicher** Weise sich diese oder jene Nation in Situationen befinden kan, wie dergleichen würklich vorhanden gewesen sind, die sie entweder in **Leidenschaften** hinreissen, oder auf **Grundsätze** verleiten, denen das Landeigenthum aufgeopfert werden muß, ohne deswegen den Ackerbau aufzugeben: ja die das eine wie das andere, also Ackerbau ohne Landeigenthum **nothwendig** machen. Aber dies sind keine **gewöhnliche** Situationen der Menschheit, und immer von der Art, daß sie weder **allgemein** sind noch **lang dauren**. Doch ich wollte hierüber noch nicht reflektiren, sondern meine Leser blos bitten, einstweilen

weilen an die wenigen entgegen stehenden Stellen der alten Geschichtschreiber nicht zu gedenken und mir Zeit zu lassen, von dem natürlichen und gewöhnlichen Zusammenhang, der zwischen Ackerbau und Landeigenthum statt hat, und in dem alten Teutschland gewiß mehr, als an irgend einem Ort der Welt, statt gefunden hat, eine so viel möglich richtige und deutliche Erklärung zu geben. Wenn eine Nation vom Raube lebt; welches eben nicht ihr ordentlicher Beruf ist, und nur in wenigen Fällen angeht: so theilen sie den Raub gleich unter sich, und das von rechtswegen, weil **Mühe** und **Gefahr** dabey von allen Seiten gleich sind. Was nun jedem bey der Theilung des Raubes zufällt, so viel hat er Eigenthum. Landeigenthum ist das letzte, um das sie sich bekümmern. Wenn eine Nation in einer umherziehenden Horde besteht, die gerade nicht mehr und nicht weniger Plan hat, als ihr mit herumziehendes Vieh, das an jedem Ort so lange bleiben wird, als Futter vorhanden ist: so ist bey ihr Nahrung und Viehzucht ohne Landeigenthum möglich. Ueberhaupt aber hat unter einem solchen Trupp herum wandernden Volks das **mehr oder weniger haben** nicht viel Bedeutung und Interesse: daher es ihm nicht viel daran gelegen ist, ob einer oder der andere von ihnen bey der gemeinen Heerde viel oder wenig Vieh weyden hat. Wer kan es aber wagen, die teutsche Nation und alle ihre Völkerschaften mit solchen Herumstreifern zu vergleichen?

Unsere Väter waren von den ältesten Zeiten her eine stehende Nation: wie uralt, einheimisch und unveränderlich sind nicht die Nahmen der meisten grossen Ströhme und Berge: und wie wenig davon wäre verlohren gegangen, wenn sie nicht durch die Schriftsteller (denn die ältesten waren Fremde: und die Einheimischen, die auf sie folgten, schrieben nicht in ihrer Muttersprache) nach fremder Mundart und Sprache wären verstümmelt, geradbrecht oder gar verwandelt worden.

Unsere Nation hatte nach dem Maas ihrer Bevölkerung, welche eine natürliche Folge ihrer rohen Sitten und Verfassung war, einen engen Strich eines an sich kalten unfruchtbaren und rauhen Landes in Besitz, der alle die erforderlichen Nahrungsmittel, die aus der Viehzucht und dem Ackerbau gezogen wurden, in einen Werth setzte, und sie gewissermassen kostbar machte.

Dies brachte einen Geist von Wirthschaft und Sparsamkeit uuter sie; erzeugte das Wesen des Eigenthums; heftete darauf die erste und letzte Absicht aller Thätigkeit, und machte es zu dem grossen Triebrad in der Gesellschaft.

Der Ackerbau war davon die einzige andere Quelle. Aber wie viel Sorgfalt, Fleiß, Arbeit und Schweiß forderte der Acker nicht von seinem Landwirth, ehe sich in ihm die um so viel kostbarere Quelle von Fruchtbarkeit aufthat? Wie *untrüglich* war nicht und mußte das Wahrzei-

chen

chen seyn, [illegible]
nes Hauswirths, [illegible]
Unfruchtbarkeit [illegible]
und wie [illegible]
mildthätig [illegible]
nem eigenen [illegible]
nen Theil davon [illegible]
ward es [illegible]
Natur, [illegible]
sich also als [illegible]
tur durch [illegible]
Eigenthum [illegible]
stand umgeschaffen [illegible]

Man sage nur, [illegible] res Zeugniß [illegible] kan, als dasjenige, [illegible] seyn des Ackerbaues [illegible] mit allem Rechte [illegible] — [illegible] jederzeit als ein ganz [illegible] Phänomen halten muß, [illegible] weise erfordert, wenn es [illegible] ausserordentlicher die Ursache ist, [illegible] stehen kann. Doch der [illegible] muß selbst das Landeigenthum bey den [illegible] als etwas gewöhnliches angesehen haben, das keines besondern Zeugnisses bedürfe, und das er, im Durchschnitt genommen, durch ganz Teutschland für wahr voraus gesetzt hat. Denn hätte er sonst wohl von einer gewissen Gattung Leute des alten Germaniens erzählen können, daß sie jährlich ihren Herrn, nach Art der römischen Pach-

ter.

ter, ein gewisses Maas an Getraide abgeben müßten, wenn es keine Landeigenthümer gegeben hätte, da doch die Sache nothwendig ein Verhältniß von derjenigen Art, als zwischen dem Herrn und Besitzer des Guts in zwo verschiedenen Personen ist, voraus setzt?

Ich muß aufrichtig bekennen, je mehr ich alle die bisher angeführten Umstände erwäge; dem Schriftsteller in seinen Erzählungen nachspüre, und die Schlußfolgen, die unmittelbar daraus fliessen, überdenke: desto unwahrscheinlicher wird mir die gemeine Vorstellung von der Lebensart der alten Teutschen: desto glaubwürdiger wird mir die Sache des Landeigenthums, und des daraus eher erklärbaren Ackerbaues und der Viehzucht, als der beyden ordentlichen Quellen der menschlichen Nahrung, und, desto mehr werde ich eben dadurch auf die Vermuthung ungewöhnlicher ausserordentlicher Vorfälle unter diesen oder jenen teutschen Völkerschaften geführt, die eine gänzliche Aufhebung des Landeigenthums unter diesen einzelnen Völkerschaften veranlaßt haben, und der wahre Schlüssel seyn möchten, um damit von dem gerade entgegenstehenden Stellen beyder alten Schriftsteller den gehörigen Aufschluß zu geben. Auf diese Art fiel aller besorgte und so sehr auffallende Widerspruch bey diesen würdigen Geschichtschreibern in dieser Materie sowohl gegen sich selbst, als unter einander, nicht nur, sondern auch der wichtigste Zweifel gegen *meine aufgestellte* Hypothese gänzlich hinweg;

unsere

unsere Begriffe von der innern Oeconomie und Verfassung des alten Teutschlands erhielten dadurch desto mehr an Wahrheit, Glaubwürdigkeit, Bestimmung, Vollständigkeit und Ueberzeugung, je weniger Schwierigkeit und Romanhaftes daran übrig bliebe; und eine wahrscheinliche Erklärung der Suevischen Verfassung, auf welche sich das sonderbare und ungewöhnliche Phänomen einschränkte, und von welcher allein die entgegenstehenden Nachrichten beyder Schriftsteller zu verstehen wären, würde als ein wahrer Beytrag zur Geschichte der Menschheit anzusehen seyn, und historisch darthun, zu welchen Entschließungen eine barbarische Nation greifen könne, die von auswärtigen Feinden unaufhörlich gedrückt, aus Mangel einer ordentlichen in ein politisches System gebrachten Verfassung und innern Stärke hülflos gelassen, und dadurch zur Verzweiflung gebracht worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)



## III.

## Der Mohr von Venedig.

Eine Erzählung nach dem Italiänischen des *Giraldi Cinthio.*

S. dessen Hecatomiti. Deca III. Nov. 7.

In Venedig war vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowohl, als seine grosse

Klug-

Klugheit und Lebhaftigkeit des Geistes in Kriegssachen ihn einer Republik sehr werth machte, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle andere übertroffen. Die Tugenden dieses Mohren (und zwar diese allein, keine niedrigen Begierden, die Frauenzimmer sonst zu bewegen pflegen) bewegten ein tugendhaftes Frauenzimmer, von wunderbarer Schönheit, Nahmens Disdemona, sich in ihn zu verlieben, und er, von der edlen Gesinnung der Schönen besiegt, verliebte sich gleichfalls in sie. Die Liebe war ihnen so günstig, daß sie sich beyde durch die Ehe verbanden, ob gleich die Eltern des Frauenzimmers alles anwandten, was in ihrem Vermögen stand, sie zu bereden, einen andern Mann als den Mohren zu heyrathen, und sie lebten beyde, so lange sie in Venedig waren, in so vollkommener Einigkeit und Zufriedenheit zusammen, daß kein unzärtliches Wort, geschweige Handlung, jemals unter ihnen vorfiel. Unterdessen trug es sich zu, daß die Herren von Venedig ihre Soldaten, die sie in Cypern zu halten pflegten, abwechselten, und der Mohr wurde zum Anführer derer, die sie dahin schicken wollten, von ihnen erwählt. So sehr vergnügt dieser auch über die angetragene Ehre war, so verminderte doch der Gedanke, daß die Länge und Beschwerlichkeit dieser Reise seine Disdemona kränken würde, seine Freude um kein geringes. Disdemona, die außer dem Moh-

ren kein Glück auf Erden kannte, und die über die Achtung, die eine so mächtige und ansehnliche Republik der Tugend ihres Geliebten bezeugte, sehr zufrieden war, sahe die Stunde nicht, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten sich auf den Weg machte, und sie ihn nach einem so berühmten Orte zu begleiten hofte, sondern sah zu ihrem größten Leidwesen den Mohren ganz bestürzt. Da sie die Ursache davon nicht wußte, sagte sie ihm eines Tags über Tische: Wie kömmt das, mein Geliebter, daß du so traurig bist, da du von dem Senat eine so rühmliche Würde erhalten hast? Die Liebe, antwortete ihr der Mohr, die ich gegen dich trage, trübt das Vergnügen über diese erhaltene Ehre. Denn eins von diesen beyden Dingen ist nothwendig. Entweder ich muß dich mit mir allen Gefahren des Meeres aussetzen, oder ich muß, dir diese Beschwerlichkeiten zu ersparen, dich in Venedig zurück lassen. Im ersten Falle würde jede Beschwerde, die du ausstehen müßtest, jede Gefahr, die uns zustieß, mir den äusersten Kummer verursachen. Und soll ich dich zurück lassen? Wie schwer wird das für mich! Denn wenn ich mich von dir trenne, so trenn' ich mich von meinem Leben. Was für Gedanken kommen dir in den Sinn? sagte Disdemona, als sie dies hörte; warum läßt du durch so was dich beunruhigen? Ich folge dir, wohin du gehest. Durch das Feuer würde ich dir folgen, wenn

es seyn müßte, nicht nur in einem sichern und bequemen Schiffe über das Meer. Wenn auch Gefahren und Beschwerden uns bevorstehen, so will ich mit dir sie theilen, und ich würde nur wenig von dir geliebt zu seyn glauben, wenn du gedächtest, mich in Venedig zurück zu lassen, um mich nicht zur Gefährtin auf dem Meere zu haben, oder von mir glaubtest, daß ich lieber hier in Sicherheit bleiben, als mit dir in derselben Gefahr mich befinden wollte. Schicke dich also nur mit aller der Fröhlichkeit, die eine so vorzügliche Würde, die du erhalten, verdient, zur Reise an. Der Mohr schlang bey diesen Worten seine Arme, entzückt vor Freuden, um den Hals seiner Gattinn, und sagte ihr unter den zärtlichsten Küssen: Gott erhalt' uns lange in dieser Zärtlichkeit, mein bestes Weib! Bald darauf machte er seine Sachen zusammen, und gieng mit seiner Gemahlin und seinen Leuten zu Schiffe, seine Reise nach Cypern anzutreten, wo sie auch mit den besten Winden sicher ankamen.

Der Mohr hatte unter seinen Leuten einen Fähndrich, der zwar sehr gut aussah, aber zugleich der boshafteste Mensch auf der Welt war; und er hielt sehr viel auf ihn, weil er von seiner Bosheit nicht das geringste argwohnte. Denn so niederträchtig dieser Bösewicht war, so wußte er doch durch seine scheinbaren Worte und durch sein gutes Ansehen die Niederträch-

seine Begierden erfüllt, so oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, so muß er doch nun, da er sich euren Haß zugezogen hat, viel vorsichtiger bey der Sache zu Werke gehen, als vorhin. Dem ohngeachtet aber geb ich noch die Hofnung nicht auf, euch das augenscheinlich zu zeigen, was ihr mir nicht glauben wollt. Mit diesen Worten giengen sie auseinander. Der unglückliche Mohr begab sich, gleichsam von dem giftigsten Pfeil verwundet, nach Hause, und erwartete den Tag, an dem ihm der Fähndrich dasjenige zeigte, was ihn auf immer unglücklich machen sollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fähndrich die Keuschheit, die Disdemona, wie er wohl wußte, auf das heiligste beobachtete; denn es schien ihm nicht wenig schwer, ein Mittel ausfindig zu machen, den Mohren von dem, was er ihm fälschlich gesagt hatte, zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her nachgedacht hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren besuchte öfters, wie ich bereits gesagt habe, die Frau des Fähndrichs, und brachte einen guten Theil des Tages bey ihr zu. Der Niederträchtige hatte bey dieser Gelegenheit bemerkt, daß sie ein Schnupftuch bey sich trug, von dem er wußte, daß es ihr der Mohr geschenkt hatte. Dies Schnupftuch war sehr fein auf mohrische Art gearbeitet, und war Disdemonen und dem Mohren sehr werth, und dies dachte

ihn aus dem Weg zu räumen. Aber er war nicht nur darauf bedacht, dies ins Werk zu richten, sondern verwandelte auch seine Liebe gegen die Disdemona in den bittersten Haß, und ließ es sich äuserst angelegen seyn, ein Mittel auszufinden, sie mit in das Unglück zu verwickeln, das er dem Hauptmann zugedacht hatte.

Nachdem er zu diesem Ende mancherley Bubenstücke bey sich überdacht, so beschloß er endlich, sie des Ehebruchs bey ihrem Gemahl anzuklagen, und ihm zu verstehen zu geben, daß der Ehebrecher der Hauptmann wäre. Aber da ihm sowohl die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemonen, als seine Freundschaft gegen den Hauptmann bekannt war, so sahe er wohl ein, es würde unmöglich seyn, ihm weder eines noch das andere glauben zu machen, wenn er nicht die feinste List anwendete, ihn zu hintergehen. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten, bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einer so schändlichen Unternehmung eröfnen würden. Es stand nicht lang' an, daß der Mohr den Hauptmann, weil er gegen einen Soldaten den Degen gezogen, seiner Stelle entsetzte. Disdemona, der dieses sehr leid war, versuchte oft, ihren Gemahl mit ihm auszusöhnen. Bey dieser Gelegenheit sagte der Mohr zu dem boßhaften Fähndrich, seine Gemahlin läg ihm so sehr um den

Hauptmann an, daß er fürchtete, er müsse ihn noch um ihrentwillen wieder in seine Stelle einsetzen. Dies sahe der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seine gottlosen Entwürfe auszuführen und sagte: Disdemona hat vielleicht Ursache dies gerne zu wollen. Und warum? versetzte der Mohr. Ich wollte nicht gerne Mann und Frau an einander bringen, antwortete der Fähndrich, aber ihr dürftet nur die Augen aufthun, um es selbst zu sehen. Hier schwieg er still, so sehr der Mohr in ihn drang, sich weiter zu erklären, und seine Worte liesen einen so scharfen Dorn in der Brust des Mohren zurück, daß er darüber ganz trübsinnig wurde, und an nichts dachte, als was doch wohl die Worte des Fähndrichs zu bedeuten haben möchten? Seine Gemahlin versucht' es eines Tags aufs neue, seinen Zorn gegen den Hauptman zu besänftigen, und bat ihn, er möchte doch die treuen Dienste und die Freundschaft so vieler Jahre um eines kleinen Fehlers willen nicht vergessen, zumal da der verwundete Soldat schon wieder mit dem Hauptmann ausgesöhnt wäre. Der Mohr gerieth hierüber in den heftigsten Zorn, und sagte ihr: Es ist doch sonderbar, Disdemona, daß du so viel Sorge für den Hauptmann trägst. Er ist doch weder dein Bruder noch dein Anverwandter, daß er dir so sehr am Herzen liegen sollte. Ganz Leutseligkeit und Demuth erwiederte sie ihm: Mit

mir wirst du deswegen nicht zürnen; nichts bewegt mich dazu, als daß es mir leid thut, dich eines so werthen Freundes beraubt zu sehen, wie ich aus deinem eignen Zeugniß weiß, daß der Hauptmann immer gegen dich gewesen ist; und sein Fehler scheint mir doch in der That nicht so groß, daß er deswegen von dir so sehr gehaßt zu werden verdiene. Aber so seyd ihr Mohren, ihr seyd so hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zum Zorn und zur Rache bewegt. Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, antwortete der Mohr: Dies könnte vielleicht mancher erfahren, der es nicht dächte; ich will die mir zugefügten Beleidigungen so rächen, bis ich gesättiget bin mit Rache. Die gute Dame erschrack bey diesen Worten, und da sie ihren Gemahl wider seine Gewohnheit gegen sich erzürnt sah, sagte sie ganz demüthig: Keine andere als die beste Absicht hat mich angetrieben, mit dir hievon zu reden; aber um dich nicht ferner böse zu machen; werd' ich kein Wort mehr hierüber verliehren. Da der Mohr sah, wie sehr seine Gemahlin sich aufs neue zum Besten des Hauptmanns bemüht hatte, bildete er sich ein, daß die Worte, die ihm der Fähndrich gesagt hatte, wohl nichts anders bedeuten könnten, als daß Disdemona in den Hauptmann verliebt sey. Er begab sich ganz melancholisch zu diesem Verräther und fieng an, in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möchte. Der

Fähn-

Fähndrich, der den Untergang der armen Disdemona zur Absicht hatte, stellte sich anfänglich, als wenn er nichts, was dem Mohren mißfällig seyn könnte, sagen wollte, endlich aber that er, als wenn er seinen Bitten nicht länger widerstehen könnte, und sagte: Ich kann nicht läugnen, daß es mir sehr leid thut, euch etwas entdecken zu müssen, das euch mehr als alles in der Welt kränken muß: Aber da ihr einmal darauf besteht, daß ich es euch sage, und da mich überdies die Sorge, die ich für eure, als meines Herrn, Ehre haben muß, anspornt, es euch zu sagen, so wisset denn, daß eure Gemahlin aus keiner andern Ursache über eure Ungnade gegen den Hauptmann unzufrieden ist, als wegen des Vergnügens, das er ihr macht, so oft er in euer Haus kömmt. Diese Worte durchbohrten das Herz des Mohren bis auf den Grund. Aber, ob gleich der Verdacht, den er bereits gefaßt hatte, ihn nicht an der Wahrheit dessen, was der Fähndrich ihm sagte, zweifeln ließ, so wollte er doch gerne noch mehr wissen, und sagte mit wüthendem Gesichte: Ich weiß nicht, was mich hält, daß ich die dreiste kühne Zunge nicht ausreisse, die die Verwegenheit hat, meiner Gattin solche Schande nachzusagen. Eines solchen Lohns für meine Treue gegen euch, antwortete der Fähndrich, konnt' ich mir wohl vermuthen: aber da mich meine Pflicht und die Sorge für eure Ehre nun einmal

so weit gebracht hat, so wiederhol ichs hiemit, so steht die Sache, wie ich euch gesagt habe, und wenn eure Gemahlin durch ihre verstellte Liebe euch die Augen so sehr geblendet hat, daß ihr nicht gesehen habt, was ihr hättet sehen sollen, so ist es darum nicht weniger wahr, was ich euch sage. Der Hauptmann selbst hat mirs vertraut; denn sein Glück würde ihm nicht vollkommen geschienen haben, wenn er es niemand hätte entdecken können; und hätt' ich euren Zorn nicht gefürchtet, so sollt' ihm mein Degen gleich damals, als er mirs entdeckte, den Lohn, den er verdient, gegeben haben. Aber da mir meine Ehrlichkeit, mit der ich euch das, was euch mehr als jeden andern angehet, entdeckt habe, so schlecht von euch belohnt wird, so wollt' ich lieber, daß ich geschwiegen hätte; so hätt' ich mir doch eure Ungnade nicht zugezogen. Voller Ingrimm sagte hierauf der Mohr: Machst du nicht, daß ich mit diesen meinen eignen Augen sehe was du mir gesagt hast, so kannst du sicher seyn, daß es besser für dich wäre, du wärest stumm gebohren. Nichts würde mir leichter gewesen seyn, fügte der Bösewicht hinzu, so lang' er noch in euer Haus gekommen: aber nun, da ihr ihn nicht deswegen, wodurch er es verdient, sondern um eine viel geringere Ursache weggejagt habt, so kann es mir nicht anders als sehr schwer fallen. Denn ob ich schon glaube, daß Disdemona noch immer

seine

seine Begierden erfüllt, so oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, so muß er doch nun, da er sich euren Haß zugezogen hat, viel vorsichtiger bey der Sache zu Werke gehen, als vorhin. Dem ohngeachtet aber geb ich noch die Hofnung nicht auf, euch das augenscheinlich zu zeigen, was ihr mir nicht glauben wollt. Mit diesen Worten giengen sie auseinander. Der unglückliche Mohr begab sich, gleichsam von dem giftigsten Pfeil verwundet, nach Hause, und erwartete den Tag, an dem ihm der Fähndrich dasjenige zeigte, was ihn auf immer unglücklich machen sollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fähndrich die Keuschheit, die Disdemona, wie er wohl wußte, auf das heiligste beobachtete; denn es schien ihm nicht wenig schwer, ein Mittel ausfindig zu machen, den Mohren von dem, was er ihm fälschlich gesagt hatte, zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her nachgedacht hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren besuchte öfters, wie ich bereits gesagt habe, die Frau des Fähndrichs, und brachte einen guten Theil des Tages bey ihr zu. Der Niederträchtige hatte bey dieser Gelegenheit bemerkt, daß sie ein Schnupftuch bey sich trug, von dem er wußte, daß es ihr der Mohr geschenkt hatte. Dies Schnupftuch war sehr fein auf mohrische Art gearbeitet, und war Disdemonen und dem Mohren sehr werth, und dies dachte

er ihr heimlich zu entwenden, und dadurch ihr äusserstes Verderben zu würken. Er hatte ein Kind von drey Jahren, das Disdemona sehr liebte; dies nahm er, als sie eines Tags in sein Haus kam, in seine Arme und setzt' es ihr auf den Schoos. Disdemona umarmt' es und drückt' es an ihre Brust, und indeß nahm ihr dieser Betrüger, der sich vortreflich aufs Taschenspielen verstand, das Schnupftuch von dem Gürtel so geschickt hinweg, daß sie nicht das geringste davon merkte, und gieng voller Freuden damit von ihr fort. Disdemona, die davon nichts wußte, gieng nach Hause, und dachte, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, nicht an das Schnupftuch. Einige Tage aber hernach, da sie es vergebens suchte, war sie voller Furcht, der Mohr möchte, wie er öfters that, darnach fragen. Der gottlose Fähndrich sah sich indeß eine bequeme Zeit aus, gieng zu dem Hauptmann, und ließ mit der arglistigsten Bosheit das Schnupftuch zu dem Haupt seines Bettes zurück. Der Hauptmann ward es nicht eher, als den folgenden Tag gewahr, da er, indem er aus dem Bette aufstand, auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war, trat. Er erkannt' es, daß es der Disdemona zugehörte, ob er sich gleich nicht vorstellen konnte, wie es in sein Haus gekommen wäre und beschloß es ihr wieder zu geben. Er wartete bis der Mohr ausgegangen war, gieng an die Thüre seines

Hauses

Disdemona, und sie, die von sehr gefühlvollem Herzen war, und nicht daran dachte, daß dies schlimme Folgen für sie haben könnte, bezeugte über diesen Vorfall den aufrichtigsten Schmerz. Der Mohr legte dies auf das schlimmste aus, und gieng wieder seinen Fähndrich aufzusuchen, dem er sagte: Kanst du denken, die Närrin von meiner Frau ist in solchem Kummer über den Hauptmann, daß sie rasend werden möchte. Und wie (antwortete der Fähndrich) kan das anders seyn? War der Hauptmann nicht ihre Seele? — Ihre Seele? Ha! erwiederte der Mohr, ich will ihr die Seele aus ihrem Leibe reissen, und ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich dieses schändliche Weib nicht von der Welt schafte. Sie beredeten sich hierauf, ob sie mit Gift oder Dolch Disdemonen umbringen wollten. Keines von beyden ward beliebt. Mir fällt was ein, sagte der Fähndrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnet, ohne daß der geringste Verdacht auf euch fällt. Das Haus, wo ihr wohnt, ist alt, und die Decke eurer Kammer über und über schadhaft. Ich dächte also, wir schlügen Disdemonen mit einem Sacke voll Sand so lange, bis sie todt wäre, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnehme: wenn sie nun todt ist, so wollen wir einen Theil der Decke herabfallen machen, und ihr den Kopf zerschlagen, und dann vorgeben, daß ein Balke im Her-

reden sehen, ohne hören zu können, was geredt wurde, und ohne daß er von dem Hauptmann gesehen werden konnte. Er brachte das Gespräch auf alles andre als auf Disdemonen, und schlug einmal über das andere ein lautes Gelächter auf. Sobald sie aus einander waren, gieng der Mohr zu dem Fähndrich, um von ihm zu hören, was der Hauptmann ihm gesagt habe. Dieser, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, sagt' ihm endlich: Er hat mir alles, ohne das geringste zu verhehlen, entdecket, und mir gestanden, daß eure Gemahlin alle seine Wünsche erfüllt hätte, so oft ihr ihnen durch eure Abwesenheit dazu Zeit gelassen, und daß sie ihm das letztemal, da er bey ihr war, das Schnupftuch geschenkt hätte, das ihr an dem Tag eurer Verbindung mit ihr, ihr geschenkt habt. Der Mohr dankte dem Fähndrich, und er war der Meynung, daß wenn es sich würklich so fände, daß Disdemona das Schnupftuch nicht hätte, so müß' es klar seyn, daß die Sache sich so verhielte, wie der Fähndrich ihm gesagt habe. Er foderte daher eines Tags, da er sich nach Tische in verschiedene Gespräche mit seiner Gemahlin eingelassen hatte, das Schnupftuch von ihr. Die Unglückliche, die eine solche Nachfrage schon lange gefürchtet hatte, glühte darüber im ganzem Gesichte, und um ihre Röthe, die der Mohr gar wohl bemerket hatte, zu verbergen, lief sie zu ihrem Schrank, und stellte sich, als wenn

sie

sie nach dem Schnupftuch suchen wollte. Nachdem sie lange gesucht hatte, kam sie zurück und sagte: Ich weiß nicht wie es kömmt, daß ich's izt nicht finden kann; hast du's vielleicht wo gefunden? Wenn ichs gefunden hätte, würd ichs von dir nicht verlangen, sagte er. Du wirst ein andersmal sorgfältiger darnach suchen. Mit diesen Worten begab er sich weg, und dachte darauf, wie er seine Gemahlin und zugleich den Hauptmann umbringen könnte, ohne daß ihm die Schuld von ihrem Tode beygemessen würde. Da er Tag und Nacht diesen schrecklichen Gedanken bey sich herumwälzte, so konnt' es nicht anders kommen, als daß Disdemona endlich merkte, daß er nicht mehr derjenige gegen sie war, der er sonst zu seyn pflegte. Sie sagte ihm daher öfters: Was beunruhigt dich doch so sehr? Was macht dich doch auf einmal so finster und melancholisch, da du sonst der aufgeräumteste Mann von der Welt zu seyn pflegtest! Der Mohr fand verschiedene Ursachen ihr zu antworten, aber sie wurde durch keine befriedigt; und ob sie gleich wußte, daß keine sträfliche Handlung auf ihrer Seite an der Beunruhigung des Mohren schuld seyn konnte, so zweifelte sie doch, ob er ihrer nicht überdrüßig geworden sey. Oft sagte sie zu der Frau des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von meinem Gemahl denken soll. Er, der sonst lauter Liebe und Zärtlichkeit gegen mich war, ist seit wenig Tagen,

gen,

gen, ich weiß nicht warum, ganz das Gegentheil geworden. GOtt gebe, daß ich jungen Mädchen nicht ein Beyspiel werde, sich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu verehlichen, und daß die Italienerinnen von mir lernen, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, den Natur, und Himmel und Lebensart gänzlich uns ungleich macht. Er ist ja der Freund deines Mannes, und vertraut ihm alle seine Angelegenheiten an; wenn du also so etwas hören wirst, das mir zur Nachricht dienen kan, so beschwöre ich dich, entstehe mir nicht mit deiner Hülfe, — und dies alles sagte sie ihr mit Worten, die durch häufige Thränen öfters unterbrochen wurden. Die Frau des Fähndrichs, welche alles wußte (denn ihr Mann hatte sie zur Mittelsperson zu dem Tod der Disdemona gebrauchen wollen, ob sie gleich nie darein gewilligt,) unterstand sich doch nicht aus Furcht vor ihrem Manne, ihr das geringste zu entdecken, sondern sagt' ihr nur bloß: Hütet euch, eurem Gemahl nicht den geringsten Verdacht zu geben, und laßt es euch angelegen seyn, ihn von eurer Liebe und Treue zu überzeugen. Das thue ich, sagte die Unglückliche, aber ach! was hilft es mich! — Der Mohr suchte indeß sich von demjenigen noch gewisser zu überzeugen, was er gerne als falsch gefunden hätte, und bat den Fähndrich, er möchte doch zu veranstalten suchen, daß er das Schnupftuch in der Gewalt des

Haupt-

Hauptmanns sahe; und obgleich dies dem Bösewicht sehr schwer fiel, so versprach er doch alle Mühe anzuwenden, ihn hievon zu überzeugen. Der Hauptmann hatte eine Frauensperson in seinem Hause, die vortreflich seine Leinwand ausnähte. Diese sah das Schnupftuch, und da sie hörte, daß es der Gemahlinn des Mohren zugehörte und ihr wieder zugestellt werden sollte, so machte sie sich, ehe dieses geschehen konnte, darüber, um es nach zu sticken. Indem sie über ihrer Arbeit begriffen war, bemerkte sie der Fähndrich eines Tags (denn sie arbeitete am Fenster, so daß sie von jedem Vorübergehenden konnte gesehen werden) und führte so gleich den Mohren dahin, um es ihm zu zeigen, der es nun für ausgemacht hielt, daß seine vortreffliche Gemahlin eine Ehebrecherin wäre. Er beschloß daher mit dem Fähndrich, sie nebst dem Hauptmann umzubringen. Sie berathschlagten sich über die Mi[illegible], wie dies geschehen könnte, und er bat den Fähndrich, er möchte den Kapitain aus dem Weg schaffen, mit dem Versprechen, daß er ihm ewig dafür verbunden seyn würde. Der Fähndrich weigerte sich dies zu thun, indem er ihm vorstellte, wie schrecklich und gefährlich eine solche That wäre, da es dem Hauptmann weder an Klugheit noch an Tapferkeit fehlte; da aber der Mohr nicht abließ, ihn zu bitten, und ihm überdies eine gute Summe Geldes anbot, so ließ er sich end-

lich bewegen zu versprechen, daß er sein Glück versuchen wollte. Da dieser Entschluß gefaßt war, so machte sich der Fähndrich eines Abends an den Kapitain, da er eben aus dem Hause einer lüderlichen Frauensperson kam, mit der er sich zuweilen die Zeit zu vertreiben pflegte, und hieb ihm in Finstern die Rippe entzwey, daß der Unglückliche nieder stürzte. Sobald der Fähndrich dieses merkte, eilte er hinzu um ihn vollends umzubringen. Aber der Hauptmann, dem es an Herz nicht fehlte, und der zu Blut und Tod gewöhnt war, zog den Degen, und richtete sich so verwundet wie er war, auf, sich zu vertheidigen, und schrie mit lauter Stimme: Ich bin meuchelmörderischer Weise überfallen. Der Fähndrich ergriff daher, da er Leute und einige Soldaten, die in der Gegend herum einquartirt waren, kommen hörte, die Flucht, um nicht ergriffen zu werden; und indem er schnell eine Volte machte, so stellt' er sich, als wenn er gleichfalls auf dem Lärm herbey gelaufen wäre. Er machte sich unter die andern, und da er die Wunde sah, die er ihm beygebracht hatte, so schloß er, daß er, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß daran sterben müßte; und so froh er darüber war, so bezeugte er doch dem Kapitain deswegen so viel Schmerz, als wenn er sein leiblicher Bruder gewesen wäre. Den folgenden Morgen verbreitete sich die Sache durch die ganze Stadt, und kam auch zu den Ohren der

Dis=

Disdemona, und sie, die von sehr gefühlvollem Herzen war, und nicht daran dachte, daß dies schlimme Folgen für sie haben könnte, bezeugte über diesen Vorfall den aufrichtigsten Schmerz. Der Mohr legte dies auf das schlimmste aus, und gieng wieder seinen Fähndrich aufzusuchen, dem er sagte: Kanst du denken, die Närrin von meiner Frau ist in solchem Kummer über den Hauptmann, daß sie rasend werden möchte. Und wie (antwortete der Fähndrich) kan das anders seyn? War der Hauptmann nicht ihre Seele? — Ihre Seele? Ha! erwiederte der Mohr, ich will ihr die Seele aus ihrem Leibe reissen, und ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich dieses schändliche Weib nicht von der Welt schafte. Sie beredeten sich hierauf, ob sie mit Gift oder Dolch Disdemonen umbringen wollten. Keines von beyden ward beliebt. Mir fällt was ein, sagte der Fähndrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnet, ohne daß der geringste Verdacht auf euch fällt. Das Haus, wo ihr wohnt, ist alt, und die Decke eurer Kammer über und über schadhaft. Ich dächte also, wir schlügen Disdemonen mit einem Sacke voll Sand so lange, bis sie todt wäre, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnehme: wenn sie nun todt ist, so wollen wir einen Theil der Decke herabfallen machen, und ihr den Kopf zerschlagen, und dann vorgeben, daß ein Balke im Her-

Illusion der Einbildungskraft angeben lässet. Man nehme sich als ein Beyspiel zum eigenen Nachdenken nur die bey allen Völkern so heilig geachtete Pflicht der Begräbnisse. Und überhaupt die Pflichten gegen Verstorbene, jemehr man sie als Pflichten, die wir den Verstorbenen schuldig sind, und nicht vielmehr als Pflichten gegen lebendige ansehen will, desto weniger wird man, ich will nicht bloß sagen, die Gründe ihrer gemeinen Anerkennung, sondern die Gründe des möglichen Beweises in den richtigen Begriffen der Vernunft finden.

Ich

und da zu helfen, hat zu nichts helfen können, als das Uebel ein wenig erträglicher zu machen; und alles was ihn einigermaßen dabey tröstet, ist, daß dieses Stück (was die Schreibart betrift) als ein Ideal des elenden Styls, und also als ein Muster, wie man nicht schreiben soll, brauchbar seyn könnte. Wer aus diesem Cinthio und seinen Gesellen, ja selbst aus dem Bocaz übersetzen will, muß sich zum ersten Gesetze machen, sich an die Schreibart und Construction dieser Welschen gar nicht zu binden; und wer kein Ohr hat, das durch einen solchen Styl beleidiget wird, der kann lesen was er will, aber schreiben wird er niemals lernen.

d. H.

stünde; und indem sie Gott um Hülfe rief, blieb sie von einem dritten Streiche des verruchten Fähndrichs todt. Er und der Mohr brachten sie darauf ins Bette, zerschlugen ihr den Kopf, und machten, wie sie unter einander verabredet hatten; die Decke der Kammer herabfallen. Der Mohr fieng sodann an um Hülfe zu rufen, denn sein Haus fiel ein. Die Nachbarn liefen auf sein Geschrey herzu, und da sie das Bett entdeckten, fanden sie Disdemonen todt unter den Balken. Jeder bedauerte sie, wegen ihres vortreflichen Wandels, und sie ward mit allgemeiner Betrübniß des Volks den folgenden Tag begraben. Aber Gott, der gerechte Herzenskündiger, wollte nicht, daß eine so abscheuliche Bosheit ohne ihren verdienten Lohn bleiben sollte. Der Mohr, der seine Gemahlin wie seinen Augapfel geliebt hatte, fieng nun an, da er sich ihrer beraubt sah, ein so heftiges Verlangen nach ihr zu empfinden, daß er sie, wie ausser sich, in allen Winkeln des Hauses aufsuchte; und da er betrachtete, daß der Fähndrich die Ursache gewesen, daß er mit seiner Gattin alle Annehmlichkeiten des Lebens und sich selbst verlohren hätte: so faßte er einen solchen Haß gegen den Bösewicht, daß er ihn mit keinem Auge mehr sehen konnte, und wenn er sich nicht vor der unverbrüchlichen Gerechtigkeit des venetianischen Senats gefürchtet hätte, so würd' er ihn öffentlich umgebracht haben. Da er dies nicht

 mit

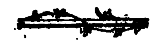
mit Sicherheit thun konnte, so nahm er ihm die Fahne, und wollte ihn nicht mehr unter der Compagnie dulten, worüber die heftigste Feindschaft zwischen ihnen entstand. Der Fähndrich, der alle Bösewichter an Bosheit übertraf, dachte daher auf das Verderben des Mohren. Er suchte den Kapitain auf, der schon wieder von seiner Wunde geheilt war, und sagte zu ihm: Die Zeit ist nun gekommen, daß du dich wegen deiner Wunde rächen kanst, und wenn du mit mir nach Venedig kommen willst, so will ich dir sagen, wer der Thäter gewesen ist, denn hier kan ich es aus vielen Ursachen nicht zu thun wagen, und will dein Zeuge vor Gericht seyn.

Der Hauptmann, der sich gewaltig beleidigt fand, ohne zu wissen warum, dankte dem Fähndrich und gieng mit ihm nach Venedig. Da sie daselbst angelangt waren, so sagte er ihm, daß der Mohr es gewesen, der ihn verwundet, weil er sich eingebildet, daß er seine Gemahlin zur Untreue verführt hätte, und daß er aus eben der Ursache auch sie umgebracht und dann vorgegeben, daß die herabgefallene Decke sie erschlagen hätte. Da der Capitain dieses hörte, so klagte er den Mohren so wohl wegen seiner Wunde, als des Mordes an seiner Frau bey dem Senate an, und führte den Fähndrich zum Zeugen an, der beydes als wahr bekräftigte, weil der Mohr alles mit





ihm überlegt habe, und ihn zu diesem doppelten Verbrechen habe verleiten wollen, und daß er ihm, da er seine Frau aus schändlicher Eifersucht erwürgt, die Art und Weise erzählt habe, wie er das gemacht. Der Senat von Venedig, da er die Grausamkeit des Barbaren gegen eine ihrer Bürgerinnen vernahm, ließ sich des Mohren in Cypern bemächtigen und ihn nach Venedig bringen, und suchte durch viele Martern hinter die Wahrheit der Sache zu kommen. Er aber überwand durch die Standhaftigkeit seiner Seele jede Marter und läugnete alles so beständig, daß man nicht das geringste aus ihm herausbringen konnte. Aber ob er gleich durch seine Standhaftigkeit dem Tod entgieng, so konnte er es doch nicht hindern, daß er nicht nach einer Gefangenschaft von vielen Tagen auf ewig ins Elend verwiesen wurde, wo er von den Anverwandten der Disdemona, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähndrich kehrte nach seinem Vaterlande zurück, und da er von seiner Sitte nicht lassen konnte, so klagte er einen seiner Gefährten an, daß er ihn ersucht habe, einen seiner Feinde, der ein Edelmann wäre, todt zu schlagen. Der Angeklagte ward sogleich ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er läugnete, daß das, was sein Ankläger gegen ihn ausgesagt, wahr wäre, so wurde der Fähndrich gleichfalls auf die Folter gespannt, wo ihm das Einge-



weide zerrissen wurde, so daß er, da er aus dem Gefängniß nach Hause gebracht wurde, elendiglich starb. So rächte Gott die Unschuld der Disdemona. Alles dieses erzählte die Frau des Fähndrichs, die um alles wußte, nachdem er, wie ich erzählt habe, ums Leben kam. (*)



## IV.

## Von der Zuläßigkeit irriger Phantasien beym moralischen Gefühle.

Daß der Mensch seiner eigenen bessern Erkenntniß zuwider Böses thut, ist ein Beweis seiner irdischen Unvollkommenheit. Aber vielleicht ist

(*) Da diese Erzählung des Cinthio dem grossen Shakespear den Stoff und die Grundstriche zu einem seiner besten Schauspiele gegeben hat: so habe ich den Verehrern dieses unvergleichlichen Dichters Vergnügen zu machen geglaubt, wenn ich sie ihnen mittheilte, um durch die Vergleichung beyder Stücke mit eignen Augen zu sehen, was ein grosses Genie aus dem Werke

ist ein eben so starker Beweis davon dieses, daß zu unsern guten Handlungen die Vernunft bisweilen das wenigste beyträgt; daß die edelsten Triebe aus dem Zuflusse irrthumsvoller Phantasien so viele Nahrung ziehen.

Selbst bey der Untersuchung dessen, was einstimmig für Pflicht erkannt wird, findet sich einiges, wovon sich kein hinlänglicher Grund aus der Wahrheit, sondern zum Theil nur aus



ke eines sehr mittelmäßigen Kopfes machen kan, in so ferne nur Stoff und Anlage darinn ist. Ich bemerke nur noch, daß schwerlich etwas unangenehmeres seyn kan, als Cinthio Giraldis und der meisten welschen Novellenschreiber Styl und Art zu erzählen. Der Uebersetzer scheint (mit einer Treue, wofür ihm niemand Dank wissen wird) sich recht beflissen zu haben, alles das Schleppende und Schwerfällige seines Originals, die äuserste Nachläßigkeit in der Wahl der Ausdrücke und in der Construction, und einen so gänzlichen Mangel an Symmetrie und Numerus, daß er in den schlechtesten Calenderhistorien nicht grösser seyn kan, in seine Uebersetzung überzutragen. Die Mühe, die der Herausgeber angewandt, diesem unausstehlichen Gebrechen hier

Illusion der Einbildungskraft angeben läſſet. Man nehme ſich als ein Beyſpiel zum eigenen Nachdenken nur die bey allen Völkern ſo heilig geachtete Pflicht der Begräbniſſe. Und überhaupt die Pflichten gegen Verſtorbene, jemehr man ſie als Pflichten, die wir den Verſtorbenen ſchuldig ſind, und nicht vielmehr als Pflichten gegen lebendige anſehen will, deſto weniger wird man, ich will nicht bloß ſagen, die Gründe ihrer gemeinen Anerkennung, ſondern die Gründe des möglichen Beweiſes in den richtigen Begriffen der Vernunſt finden.

Ich

und da zu helfen, hat zu nichts helfen können, als das Uebel ein wenig erträglicher zu machen; und alles was ihn einigermaßen dabey tröſtet, iſt, daß dieſes Stück (was die Schreibart betrift) als ein Ideal des elenden Styls, und alſo als ein Muſter, wie man nicht ſchreiben ſoll, brauchbar ſeyn könnte. Wer aus dieſem Cinthio und ſeinen Geſellen, ja ſelbſt aus dem Bocaz überſetzen will, muß ſich zum erſten Geſetze machen, ſich an die Schreibart und Conſtruction dieſer Welſchen gar nicht zu binden; und wer kein Ohr hat, das durch einen ſolchen Styl beleidiget wird, der kann leſen was er will, aber ſchreiben wird er niemals lernen.

d. H.

Ich will mich nicht in die ganze weitläuftige und in verschiedener Rücksicht wichtige Frage einlassen, unter welchen Umständen und Bedingungen man ein pflichtmäßiges Verhalten auf irrige Vorstellungen gründen oder darauf gegründet lassen könne? Aber ein nah angrenzender Gedanke hat sich ehedem in meiner Seele entwickelt, wovon ich die Geschichte und das Resultat itzt anzeigen will.

**Agathias** hatte für seine **Kalliste** Bäume gepflanzet. Als sie zum ersten male Früchte trugen, starb Kalliste, noch ehe die Früchte zur Reife gekommen waren. Und **Agathias**, sonst von ernsthaftem aber zärtlichem Gemüthe, kan sich nicht entschliessen von diesen Früchten zu essen. Bey der ersten Gewahrwerdung dieser Gemüthsbewegungen will er sich seine Schwachheit verweisen. Doch bey öfterer Beobachtung entdeckten sie ihm Gründe und Folgen, um deren willen er sein Urtheil änderte. Eben diese Empfindlichkeit, welche die für die Geliebte bestimmte Früchte ihn nicht kosten ließ, eben die Illusion der Phantasie, die ihm dieselbe als gegenwärtig, als seine Begleiterin und Beobachterin vorstellte, hatte auf das ganze moralische Gefühl und Betragen des Agathias einen merklichen vortheilhaften Einfluß, beschleunigte wenigstens den Eindruck der vernünftigen Vorstellungen, half die widrigen Vorstellungen schneller unterdrücken, und machte die Pflicht angenehmer.

Illusion der Einbildungskraft angeben lässet. Man nehme sich als ein Beyspiel zum eigenen Nachdenken nur die bey allen Völkern so heilig geachtete Pflicht der Begräbnisse. Und überhaupt die Pflichten gegen Verstorbene, jemehr man sie als Pflichten, die wir den Verstorbenen schuldig sind, und nicht vielmehr als Pflichten gegen lebendige ansehen will, desto weniger wird man, ich will nicht bloß sagen, die Gründe ihrer gemeinen Anerkennung, sondern die Gründe des möglichen Beweises in den richtigen Begriffen der Vernunft finden.

Ich

und da zu helfen, hat zu nichts helfen können, als das Uebel ein wenig erträglicher zu machen; und alles was ihn einigermaßen dabey tröstet, ist, daß dieses Stück (was die Schreibart betrift) als ein Ideal des elenden Styls, und also als ein Muster, wie man nicht schreiben soll, brauchbar seyn könnte. Wer aus diesem Cinthio und seinen Gesellen, ja selbst aus dem Bocaz übersetzen will, muß sich zum ersten Gesetze machen, sich an die Schreibart und Construction dieser Welschen gar nicht zu binden; und wer kein Ohr hat, das durch einen solchen Styl beleidiget wird, der kann lesen was er will, aber schreiben wird er niemals lernen.

d. H.

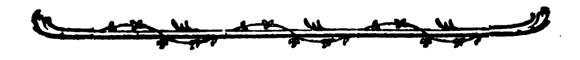
Der

# Teutsche Merkur.

Des dritten Bandes
Zweytes Stück.



Augustus 1773.



Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag der Gesellschaft.

Ein philosophischer Freund des Agathias, den er sein Herz und diese sonderbare Mischung der Empfindungen entdeckte, wollte dieses erstlich für Anomalien eines sonst gründlichen Geistes erklären. Aber eine längere Untersuchung bestimmte auch ihn zu andern Urtheilen.

Warum sollte man schimärischen Vorstellungen sich widersetzen, wenn sie nicht nur gute Dienste thun, sondern man auch, dessen, was sie im Grund sind, sich bewußt, so oft man nachdenket ihren Wirkungen Einhalt thun kan! Warum sollten wir von Vorstellungen, die uns gegen Schande oder Lob, so nach dem Tode bevorstehn, empfindlich machen, mit aller Gewalt uns loßreissen, wenn sie unsern Abscheu vor dem Schändlichen unterstüzen, unsern Eifer um Verdienste anflammen? Warum sollte ich nicht, wenn ich es kan, meine Imagination dazu gewöhnen, nur bey denjenigen Eigenschaften einer Person, die ich pflichtmäßig liebe, zu verweilen, die sie liebenswürdig und mich glücklich machen, nur diese im helleren Lichte mir vorzuhalten, und gefälligen Schatten auf andere Eigenschaften fallen zu lassen, die meine Zufriedenheit mindern würden! Ich nährte einen Irrthum, aber wäre mein Verhalten zu tadeln? Ein Dichter, der nicht wenig Philosoph war, muntert zu diesem Irrthum wohlmeynend auf. (*)

Zwar

(*) Vellem in amicitia sic erraremus, et isti Errori nomen virtus posuisset honestum.

Zwar kann man einwenden, daß zu jedweder wahren Pflicht hinlängliche Gründe in den wahren Beschaffenheiten und Verhältnissen der Dinge sich finden liessen, und daß derjenige, dessen Rechtverhalten Tugend seyn soll, eben durch diese getrieben werden müsse.

Aber wenn er die aus den wahren Gründen erkannte Pflicht doch nun mit grösserer Lust ausübt, beym Einflusse der süssen Phantasien? Wenn bey der Schwachheit der menschlichen Tugend jedwede unschädliche Beyhülfe nicht schlechterdings verachtet werden darf? Wenn das ganze Triebwerk der menschlichen Natur auf einer unaufklärbaren Vermischung der Empfindungen und Vorstellungen beruht?

Sollten diese Betrachtungen nicht wenigstens Nachsicht und einige Achtung für die durch angenehme Phantasien belebte Tugend zu bewirken im Stande seyn?

Nur eines ist hauptsächlich dabey ein wichtiger Einwurf, daß, wenn die Empfindungen einmal aus dem Gleichgewichte der Wahrheit herausgerückt sind, jedwede Verrückung überall leichter entstehen kan. Die schwebenden Ideen, die nicht auf dem Grunde der einen ewigen Wahrheit befestiget sind, werden leicht zerstreut und in Unordnung gebracht, beym Sturme einer aufwachenden Begierde. Aus dem wohlthätigen elysischen Traume wird leicht eine Seele in tiefen

Schlaf

Schlaf versenket; oder in wilden verführerischen Träumen Abgründen zugeführet, wenn sie sich einmal dem Schwunge phantastischer Vorstellungen überlassen hat. Wie unähnlich ist nicht oft das Ende heiliger Schwärmereyen dem Anfange derselben gewesen?

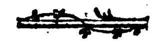
Darum will der Stoiker so gar nichts von Ueberredung und Leidenschaft beym Betriebe der Tugend wissen; nur auf Wahrheit und ernste kaltblütige Weisheit Rechtverhalten gegründet wissen; der Stoiker, dessen System die Ehrfurcht derjenigen, die es ergründen, allemal gewinnet.

Doch selbst der Stoiker erkennt den Unterschied zwischen dem **vollkommenen Weisen**, dem Ideale, bey dessen Erreichung wir uns erst völlig beruhigen und an uns selbst genug haben könnten; und der **gemeinen Tugend**, die man an andern wenigstens mit Nachsicht beurtheilen muß.

Ohngefähr diesen Gang hatte die Unterredung **Agathias** und seines Freundes genommen, als sie bey dem Urtheile sich vereinigten, daß man irrigen Phantasien einigen Einfluß auf sein moralisches Gefühl verstatten könne, wenn man nur die ächten Gründe des Wahren und Guten vorher erkannt, und stets dabey das wachsame Auge des Verstandes auf sie gerichtet hat.

* *

V. Anek-





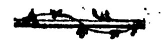
V.

# Anekdote.

Als Rousseau nach Mortier Travers geflüchtet war, beschäfftigt' er sich damit, zwischen jungen Mädchen im Grase zu sitzen, und Schnürbänder zu machen. Ein Frauenzimmer, das heyrathen wollte, bat sich eins auf ihren Hochzeit-Tag aus. Rousseau schickt' es ihr, mit folgendem Briefe:

„Hier haben Sie, Mademoiselle, das schöne Geschenk, welches Sie verlangten. Sollte daran etwas überflüßig seyn; so sorgen Sie, als eine kluge Haushälterin, dafür, daß es bald genutzt werden könne. Tragen Sie, unter guten Vorbedeutungen, dieses Sinnbild der Bande von Sanftmuth und Liebe, womit Sie ihren glücklichen Gemahl umschlingen werden; und bedenken, daß es von eben der Hand gewirkt ist, welche die Pflichten der Mütter aufzeichnete. Ein solches Schnürband tragen, ist so viel, als sich zur Erfüllung jener Pflichten anheischig machen.“

C. J.



## VI.
## Aufgabe eines Preises.

Herr Pastor Resewitz in seiner vortreflichen Schrift, die Erziehung des Bürgers, zum Gebrauch des gesunden Verstandes, entwirft von Seite 58-64. einen Plan eines Lehrbuchs für Land- und Ackerschulen. Er bestimmt darinn weiter:

„Der Innhalt muß sich auf den Zustand „des Landvolks passen, und auf seine Geschäffte beziehen. Die Ordnung der Materien muß der Natur folgen; so wie sich „das Leben des Landmannes selbst entwickelt, und der Unterricht für jeden Auftritt seines Lebens Brauchbarkeit hat. „Der Vortrag muß sich immer nach dem „Umfange seiner Sinne und Erfahrungen „richten, und jede ihm nöthige Lehre allein „durch Erfahrung, Augenschein, und natürliche Empfindung faßlich gemacht werden. Es muß endlich in der Sprache „des gemeiuen Verstandes geschrieben, „und (wir setzen hinzu) so kurz abgefaßt

„seyn,





„seyn, als es der abgezielte Nutzen nur „immer zuläßt.“

Auf ein solches Lehrbuch wird hiemit ein Preis von Sechzig Ducaten gesetzt. Die Expedition des Merkurs macht sich anheischig, den Freunden, welche diesen Preis bestimmet haben, die Preisschriften (die an selbige mit einem versiegelten Zettul, worinnen nebst dem Nahmen des Verfassers die Devise befindlich ist, welche über der Schrift stehet, eingesandt werden) zuzustellen, und dem, der den Preis erhalten hat, solchen auszuzahlen. Bis zu Ende Junii 1774. werden Schriften angenommen, und mit dem Merkur vom September 1774. wird die Devise und der Nahme dessen, der den Preis erhalten, bekannt gemacht. Die Paquets und Briefe werden franco eingesandt, und darauf gesetzt: **das Lehrbuch betreffend.**

Der Herausgeber.

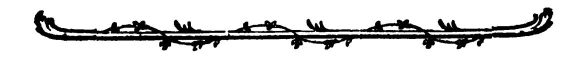


# Der
# Teutsche Merkur.

Des dritten Bandes
Zweytes Stück.



Augustus 1773.



Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag der Gesellschaft.



# Der Teutsche Merkur.

Augustus 1773.

---

## I.

## Vorbericht zum Anti-Cato.

---

Ein schlafender Endymion, den ich einst mit besonderm Vergnügen betrachtete, brachte mir eine Stelle des Cicero in den Sinn, wo dieser grosse Schriftsteller, aus Gelegenheit des Satzes — daß der Mensch zur Thätigkeit gebohren sey — sagt: „und wenn wir auch versichert wären, daß wir „die angenehmsten Träume von der Welt haben „sollten, würden wir uns doch Endymions „Schlaf nicht wünschen; im Gegentheil, der

„Zustand eines Menschen, dem dies begegnete, „würde in unsern Augen dem Tode ähnlich „seyn.“ (*)

Diese Stelle führte mich zu einer Folge von Betrachtungen über den Gegenstand des berühmten Monologen in Shakespears Hamlet, — Seyn und Nichtseyn — einen Gegenstand, der dem gedankenlosen Haufen der Menschen so klar und einfach vorkömmt, daß sie nicht begreifen, wie man etwas darüber sollte denken können; während daß der Philosoph mit Schwindeln in dessen Tiefe hinab sieht.

Es war an einem schönen Sommertage, (**) und ich befand mich eben ohne irgend etwas, das meinen Geist verhindert hätte, sich aus dem ersten besten Gegenstande, der sich ihm anbieten mochte, ein Geschäfte zu machen. Ein Ueberrest von der Laune, in welcher der neue Amadis entstanden war, machte meine Gedanken in Verse hinfliessen; und so entstund unvermerkt das Gedicht (wenn man ihm die Ehre erweisen will, es so zu nennen) welchem Herr Boie einen Platz in seiner Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1773. S. 81. einzurämen beliebt hat. — Ein Gedicht, welches mehr einem Werke der Natur als der Kunst ähnlich sieht, und keinen andern Plan hat, als die oft unsichtbaren Faden, wodurch freywillige Gedanken in einem Dichterkopfe

(*) *De Finib. L. V. 19.* (**) Im Jahr 1771.

t[illegible]e zusammen hangen; aber, seiner anscheinenden Unordnung ungeachtet, ein Ganzes, in der kunstmäßigen Bedeutung dieses Wortes, geworden wäre, wenn die Dazwischenkunft zufälliger Umstände dessen **Vollendung** nicht verhindert hätte.

Die Skizze davon ist ungefehr diese:

„In jeder Vorstellung, die für die Seele **Empfindung** ist, ist subjective **Wahrheit**. Endymion hat in seinem langen Traume die angenehmsten Gesichte. Es sind **Einbildungen**; aber diese Einbildungen sind **Empfindungen für ihn**: er genießt, weil er zu geniessen glaubt. Die Wirklichkeit der angenehmen Gegenstände ausser seinem Gehirne würde die Wonne dieses Genusses nicht vergrössern. Was geht es ihn an, ob sie für andre, ob sie für sich selbst wirklich sind? Sie sind wirklich **für ihn**; dies ist ihm genug. Er ist in diesem Falle so glücklich als in jenem. (Wohl bemerkt, daß hier der Zustand, worinn er sich vor diesem langen Traume, wovon die Rede ist, befunden, und der Zustand, in welchen er **durchs Erwachen** versetzt werden mag, hier in keine Betrachtung kommt.) Sein Zustand während des besagten Träumens ist also vom Tode so verschieden, als Leben und Tod verschieden sind, und Cicero hat unrecht.“

„**Unsre Seele kan** auch wachend träumen. **Der speculative Weise — ein Demokrit**, der

(wie Horaz sagt) sein Vieh auf seinen Aeckern weyden läßt, indessen sein Geist in idealischen Welten herum wandert — ein C** L***, welcher, statt daß wir andere Erdensöhne uns auf gewöhnlichern Steckenpferden zu erlustigen pflegen, auf einem Cherub in die unsichtbaren Welten hineintrabt — Leute von dieser Art gelangen oft dazu, von dem, was sie wachend träumen, von ihren Hypothesen, Vermuthungen, Wünschen, sich so stark zu überreden, als ob es empfundene oder erwiesene Wahrheiten wären. Ohne es zu bemerken, oder bemerken zu wollen, däucht ihnen die Fertigkeit, womit sie sich ihre Einbildungen anschauend denken, für die Gewißheit derselben gut zu sagen. Was sah nicht der Philosoph Poiret, dieser scharfsinnige Vernunftkünstler, nachdem er es einmal bis zu der muthigen Entschliessung gebracht hatte, die Realität der Geschichte der Antoinette Bourignon, a priori zu beweisen? Was sind die wunderbarsten Feenmährchen gegen die erstaunlichen Träume, womit sein Buch von der Oekonomie GOttes angefüllt ist? Und was für ein demonstratives Ansehen hat er diesen Träumen nicht zu geben gewußt?"

„Die Seher dieser Art finden einen wesentlichen Theil ihrer Glückseligkeit in dergleichen Träumereyen, welche für sie Wahrheit sind: und sie würden Ursache haben, denjenigen, der sie ihrer Gesichte berauben, der sie in den Stand gemeiner *unbegeisterter* Menschen setzen wollte, — wie jener

Corin-

Corinthier, (der in einer Art von Wahnsinn ganz allein im Schauplatz sitzend die schönsten Tragödien zu hören glaubt) seinen Freunden, welche ihn mit Niesewurz geheilt hatten, an statt des Dankes zuzuruffen: Pol me perdidistis!"

„Doch, wozu haben wir nöthig, unsre Beyspiele aus der Classe der ungewöhnlichen Menschen herzuholen? Ist nicht das Leben der meisten eine Kette von angenehmen oder unangenehmen sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen? Gesetzt, es wäre aus allem, was die Sinne vergnügen und berauschen kan, zusammengewebt, und dauerte so lange als Nestors Leben, — wenn es vorüber ist, was ist es anders als ein verschwundener Traum?"

„Von jeher fanden die Weisen, daß es so leicht nicht sey als viele meynen, sich zu überzeugen, daß Alles, was einem Sterblichen unterm Monde von seiner Geburt an bis zum **Erwachen in eine andre Welt** (denn was ist der Tod anders) begegnet, etwas mehr als ein langer Traum sey, in welchem die Sachen nur allzuoft wenig ordentlicher, weiser und zweckmäßiger zugehen, als in einem Sommernachtstraum. Vermuthlich dachte der weise Salomo so etwas, da er sein berühmtes Vanitas vanitatum über alles, was unter der Sonne ist, ausrief. Aus diesem Grunde vermuthlich fand es Diogenes nicht der Mühe werth, in einem Leben, das

einem Traume so ähnlich ist, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie und warum wir so und nichts anders träumen? — (*) oder wenn er in seiner Tonne gemächlich lag, sich herauszubegeben, um bey Alexandern Gefahr zu laufen, auf persischen Polstern übel zu liegen. Aber aus eben diesem Grunde fand Aristipp, indem er die Sache von einer andern Seite betrachtete, daß nichts thörichter wäre, als in einem Leben, worinn der künftige Augenblick so wenig in unsrer Gewalt ist, den gegenwärtigen ungebraucht, oder ungenossen entschlüpfen zu lassen. „Ein weiser Mann, sagte er, geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus — denn wie oft findet man gerade das Gegentheil dessen, was man sucht? — Aber ein unschädliches Vergnügen, das man — wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume, die

(*) Die Cyniker — ein alter Philosophischer Orden, der sich den Diogenes vornehmlich zum Meister und Vorbild wählte — verachteten alle Wissenschaften, die sich mit Untersuchung der Ursachen und Eigenschaften der natürlichen Dinge beschäftigen. Ob sie Recht daran thaten, ist eine andere Frage — oder, ist vielmehr keine Frage; es wäre denn, daß man dem menschlichen Geschlechte für zuträglich halten wollte, wieder in die Zeiten der goldnen Legende und aus diesen, mittelst eines sanften Abhangs, in den seligen Zustand der Kamtschadalen, Hottentotten und Californier zurückzusinken; den ersten Zustand aller Völker, aus welchem Einige blos durch die Künste und Wissenschaften herausgeführt worden sind.

die an seinem Wege steht — pflücken kan, nicht zu pflücken, würde eine grosse Sünde — gegen uns selbst seyn."

Man hat dem ehrlichen Aristipp diese Maxime übel ausgedeutet; und gleichwohl enthält sie mit Grunde nichts, als einen Gedanken, welchen Epiktet (*) noch stärker und ernsthafter ausdrückt, da er sagt: „Es würde Gottlosigkeit „seyn, die Annehmlichkeiten, womit uns die Göt„ter dieses mühselige Leben versüssen wollen, zu „verschmähen."

So weit spricht der Dichter der zufälligen Rhapsodie, von welcher wir hier die Skizze

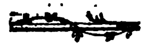


geben,

(*) Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit einen unangenehmen Druckfehler zu bemerken, der in dem oben bemeldten Gedichte über einen schlafenden Endymion, im Götting. Musen-Allmanach S. 89. sich eingeschlichen hat. Bey den Versen —

Ich dächte selbst, (mir gab den Unterricht
Ein Biedermann von unbescholtnem Leben)
„Geniessen was die guten Götter geben,
„Sey aller frommen Menschen Pflicht.

sagt eine Note, dieser Biedermann sey Epikur. Dem Verfasser des Gedichts konnte dies nicht wohl in den Sinn kommen. Denn fürs erste, hat Epikur nie so was gesagt, noch vermöge seiner Grundsätze sagen können; und zweytens, kan man vom Epikur (wiewohl Gassendi, Temple, Heumann, Brucker und andre sich seines sittlichen



geben, gleichsam mit sich sebst. Aber nun fängt er zu dialogisiren an — denn, in der That, die besten Monologen, wenn sie zu lange währen, schläfern ein. Er stellt sich einen Stoiker vor, der ihn behorcht hat, und über die Maxime des Aristipps oder überhaupt über den Ton, worinn der Dichter von Träumen und Leben philosophirt hat, den Kopf schüttelt. Er redet ihn an: „Du hörest, sagt er, daß ich nicht viel dawider einwenden werde, wenn du alle Vergnügungen der Sinne und der Einbildung — wenigstens in Rücksicht auf ihren Gegenstand, auf ihre Dauer, auf ihre Ungewißheit — für eitel Eitelkeit erklärest. Aber, guter Seneca! wenn dies nun einmal das Loos der Erdenbewohner wäre; was gewännest du dabey, wenn du dich von

lichen Charakters getreulich angenommen haben) keineswegs sagen, daß er ein Mann von unbescholtnem Leben gewesen sey. Nicht Epikur, sondern Epiktet ist der unbescholtne Biedermann, den der Dichter meynt, und der das wirklich gesagt hat, was er ihn sagen läßt. Ob der Irrthum dem Abschreiber des Gedichtes, oder dem Corrector in der Druckerey beyzumessen sey, wissen wir nicht; dies ist gewiß, daß dieser oder jener sich eingebildet haben muß: der Autor, der in seiner Urschrift den Epiktet citirt hatte, müsse sich verschrieben haben, denn ein Stoiker wie Epiktet könne doch unmöglich so was leichtsinniges und gefährliches gesagt haben. — Und wie häufig sehen wir nicht Leute, von denen man billig noch mehr fordert, eben so gelehrt urtheilen!

von unsern Kinderspielen absondertest, in deinem Winkel ernsthafte Grillen fiengest, und nichts angenehmes fühlen, sehen, hören, schmecken und riechen wolltest, weil alles, was wir fühlen, sehen, hören, schmecken und riechen, ein Spiel der Sinne ist?"

Der Stoiker antwortet dem Dichter, der ihn in der Person Aristipps anredet, in dem hohen Ton, der diese Secte unterscheidet. „Der Weise, spricht er, hat andre Dinge zu thun, als sich zu belustigen. Lebt er etwa für sich selbst? Was ist Vergnügen oder Schmerz für den Mann der nichts bedarf, nichts wünschet, nichts fürchtet? Der keine andere Gesetze kennt, als das ewige Gesetz des Rechts, und unbeweglich der einzige auf seiner Seite bleibt, wenn gleich die ganze Welt zum glücklichen Laster übergienge? Immerhin mag das Leben eines Crassus, eines Antonius, eines Cäsars, den Nahmen eines Traumes verdienen; aber das Leben eines Cato — ist das Leben eines Gottes!"

Natürlicher weise, kan der Dichter seinen Aristipp nicht sogleich verstummen lassen. Dieser hat noch etwas zu sagen, eh er schweigen muß; und es wäre unbillig, ihn mit Strohhalmen fechten zu lassen, da es ihm nicht an bessern Waffen fehlt. „Es steht bey dir, (erwiedert Aristipp) einem in deiner Phantasie erzeugten Menschen die Eigenschaften, die Selbstgenugsamkeit, die Unabhängigkeit, die immer weise, immer wohl-

thätige

thätige Wirksamkeit, mit einem Worte, die ganze Grösse des vollkommensten Wesens zu geben. Aber dies steht nicht bey dir, uns auf dem ganzen Erdboden einen Menschen zu zeigen, der diesem Ideal, das du den Weisen nennst, gleich wäre. Die Rede ist von Erdensöhnen, und du sprichst uns von einem Gott. Denn dies ist der Weise, den du ohne Leidenschaften, ohne Ungleichheiten, ohne Bedürfnisse, ohne Schwachheit schilderst; er ist ein Gott, oder — er ist ein Schwärmer, dem es träumt, daß er ein Gott sey. Dein Cato, zum Exempel —"

Bey diesem Nahmen brennt der Stoiker auf. „Wie? (ruft er) und selbst einen Cato, selbst den Helden der Tugend, verschont dein sträflicher Leichtsinn nicht?"

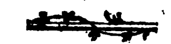
„Die Tugend; (antwortet jener) — dies Wort umfaßt alles, was gut, schön und groß ist! Aber die Tugend giebt keinen Freybrief gegen das Urtheil der gesunden Vernunft; und nicht alles ist Tugend, was ihren Stempel trägt. Die Tugend ist die Göttin der schönen Seelen; nichts ist liebenswürdiger, als sie; aber ein Schwärmer, ein Mensch, der nicht Herr von seiner Einbildung ist, kan die Tugend selbst nicht weislich lieben. Dein Cato, mit allen seinen grossen Eigenschaften, war gleichwohl nur ein Don Quischotte; er kämpfte sein ganzes Leben durch mit phantasierten Ungeheuern, wie dieser mit Riesen und bezauberten Mohren. Es

ist

ist wahr, er liebte die Tugend über alles; er blieb ihr getreu — bis sie ihn auf eine gar zu harte Probe setzte; er unternahm das Unmögliche für sie: aber seine Tugend — war eine Dulcinee."

Hier wurde der Dichter unterbrochen. Andre Beschäftigungen brachten ihm dieses Spiel einiger müßiger Stunden aus dem Sinne; und seine Rhapsodie blieb ein Fragment. Seinem ersten Plan nach sollte es hier nicht aufgehöret haben. Nicht der Stoiker sollte siegen; aber sein vorgeblicher Aristipp eben so wenig. Der Dichter wollte in seiner eigenen Person zwischen sie treten, und Friede unter ihnen machen. Er wollte in einem lebhaften Gemählde vorstellen, wie viel Schimären, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben der besten Menschen ist. Aber er wollte auch in der warmen, kunstlosen Sprache der Empfindung beweisen: „daß die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Nahmen eines wahren Lebens verdient; und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äusern Sinne, die **Vervollkomnung unsrer Selbst**, und die **Bestrebung**, alles **Gute** ausser uns zu **befördern**, unserm Daseyn Wahrheit, Würde, und innerlichen Werth mittheilen, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich einspinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem

Ziele,



Ziele, das sie nie erreichen können, sich ewig zu nahen, bestimmt sind."

Den Anfang dieses Theils des unvollendet gebliebenen Gedichtes, habe ich noch unter meinen Papieren gefunden. Vielleicht mache ich einigen Lesern ein kleines Vergnügen, wenn ich ihn hier mittheile.

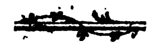
* * *

Hört eine Wahrheit, lieben Leute!
Nur ärgert euch, ich bitte, nicht daran.
Der meisten Lebenslauf ist, von der schönsten Seite,
Ein kläglich Lustspiel ohne Plan,
Und ihr Verdienst oft blos ein angenehmer Wahn.
Kaum daß wir aus dem Traum der Kindheit aufzuwachen
Beginnen, kaum die Freude da zu seyn
Durch Ueberlegung uns beginnen wahr zu machen;
So wiegt die Phantasie uns zwischen Lieb und Wein
In süßer Trunkenheit zu neuen Träumen ein.
Von Liebesgöttern und Freuden umgeben
Däucht dem bezauberten Jüngling die Welt —
Ein ewiges Paphos, unsterblich — sein Leben
Und eine Venus — die erste in deren Netz er fällt.
Gesetzt (ein seltner Fall!) daß seine beßre Jugend
Am Arm der Weisheit und der Tugend
In edlern Uebungen verfließt,
Und daß Homer sein Spiel, sein Lehrer Plato ist;

Auch dann, im Mittagspunkt von seiner Weisheit, schwärmet
Sein Kopf, warm wie sein Herz. Dem Unerfahrnen däucht
Das Leben — ein System, und jede Tugend — leicht.
Athen und Rom ist seine Welt,
Sokrat sein Genius, und Phocion sein Held.
„O warum konnt' er nicht in ihren Tagen leben!
„Wie häßlich findet er die Sitten seiner Zeit!"
Doch fehlts der Phantasie wohl an Gelegenheit
Auch Gothen selbst zu Griechen zu erheben?
Voll von der hohen Würdigkeit
Der Menschheit, o! wie leicht sieht er in ihren Söhnen
Und Töchtern überall Geschöpfe beßrer Art!
Diotima's in allen sanften Schönen,
Und einen Epiktet in jedem — weissen Bart?
Sein Ideal, (von Bildern abgezogen,
An deren Schönheit ihm Plutarch und Xenophon
Vielleicht den dritten Theil gelogen)
Ist ihm des Schönen Maaß, — ein Gott, Timoleon;
Der Sohn des Klinias, (*) ein schönes Ungeheuer;
Der stolze Caßius, des Vaterlands Befreyer;
Und ein Tyrann, der Sieger vom Anton.
So lebt er unbesorgt im Lande der Ideen,
Glaubt wunder, wenn er phantasiert,

Wie

(*) Alcibiades.



Wie tief er die Natur studiert
Und bleibt so unbekannt mit dem, was stets geschehen,
Und ist so ungewohnt, was vor ihm liegt, zu sehen,
Als hätt' ihn ein Komet zu uns herab geführt.
„Nur das, was wirklich ist, (wie ihn sein Plato lehret)
„Ist unsrer Neigung werth." Er glaubts! Und doch bethöret
Ihn tausendmal (wie kan es anders seyn
So lang er schwärmt?) ein falscher Augenschein.
Was wollen wir? Wie soll er Andre kennen?
Er sieht ja gar sich selbst durch Platons Augen an.
Beglückt vielleicht in seinem Wahn,
So gut als Täuschungen uns glücklich machen können!
Doch stündlich in Gefahr, wenn er, wie Demokrit,
Vor lauter Himmel nicht die Erde vor sich sieht,
An irgend einen Baum die Nase anzurennen.
Und wenn dies oft genug geschieht,
So wüßt' ich nicht, wie ich den Träumer nennen wollte,
Der nicht zuletzt erwachen sollte.

Er wache dann! — Wie lange? — Nur zu bald
Läßt Göttin Thorheit ihm in anderer Gestalt
Den Zauberkelch entgegen blinken.

Wir

Wir werden nie zu weise, noch zu alt,
Ihr süsses Gift mit Lust hinein zu trinken.
Unmerklich schläfert es die Weisheit wieder ein;
Wir träumen fort, und glauben wach zu seyn.

Wenn Ritter Don Quischott den besten Platz im
Himmel,
Und noch vorher in diesem Weltgetümmel
Ein hübsches Kaiserthum sich zu erfechten denkt;
Wenn Sancho hinter ihm, auf seinem frommen
Schimmel,
Den Inseln, die sein Herr ihm vor der Hand geschenkt,
Getrost entgegen trabt; wenn Harpax, reich begraben
Zu werden, dürftig lebt; wenn Phlox den Schlaf
vergißt,
Um einen neuen Stern zuerst begrüßt zu haben;
Wenn in gelehrtem Staub vergraben
Sich Rufus blind an alter Mönchsschrift liest;
Marullus sein Gehirn mit Wörtern so belastet,
Daß selbst Homer für ihn nur Wörter schreibt,
Wenn (was, auch wenn's geschieht, noch unwahr-
scheinlich bleibt)
Ein Bonz in vollem Ernst sich zur Pagode fastet;
Wenn Niphus, als getreuer Hirt,
Nach siebzig Wintern, noch verliebte Seufzer girrt;
Wenn Brutus, ein Gespennst von Freyheit zu erlösen,
Aus Tugend lasterhaft, zum Vatermörder wird;

Und Timon, um von allem Bösen
Auf einmal frey zu seyn, in eine Wildniß irrt;
Was sind sie? — Und was sind Sie, die man uns
zu preisen
Gewohnt ist, ohne recht zu wissen, was man preist,
Die ganze Zunft der Helden und der Weisen
(Den nehm' ich aus, den Delphi weise heißt) (*)
Der Virtuosen, und — der Reimer,
Wo sie am besten sind, was sind sie sonst als Träu-
mer?
Traum ist der Wahn von ihrer Nützlichkeit;
Die Hofnung Traum, als ob noch in der spätsten Zeit
Ihr Nahm', im Reyhn der Götter unsrer Erde,
Auf allen Lippen schweben werde!
Traum der Gedank, als ob ganz Paphos Marmors
kaum
Genug besitze, d'rein zu graben,
Durch welche Thaten sie die Welt verpflichtet haben;
Kurz, ihr Bemühn, ihr Stolz, ihr ganzes Glück —
ein Traum!

* * *

Dieses unvollendete Gedicht, wovon bisher die Rede gewesen ist, sollte, meiner Absicht nach, entweder vollendet werden, oder, wenn es Fragment bliebe, unter zwanzig andern verunglückten Ge-

(*) Sokrates; wiewohl dieser nicht die einzige Ausnahme ist.

Geschöpfen der Laune, unbemerkt vermodern. Aber sein Schicksal wollte es anders. Der Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs ersuchte mich, mit einer so verbindlichen Art, um einen kleinen Beytrag zu seiner Blumenlese für das Jahr 1773, daß es mir um so weniger möglich war, ihn mit Entschuldigungen abzuspeisen, da viele freundschaftliche Dienste, wodurch er mich verpflichtet hatte, der Verweigerung einer so geringen Gefälligkeit, einen Schein von Unerkenntlichkeit zu geben schienen. Gleichwohl fand sich unter meinen Papieren nichts, als dies nemliche Fragment, was im Nothfall den Mangel eines vollendeten Stückes einiger massen ersetzen konnte. Ich schickte es ihm also zu, mehr zum Zeichen meines unvermögenden guten Willens, als in der Meynung, daß es eines Platzes, in einer Sammlung, die mit den Nahmen unsrer besten Dichter prangt, würdig sey. Ein freundschaftliches Vorurtheil hieß den Hrn. Boie anders denken, und so wurde dieses Fragment (wiewohl durch einige Schreib- oder Druckfehler verunstaltet) dem Publico bekannt.

Was sich der Verfasser von dem Urtheile, das manche darüber fällen würden, zum voraus vorgestellt hatte, traf nun ein. Er vermuthete, daß die wackern Leute, die ihn schon seit mehrern Jahren nicht verstehen oder verstehen wollen, auch diesmal nicht errathen würden, was er mit diesen zufälligen Gedanken über einen schlafenden Endymion haben wolle. Und so gieng es.

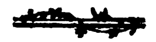
Man fand sehr ärgerlich, daß er von Aristipp in einem Tone, der wenigstens keine deutliche Mißbilligung merken läßt, gesagt hatte:

Und eine Lust in Unschuld, die ein Mann
Wie einen Schmetterling geschwinde
In seinem Wege haschen kan,
Nicht haschen, hielt der weise Mann
Für eine grosse Sünde.

Aber noch ärgerlicher fand man, daß er sich nicht gescheuet hatte, eine höchstanstößige Vergleichung zwischen dem Tugendhelden Cato, und dem irrenden Ritter Don Quischotte von Mancha, anzustellen, ja die Tugend des erstern gar für eine blose Dulcinee auszugeben. „Dies ist entsetzlich, sagte Quidam. Dulcinee, so zärtlich und inbrünstig sie auch von dem Ritter von „Mancha geliebt wurde, war im Grunde doch „weder mehr noch weniger, als eine Schimäre. „Wenn also Catons Tugend eine Dulcinee war, „so war sie ein bloses Hirngespenste. Welche „Lästerung!“ — Gleichwohl hat es eine Menge gelehrter Männer, ja sogar Heilige gegeben, welche mit Catons Tugend noch weit unfreundlicher umgegangen sind. Eine Schimäre ist, nach der Erklärung der Gräfin Orsina, ein Ding, das kein Ding ist; und ein Ding, das kein Ding ist, (sagt eben diese Dame) ist soviel als gar nichts. Nun frage ich alle ehrliche Leute; ob es ihnen nicht auch so zu Muthe ist, wie dem guten Plutarch, der irgendwo sagt:

Ich

Ich würde mich weit weniger beleidiget halten, wenn man von mir sagte, es giebt keinen Plutarch, es ist kein solcher Mann wie Plutarch gewesen, Plutarch ist eine Schimäre; als wenn man sagte, Plutarch ist ein hoffärtiger, ungerechter, neidischer, hartherziger, boshafter Mann. Gesetzt nun auch, der Dichter hätte Catons Tugend eine Schimäre genennt: Was wäre dies gegen das, was der heil. Augustinus gethan hat, da er die Tugenden Catons und aller andern weisen und guten Heyden geradezu für Laster ausgiebt? Wer vergreift sich wohl mehr an der Tugend des Cato, derjenige, der sie für eine Dulcinee hält, oder die unendliche Menge von Theologen, die den guten Mann zusamt seiner Tugend in die Hölle geworfen haben? Wenn der Dichter dies Letztere gethan hätte, hätte er nicht die ehrwürdigsten Autoritäten, und eine unendlich überwiegende Mehrheit der Stimmen auf seiner Seite? Aber er hat nie keinen solchen Gedanken gehabt. Er ist ein gutherziger Mensch, der gerne lebt und gerne leben läßt; aber wie Plato, es den Poeten ein wenig übel nimmt, wenn sie dem Vater der Natur ungerechte und seiner unwürdige Dinge nachsagen. Er hat (mit Erlaubniß des Quidams) Catons Tugend nicht einmal für eine Schimäre ausgegeben, wiewohl er sie eine Dulcinee genennet hat. Sollte Quidam nicht aus der Geschichte des Ritters von Mancha wissen, daß Dulcinee keine Schimäre, sondern ein hübsches Bauermädchen von Toboso war, Alonza Lorenzo genannt, welche dadurch



nichts von ihrer Wirklichkeit, Personalität, auch übrigen Eigenschaften und jungfräulichen Ehren verlohr, daß der Ritter sie in seiner Einbildung zu einer Prinzeßin von Toboso und zu seiner Dame erhob. Und hier liegt eigentlich das tertium comparationis, welches Quidam zu übersehen beliebt hat. Der Dichter, indem er von Cato sagt — und deine Tugend war nur eine Dulcinee; sagt weiter nichts als dies: Cato liebte die Tugend, wie Don Quischotte die schöne Alonza Lorenzo liebte. Beyden war es ihr vollkommener Ernst. Aber in beyder Kopfe stund es nicht immer so ganz richtig. Don Quischotte erhob das Bauermädchen Alonza Lorenzo in seiner Einbildung zu einem Ideal der Schönheit und weiblichen Vollkommenheit, und von diesem Augenblicke an war sie für ihn nicht mehr Lorenzo, sondern die Prinzeßin Dulcinee von Toboso. Cato machte sich ein Ideal von der politischen Tugend, welches nicht die Tugend eines weisen Staatsmannes, sondern die Tugend eines politischen Schwärmers war; und eben dadurch hörte sie auf, ächte Tugend zu seyn, und wurde für ihn eben das, was Dulcinee für den Ritter von Mancha. Die Tugend konnte nichts dazu, daß Cato sich übertriebene Begriffe von ihr machte; so wie Alonza Lorenzo nichts dazu konnte, und sich wenig darum bekümmerte, daß Don Quischotte sie zu seiner Dulcinee adelte. Diese war darum nicht weniger Alonza Lorenzo, jene nicht weniger Tugend; und Quidam gab sich also eine sehr vergebliche Mühe, da er dem Dichter

in

in einer langen gereimten Epistel, aus Gründen, die keinem Schulknaben unbekannt sind, bewies, die Tugend sey keine Schimäre. Davon war ja gar die Rede nicht; und der müßte wohl ein übel organisierter, unglücklicher Mensch seyn, der eines solchen Beweises vonnöthen hätte. Ob die Tugend eine Dulcinee sey, kann unter vernünftigen Leuten niemals eine Frage seyn. Aber ob Catons Tugend eine Dulcinee war, darüber läßt sich wenigstens reden; und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Mensch, gegen welchen man das Kreuz predigen müßte. Es lassen sich zwar ganz gute Gründe angeben, warum Esprit, Mandevill, und andre, welche ganze Bücher über die Falschheit der menschlichen Tugenden geschrieben, der Tugend eben nicht den wichtigsten Dienst geleistet haben. Denn Montaigne hat sehr Recht, da er sagt: „Man gebe mir die allerschönste und reinste Handlung, und es müßte mir übel fehlen, wenn ich nicht ganz wahrscheinlich funfzig schlimme oder unlautere Beweggründe dazu finden wollte.„ (*) Aber wer sich darum ein Bedenken machen wollte, die Tugend eines Dion, Cato, Seneca, Julian, oder irgend eines andern Sterblichen, den man uns für ein Muster giebt, zu prüfen, um das Aechte von den Schlacken, das Uebertriebne von

H 4 dem

(*) S. dessen Essays L. I. c. 36. Wir werden in der Folge Gelegenheit bekommen, einen Einwurf, der aus dieser Stelle des Montaigne gegen den Anti-Cato gemacht werden kann, zu beantworten.

nichts von ihrer Wirklichkeit, Personalität, auch übrigen Eigenschaften und jungfräulichen Ehren verlohr, daß der Ritter sie in seiner Einbildung zu einer Prinzeßin von Toboso und zu seiner Dame erhob. Und hier liegt eigentlich das tertium comparationis, welches Quidam zu übersehen beliebt hat. Der Dichter, indem er von Cato sagt — und deine Tugend war nur eine Dulcinee; sagt weiter nichts als dies: Cato liebte die Tugend, wie Don Quischotte die schöne Alonza Lorenzo liebte. Beyden war es ihr vollkommener Ernst. Aber in beyder Kopfe stund es nicht immer so ganz richtig. Don Quischotte erhob das Bauermädchen Alonza Lorenzo in seiner Einbildung zu einem Ideal der Schönheit und weiblichen Vollkommenheit, und von diesem Augenblicke an war sie für ihn nicht mehr Lorenzo, sondern die Prinzeßin Dulcinee von Toboso. Cato machte sich ein Ideal von der politischen Tugend, welches nicht die Tugend eines weisen Staatsmannes, sondern die Tugend eines politischen Schwärmers war; und eben dadurch hörte sie auf, ächte Tugend zu seyn, und wurde für ihn eben das, was Dulcinee für den Ritter von Mancha. Die Tugend konnte nichts dazu, daß Cato sich übertriebene Begriffe von ihr machte; so wie Alonza Lorenzo nichts dazu konnte, und sich wenig darum bekümmerte, daß Don Quischotte sie zu seiner Dulcinee adelte. Diese war darum nicht weniger Alonza Lorenzo, jene nicht weniger Tugend; und Quidam gab sich also eine sehr vergebliche Mühe, da er dem Dichter

in einer langen gereimten Epistel, aus Gründen, die keinem Schulknaben unbekannt sind, bewies, die Tugend sey keine Schimäre. Davon war ja gar die Rede nicht; und der müßte wohl ein übel organisierter, unglücklicher Mensch seyn, der eines solchen Beweises vonnöthen hätte. Ob die Tugend eine Dulcinee sey, kann unter vernünftigen Leuten niemals eine Frage seyn. Aber ob Catons Tugend eine Dulcinee war, darüber läßt sich wenigstens reden; und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Mensch, gegen welchen man das Kreuz predigen müßte. Es lassen sich zwar ganz gute Gründe angeben, warum Esprit, Mandevill, und andre, welche ganze Bücher über die Falschheit der menschlichen Tugenden geschrieben, der Tugend eben nicht den wichtigsten Dienst geleistet haben. Denn Montaigne hat sehr Recht, da er sagt: „Man gebe mir die allerschönste und reinste Handlung, und es müßte mir übel fehlen, wenn ich nicht ganz wahrscheinlich funfzig schlimme oder unlautere Beweggründe dazu finden wollte.„ (*) Aber wer sich darum ein Bedenken machen wollte, die Tugend eines Dion, Cato, Seneca, Julian, oder irgend eines andern Sterblichen, den man uns für ein Muster giebt, zu prüfen, um das Aechte von den Schlacken, das Uebertriebne von dem



(*) S. dessen Essays L. I. c. 36. Wir werden in der Folge Gelegenheit bekommen, einen Einwurf, der aus dieser Stelle des Montaigne gegen den Anti-Cato gemacht werden kann, zu beantworten.

dem Wahren, darinn abzusondern, würde dem abergläubischen Andächtigen gleichen, der aus Furcht, zu wenig zu glauben, dem Gebrauch seiner Vernunft entsagte, und lieber Gefahr lauffen wollte, die ungereimtesten Mährchen für Wahrheiten anzunehmen, als zu untersuchen, ob der Gegenstand seines Vorurtheils die Hochachtung auch würklich verdiene, die er auf Hörensagen demselben gewidmet hat.

Ueberhaupt scheint der ehrliche Quidam sehr übel zu finden, daß man sich die Freyheit genommen, einem so ehrwürdigen Mann, wie Cato, mit einem so grossen Narren, wie Don Quischotte, zu vergleichen. Vermuthlich gehört der Quidam unter die weisen Männerchen, welche ihre Zeit übel anzuwenden glaubten, wenn sie ein Buch, das ihnen nur zum Zeitvertreib gemacht zu seyn scheint, mit Aufmerksamkeit lesen sollten. Gleichwohl sind wenig Bücher in der Welt, welche ernsthafter gelesen und öfter wieder gelesen zu werden verdienten, als der Don Quischotte; ja, wir erdreisten uns, zu behaupten, daß ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den Don Quischotte zu halten, der studierenden Jugend und dem gemeinen Wesen ungleich nützlicher seyn würde, als ein Professor des Aristotelischen Organons. Hätte Quidam das Buch des weisen Cervantes gelesen, wie man lesen soll, so würde er vermuthlich klug genug daraus geworden seyn, um sich über einer Vergleichung zwischen Cato und Don Quischotte nicht zu ärgern.

ärgern. Es ist immer noch eine Frage, ob Cato oder der Held von Mancha mehr dabey zu verliehren hat. Don Quischotte war freylich ein Narr, was den Punkt der irrenden Ritterschaft anbetraf, aber, seiner Narrheit ungeachtet, ein so edelmüthiger, frommer und tugendhafter Mann, als irgend eine wahre Geschichte einen aufzuweisen hat. Es würde sehr überflüßig seyn, den Beweis hievon führen zu wollen. Seine ganze Geschichte, von Anfang bis zu Ende, enthält diesen Beweis. Er hatte sich den erhabensten Begriff von dem Charakter und den Pflichten eines irrenden Ritters aus allem, was man jemals edel, gut und lobenswürdig genennt hat, zusammengesetzt, und er war, seiner Absicht und den Gesinnungen des Herzens nach, der Mann wirklich, der er zu seyn wünschte. Daß die äussern Gegenstände seinen Vorstellungen nicht immer entsprachen, daß der Ausgang seine edelsten und wohlthätigsten Absichten so oft zu Schanden machte, war seine Schuld nicht. Was konnte er dazu, als er mit so viel Großmuth und Unerschrockenheit dem guten König Pentapolin mit dem aufgeschürzten Arm gegen den mächtigen Kaiser Alifanfaron, Herrn der Insel Taprobana, und gegen den Riesen Brandabarbaran, Herrn der drey Arabien, zu Hülfe kam, und eine so grosse Niederlage unter dem zahlreichen Heere der Ungläubigen verursachte, was konnte er dazu, daß am Ende, was er für zwey furchtbare Kriegsheere angesehen hatte, zwoo Heerden Schafe waren? Und als er den wackern

Ritter Don Gaiferos und die schöne Meli- sandra, mit so vielem Eifer gegen die Mauren beschützte; hatte er darum weniger Recht, sich mit dem Bewustseyn, eine tapfere und wohlthä- tige That gethan zu haben, über die Bosheit der Zauberer, seiner Feinde, zu beruhigen; weil sichs beym Ausgange zeigte, daß Don Gaiferos, die schöne Melisandra, der König Marsilius nnd alle seine Mauren bloß Marionetten waren? Frey- lich sind wir andern, welche dies schon vorher wußten, nicht zu verdenken, wenn wir die Ach- seln zücken, da er, nachdem er die Unglaubigen in die Flucht gejagt und einen der edelsten Ritter von Carl des Grossen Hofe so glücklich befreyt zu haben glaubt, mit dem Triumphe der süssesten Selbstzufriedenheit ausruft: „Nun möcht' ich „doch gleich alle diejenigen vor mir haben, welche „nicht glauben wollen, wie nützlich der Welt die „irrenden Ritter sind! Man sehe mir einmal, „was aus dem Don Gaiferos und der schönen „Melisandra ohne mich geworden wäre? Es „lebe die irrende Ritterschaft, Troz ihren Nei- „dern, und dem Unglauben derjenigen, welche „nicht Muth genug haben, sich einem so gefahr- „vollen Stande zu widmen! u. s. w. —" Al- lein dem ungeachtet gieng in der Seele des guten Ritters das nehmliche vor, was in ihr hätte vorgehen können, wenn der wirkliche Don Gai- feros und die wirkliche Melisandra seines Ar- mes vonnöthen gehabt hätten; und er hatte, da er von Meister Petern, dem Eigenthümer des Marionettenspiels, aus seinem ekstatischen Ge-

müthszustande zurückgebracht wurde, vollkommen Recht, sich mit dem Gedanken zu trösten: „daß er bey der ganzen Sache keine andere Absicht gehabt, als die Pflichten seines Standes zu erfüllen. Entspricht der Erfolg meiner Absicht nicht, setzt er hinzu, so ist es nicht meine, sondern der verfluchten Zauberer Schuld, die mich aufs äuserste verfolgen.“ Alles dieses beweißt wenigstens soviel, daß die Vergleichung, welche den Quidam so sehr erhitzte, daß er in seinem Unwillen die Feder ergriff, und eine Epistel voll platter Verse gegen den armen Dichter schrieb — dem Herzen und der Tugend des grossen Cato keine Schande macht. „Aber Don Quischotte war doch ein Narr, (sagt man) ein Narr, der in einen Kesicht eingesperrt zu werden verdiente?“ Gut, und nun fragt sichs, ob der grosse Cato, da er in dem äuserst verdorbenen, gesetzlosen, und einer neuen monarchischen Verfassung schlechterdings bedürftigen Rom die Rolle seines Urgroßvaters spielte, und durch eine moralisch unmögliche Wiederherstellung jener Sitten, die ehmals das arme Rom groß gemacht hatten, dem verzweifelt bösen Zustande des zu einer ungeheuren Grösse aufgeschwollenen Roms abhelfen wollte, ob er da was weiseres und schicklicheres unternommen habe, als Don Quischotte, da er unternahm, den in Verfall gerathenen Stand der irrenden Ritterschaft (einen Stand, der in den Zeiten der Kreutzzüge so wohlthätig und gewissermassen unentbehrlich gewesen war) in den Zeiten

Phi-

Philipps des dritten wieder herzustellen? Alles wird wohl bey Beantwortung dieser Frage darauf ankommen, ob und in wie ferne die Umstände, unter welchen Cato die Sitten und Grundsätze des hölzernen Roms in dem marmornen Rom wieder herstellen wollte, sich gegen seine Unternehmung eben so verhielten, wie sich zu Don Quischottens Zeiten die Verfassung Spaniens gegen das Unternehmen dieses tapfern und wohlmeynenden Junkers verhielt; — und dies wird der Gegenstand des ersten Theils des vor einiger Zeit versprochenen Anti-Cato seyn. Wenn diese Unternehmung den Charakter dieses Römers von Seiten der moralischen Grösse durch den Contrast mit der Verdorbenheit seiner Zeitgenossen nur destomehr erheben wird; so wird sie hingegen nicht weniger das Urtheil rechtfertigen, das Cicero, sein Freund und Bewunderer, in einem seiner vertrauten Briefe, von ihm fällt; (*) und Catons Beyspiel wird die Wahrheit des Verses im Endymion bestätigen:

Doch selbst die Tugend kan kein Schwärmer
weislich lieben!

Diesem ersten Discours soll ein andrer folgen, worinn wir die Tugend Catons gegen das Ideal der Tugend halten werden, von welchem der Dichter sagt:

Sie

(*) Im ersten Briefe des zweyten Buches der Briefe an den Atticus.




Sie ist den schönen Formen gleich,
Die jungen Künstlern zu Modelen
Ein Polykletus giebt.

Man wird darinn untersuchen, ob und wie ferne die Tugend Catons als ein Muster angepriesen zu werden verdiene; und ob der Dichter Recht gehabt habe, mit Aristipp und Aristoteles gegen Catons Grundsätze und Beyspiel, zu sagen:

Die Tugend hält in allem Maas und Zeit;
Dem strengen Recht vermischt sie Billigkeit;
Sie wird sogar aus zweyen Uebeln wählen,
Wenn ihr die Noth die schwere Wahl gebeut:
Fehlt dem geraden Weg, (wie öfters) Sicherheit,
Läßt sie die Klugheit sich durch Seitenwege führen;
Und wenn der Widerstand ihr Werk zu hemmen dräut,
So giebt sie Etwas nach, nicht Alles zu verliehren.

Uebrigens muß noch angemerkt werden, daß man sich irren würde, wenn man die erwähnte Epistel des ungenannten Quidams für die Veranlassung des Vorsatzes, einen Anti-Cato zu schreiben, halten wollte. Der Verfasser des Endymion hat schon vor mehrern Jahren seinen Freunden von diesem Vorhaben gesprochen; und die Ver-

nichts von ihrer Wirklichkeit, Personalität, auch übrigen Eigenschaften und jungfräulichen Ehren verlohr, daß der Ritter sie in seiner Einbildung zu einer Prinzeßin von Toboso und zu seiner Dame erhob. Und hier liegt eigentlich das tertium comparationis, welches **Quidam** zu übersehen beliebt hat. Der Dichter, indem er von Cato sagt — **und deine Tugend war nur eine Dulcinee**; sagt weiter nichts als dies: Cato liebte die Tugend, wie Don Quischotte die schöne Alonza Lorenzo liebte. Beyden war es ihr vollkommener Ernst. Aber in beyder Kopfe stund es nicht immer so ganz richtig. Don Quischotte erhob das Bauermädchen Alonza Lorenzo in seiner Einbildung zu einem Ideal der Schönheit und weiblichen Vollkommenheit, und von diesem Augenblicke an war sie für ihn nicht mehr Lorenzo, sondern die Prinzeßin Dulcinee von Toboso. Cato machte sich ein Ideal von der politischen Tugend, welches nicht die Tugend eines weisen Staatsmannes, sondern die Tugend eines politischen Schwärmers war; und eben dadurch hörte sie auf, ächte Tugend zu seyn, und wurde für ihn eben das, was Dulcinee für den Ritter von Mancha. Die Tugend konnte nichts dazu, daß Cato sich übertriebene Begriffe von ihr machte; so wie Alonza Lorenzo nichts dazu konnte, und sich wenig darum bekümmerte, daß Don Quischotte sie zu seiner Dulcinee adelte. Diese war darum nicht weniger Alonza Lorenzo, jene nicht weniger Tugend; und Quidam gab sich also *eine sehr* vergebliche Mühe, da er dem Dichter

in einer langen gereimten Epistel, aus Gründen, die keinem Schulknaben unbekannt sind, bewies, die Tugend sey keine Schimäre. Davon war ja gar die Rede nicht; und der müßte wohl ein übel organisierter, unglücklicher Mensch seyn, der eines solchen Beweises vonnöthen hätte. Ob die Tugend eine Dulcinee sey, kann unter vernünftigen Leuten niemals eine Frage seyn. Aber ob Catons Tugend eine Dulcinee war, darüber läßt sich wenigstens reden; und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Mensch, gegen welchen man das Kreuz predigen müßte. Es lassen sich zwar ganz gute Gründe angeben, warum Esprit, Mandevill, und andre, welche ganze Bücher über die Falschheit der menschlichen Tugenden geschrieben, der Tugend eben nicht den wichtigsten Dienst geleistet haben. Denn Montaigne hat sehr Recht, da er sagt: „Man gebe mir die allerschönste und reinste Handlung, und es müßte mir übel fehlen, wenn ich nicht ganz wahrscheinlich funfzig schlimme oder unlautere Beweggründe dazu finden wollte.„ (*) Aber wer sich darum ein Bedenken machen wollte, die Tugend eines Dion, Cato, Seneca, Julian, oder irgend eines andern Sterblichen, den man uns für ein Muster giebt, zu prüfen, um das Aechte von den Schlacken, das Uebertriebne von

 dem

(*) S. dessen Essays L. I. c. 36. Wir werden in der Folge Gelegenheit bekommen, einen Einwurf, der aus dieser Stelle des Montaigne gegen den Anti-Cato gemacht werden kann, zu beantworten.

dem Wahren, darinn abzusondern, würde dem abergläubischen Andächtigen gleichen, der aus Furcht, zu wenig zu glauben, dem Gebrauch seiner Vernunft entsagte, und lieber Gefahr laufen wollte, die ungereimtesten Mährchen für Wahrheiten anzunehmen, als zu untersuchen, ob der Gegenstand seines Vorurtheils die Hochachtung auch würklich verdiene, die er auf Hörensagen demselben gewidmet hat.

Ueberhaupt scheint der ehrliche Quidam sehr übel zu finden, daß man sich die Freyheit genommen, einem so ehrwürdigen Mann, wie Cato, mit einem so grossen Narren, wie Don Quischotte, zu vergleichen. Vermuthlich gehört der Quidam unter die weisen Männerchen, welche ihre Zeit übel anzuwenden glaubten, wenn sie ein Buch, das ihnen nur zum Zeitvertreib gemacht zu seyn scheint, mit Aufmerksamkeit lesen sollten. Gleichwohl sind wenig Bücher in der Welt, welche ernsthafter gelesen und öfter wieder gelesen zu werden verdienten, als der Don Quischotte; ja, wir erdreisten uns, zu behaupten, daß ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den Don Quischotte zu halten, der studierenden Jugend und dem gemeinen Wesen ungleich nützlicher seyn würde, als ein Professor des Aristotelischen Organons. Hätte Quidam das Buch des weisen Cervantes gelesen, wie man lesen soll, so würde er vermuthlich klug genug daraus geworden seyn, um sich über einer Vergleichung zwischen Cato und Don Quischotte nicht zu ärgern.

ärgern. Es ist immer noch eine Frage, ob Cato oder der Held von Mancha mehr dabey zu verliehren hat. Don Quischotte war freylich ein Narr, was den Punkt der irrenden Ritterschaft anbetraf, aber, seiner Narrheit ungeachtet, ein so edelmüthiger, frommer und tugendhafter Mann, als irgend eine wahre Geschichte einen aufzuweisen hat. Es würde sehr überflüßig seyn, den Beweis hievon führen zu wollen. Seine ganze Geschichte, von Anfang bis zu Ende, enthält diesen Beweis. Er hatte sich den erhabensten Begriff von dem Charakter und den Pflichten eines irrenden Ritters aus allem, was man jemals edel, gut und lobenswürdig genennt hat, zusammengesetzt, und er war, seiner Absicht und den Gesinnungen des Herzens nach, der Mann wirklich, der er zu seyn wünschte. Daß die äussern Gegenstände seinen Vorstellungen nicht immer entsprachen, daß der Ausgang seine edelsten und wohlthätigsten Absichten so oft zu Schanden machte, war seine Schuld nicht. Was konnte er dazu, als er mit so viel Großmuth und Unerschrockenheit dem guten König Pentapolin mit dem aufgeschürzten Arm gegen den mächtigen Kaiser Alifanfaron, Herrn der Insel Taprobana, und gegen den Riesen Brandabarbaran, Herrn der drey Arabien, zu Hülfe kam, und eine so grosse Niederlage unter dem zahlreichen Heere der Ungläubigen verursachte, was konnte er dazu, daß am Ende, was er für zwey furchtbare Kriegsheere angesehen hatte, zwoo Heerden Schafe waren? Und als er den wackern

Ritter Don Gaiferos und die schöne Melisandra, mit so vielem Eifer gegen die Mauren beschützte; hatte er darum weniger Recht, sich mit dem Bewustseyn, eine tapfere und wohlthätige That gethan zu haben, über die Bosheit der Zauberer, seiner Feinde, zu beruhigen; weil sichs beym Ausgange zeigte, daß Don Gaiferos, die schöne Melisandra, der König Marsilius nnd alle seine Mauren bloß Marionetten waren? Freylich sind wir andern, welche dies schon vorher wußten, nicht zu verdenken, wenn wir die Achseln zücken, da er, nachdem er die Unglaubigen in die Flucht gejagt und einen der edelsten Ritter von Carl des Grossen Hofe so glücklich befreyt zu haben glaubt, mit dem Triumphe der süssesten Selbstzufriedenheit ausruft: „Nun möcht' ich „doch gleich alle diejenigen vor mir haben, welche „nicht glauben wollen, wie nützlich der Welt die „irrenden Ritter sind! Man sehe mir einmal, „was aus dem Don Gaiferos und der schönen „Melisandra ohne mich geworden wäre? Es „lebe die irrende Ritterschaft, Troß ihren Nei„dern, und dem Unglauben derjenigen, welche „nicht Muth genug haben, sich einem so gefahr„vollen Stande zu widmen! u. s. w. —" Allein dem ungeachtet gieng in der Seele des guten Ritters das nehmliche vor, was in ihr hätte vorgehen können, wenn der wirkliche Don Gaiferos und die wirkliche Melisandra seines Armes vonnöthen gehabt hätten; und er hatte, da er von Meister Petern, dem Eigenthümer des *Marionetten*spiels, aus seinem ekstatischen Gemüths-

müthszustande zurückgebracht wurde, vollkommen Recht, sich mit dem Gedanken zu trösten: „daß er bey der ganzen Sache keine andere Absicht gehabt, als die Pflichten seines Standes zu erfüllen. Entspricht der Erfolg meiner Absicht nicht, setzt er hinzu, so ist es nicht meine, sondern der verfluchten Zauberer Schuld, die mich aufs äuserste verfolgen.“ Alles dieses beweißt wenigstens soviel, daß die Vergleichung, welche den Quidam so sehr erhitzte, daß er in seinem Unwillen die Feder ergriff, und eine Epistel voll platter Verse gegen den armen Dichter schrieb — dem Herzen und der Tugend des grossen Cato keine Schande macht. „Aber Don Quischotte war doch ein Narr, (sagt man) ein Narr, der in einen Kefícht eingesperrt zu werden verdiente?“ Gut, und nun fragt sichs, ob der grosse Cato, da er in dem äuserst verdorbenen, gesetzlosen, und einer neuen monarchischen Verfassung schlechterdings bedürftigen Rom die Rolle seines Urgroßvaters spielte, und durch eine moralisch unmögliche Wiederherstellung jener Sitten, die ehmals das arme Rom groß gemacht hatten, dem verzweifelt bösen Zustande des zu einer ungeheuren Grösse aufgeschwollenen Roms abhelfen wollte, ob er da was weiseres und schicklicheres unternommen habe, als Don Quischotte, da er unternahm, den in Verfall gerathenen Stand der irrenden Ritterschaft (einen Stand, der in den Zeiten der Kreutzzüge so wohlthätig und gewissermassen unentbehrlich gewesen war) in den Zeiten

Phi-

Philipps des dritten wieder herzustellen? Alles wird wohl bey Beantwortung dieser Frage darauf ankommen, ob und in wie ferne die Umstände, unter welchen Cato die Sitten und Grundsätze des hölzernen Roms in dem marmornen Rom wieder herstellen wollte, sich gegen seine Unternehmung eben so verhielten, wie sich zu Don Quischottens Zeiten die Verfassung Spaniens gegen das Unternehmen dieses tapfern und wohlmeynenden Junkers verhielt; — und dies wird der Gegenstand des ersten Theils des vor einiger Zeit versprochenen Anti-Cato seyn. Wenn diese Unternehmung den Charakter dieses Römers von Seiten der moralischen Grösse durch den Contrast mit der Verdorbenheit seiner Zeitgenossen nur destomehr erheben wird; so wird sie hingegen nicht weniger das Urtheil rechtfertigen, das Cicero, sein Freund und Bewunderer, in einem seiner vertrauten Briefe, von ihm fällt; (*) und Catons Beyspiel wird die Wahrheit des Verses im Endymion bestätigen:

Doch selbst die Tugend kan kein Schwärmer
weislich lieben!

Diesem ersten Discours soll ein andrer folgen, worinn wir die Tugend Catons gegen das Ideal der Tugend halten werden, von welchem der Dichter sagt:

Sie

(*) Im ersten Briefe des zweyten Buches der Briefe an den Atticus.

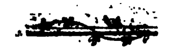



Sie ist den schönen Formen gleich,
Die jungen Künstlern zu Modelen
Ein Polykletus giebt.

Man wird darinn untersuchen, ob und wie ferne die Tugend Catons als ein Muster angepriesen zu werden verdiene; und ob der Dichter Recht gehabt habe, mit Aristipp und Aristoteles gegen Catons Grundsätze und Beyspiel, zu sagen:

Die Tugend hält in allem Maas und Zeit;
Dem strengen Recht vermischt sie Billigkeit;
Sie wird sogar aus zweyen Uebeln wählen,
Wenn ihr die Noth die schwere Wahl gebeut:
Fehlt dem geraden Weg, (wie öfters) Sicherheit,
Läßt sie die Klugheit sich durch Seitenwege führen;
Und wenn der Widerstand ihr Werk zu hemmen dräut,
So giebt sie Etwas nach, nicht Alles zu verliehren.

Uebrigens muß noch angemerkt werden, daß man sich irren würde, wenn man die erwähnte Epistel des ungenannten Quidams für die Veranlassung des Vorsatzes, einen Anti-Cato zu schreiben, halten wollte. Der Verfasser des Endymion hat schon vor mehrern Jahren seinen Freunden von diesem Vorhaben gesprochen; und die Ver-

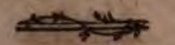


Vergleichung des Caton mit dem Helden von Mancha ist kein rascher Einfall einer vorübergehenden Laune, sondern das Resultat langer Beobachtungen und wohlgeprüfter Grundsätze. Er empfindet indessen sehr wohl, daß die Frage: wie fern Cato als ein Beyspiel der Tugend angesehen und nachgeahmet werden könne, nur zu sehr verdiene, von Cicero ein **archimedisches Problem** (*) genennet zu werden; und wenn er dieses Problem aufzulösen versucht, so giebt er auch seine Arbeit für nichts mehr als einen Versuch, dessen bestes Verdienst vielleicht blos darinn besteht, andere zu einer gründlichen Auflösung zu veranlassen. Irret er sich, so entschuldiget ihn das allgemeine Loos der Menschheit, und niemand ist williger als er, sich zu rechte weisen zu lassen. Alles was er verlangt, ist Freyheit zu untersuchen, und zu sagen, was er, seiner Ueberzeugung nach, für wahr und gut hält. Diese Freyheit ist ein unverlierbares Recht des Menschen, und das wahre Palladium des allgemeinen Wohls unsrer Gattung. Was für eine Stirne müßte der haben, der ein Recht, welches er nur mit dem Leben verliehren möchte, irgend einem seiner denkenden Mitgeschöpfe absprechen wollte?

---

II. Die

(*) *L. XII. ep. 4. ad Attic.*





II.

# Die Wahl des Herkules.

Eine dramatische Cantate,

an dem

hohen Geburtsfeste

des Durchlauchtigsten Herzogs,

## Carl August,

Erbprinzen zu Sachs[.]n-Weimar und Eisenach,

den 3. Sept. 1773.

auf dem Schloß-Theater zu Weimar

aufgeführt.

Der Text und die Musik von den Verfassern der Alceste.

## Vorbericht.

Der Stoff zu diesem kleinen lyrischen Drama ist genommen aus einem der kostbarsten Ueberbleibsel der Griechischen Litteratur, aus einer Erzählung des Xenophontischen Sokrates, welche unter dem Nahmen: Herkules auf dem Scheidewege, oder die Wahl des Herkules, wenigen ganz unbekannt seyn wird. Es ist das

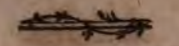
Süjet

Vergleichung des Caton mit dem Helden von Mancha ist kein rascher Einfall einer vorübergehenden Laune, sondern das Resultat langer Beobachtungen und wohlgeprüfter Grundsätze. Er empfindet indessen sehr wohl, daß die Frage: wie fern Cato als ein Beyspiel der Tugend angesehen und nachgeahmet werden könne, nur zu sehr verdiene, von Cicero ein archimedisches Problem (*) genennet zu werden; und wenn er dieses Problem aufzulösen versucht, so giebt er auch seine Arbeit für nichts mehr als einen Versuch, dessen bestes Verdienst vielleicht blos darinn besteht, andere zu einer gründlichen Auflösung zu veranlassen. Irret er sich, so entschuldiget ihn das allgemeine Loos der Menschheit, und niemand ist williger als er, sich zu rechte weisen zu lassen. Alles was er verlangt, ist Freyheit zu untersuchen, und zu sagen, was er, seiner Ueberzeugung nach, für wahr und gut hält. Diese Freyheit ist ein unverlierbares Recht des Menschen, und das wahre Palladium des allgemeinen Wohls unsrer Gattung. Was für eine Stirne müßte der haben, der ein Recht, welches er nur mit dem Leben verliehren möchte, irgend einem seiner denkenden Mitgeschöpfe absprechen wollte?

---

II. Die

(*) *L. XII. ep. 4. ad Attic.*





II.

# Die Wahl des Herkules.

Eine dramatische Cantate,

an dem

hohen Geburtsfeste

des Durchlauchtigsten Herzogs,

Carl August,

Erbprinzen zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

den 3. Sept. 1773.

auf dem Schloß-Theater zu Weimar

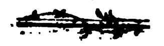
aufgeführt.

Der Text und die Musik von den Verfassern der Alceste.

## Vorbericht.

Der Stoff zu diesem kleinen lyrischen Drama ist genommen aus einem der kostbarsten Ueberbleibsel der Griechischen Litteratur, aus einer Erzählung des Xenophontischen Sokrates, welche unter dem Nahmen: **Herkules auf dem Scheidewege**, oder die **Wahl des Herkules**, wenigen ganz unbekannt seyn wird. Es ist das

Süjet



Süjet von einem der erträglichsten Gemählde im neuen Amadis,

Wo Herkules zwischen der Tugend und Wollust
unentschlossen
Zu schweben schien —

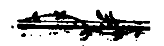
und wo der junge Amadis (der, seitdem er sich zu fühlen angefangen, stundenlang vor diesem Gemählde zu verweilen pflegte) unvermerkt sich selbst an die Stelle des jungen Herkules setzt, und von beyden Göttinnen gleich stark angezogen, sehnlich wünscht, sein Herz unter sie theilen zu können.

Wie göttlich scheint ihm Diese! Doch Jene
lächelt so süß!
Ist mit so lieblichem Reiz übergossen,
Und ihres Sieges so gewiß!
Wie soll er widerstehn
Dem schmachtenden Blick, der so sehnlich
Ihn an den Busen lockt, der ihm entgegen wallt?
Gut! Aber diese, wie schön,
Wie ganz sich selber ähnlich,
Wie stiller Grösse voll in ihrer ganzen Gestalt!
Schön ist in allen seinen Zügen
Ihr bräunlich Angesicht, wo, wie auf glatter
Fluth
Der Sonne Bild, das reinste aller Vergnügen,
Vergnügen an sich selbst und innrer Friede ruht,
Durch ihre Wangen scheint ein unbeflecktes Blut;

Ihr

Ihr ofnes Aug, voll edlem Selbstvertrauen,
Erlaubt bis auf den Grund von ihrer Seele zu
schauen;
Stillwirkende Güte, die minder spricht als thut,
Und Redlichkeit und unbezwingbarer Muth
Mahlt sich darinn, und flößt ein ehrfurchts-
volles Grauen,
Mit Liebe gemischt, dem der sie ansieht, ein;
Man liebt sie und wünscht zu verdienen, von ihr
geliebt zu seyn.

Weder Sokrates noch Xenophon, sondern **Prodikus**, einer von den berühmten Sophisten der Zeit des Perikles ist der Erfinder dieses Apologen. Sokrates in einer Unterredung mit dem Aristippus, spricht davon als von einem Stücke, welches Prodikus öfters vorgelesen, und entschuldigt sich, daß es (da er es blos aus dem Gedächtniß nacherzähle) die Pracht des Ausdrucks, die dem beredten Erfinder eigen gewesen seyn soll, in seinem Munde verlohren habe. Wer so glücklich ist, mit einem innern Sinn für die schöne Einfalt, Wahrheit, Harmonie und unnachahmliche Grazie, welche Xenophons Schreibart auszeichnen, begabt zu seyn, der wird in seiner Erzählung, wiewohl er sie nur für eine Copie ausgiebt, die schimmernden Farben des Originals schwerlich vermissen. Dreymal und öfters hat es der Verfasser des folgenden musicalischen Dramas versucht, dieses Meisterstück der Sokratischen Grazien aus Xenophons Sprache, das



Süjet von einem der erträglichsten Gemählde im neuen Amadis,

Wo Herkules zwischen der Tugend und Wollust
unentschlossen
Zu schweben schien —

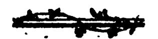
und wo der junge Amadis (der, seitdem er sich zu fühlen angefangen, stundenlang vor diesem Gemählde zu verweilen pflegte) unvermerkt sich selbst an die Stelle des jungen Herkules setzt, und von beyden Göttinnen gleich stark angezogen, sehnlich wünscht, sein Herz unter sie theilen zu können.

Wie göttlich scheint ihm Diese! Doch Jene
lächelt so süß!
Ist mit so lieblichem Reiz übergossen,
Und ihres Sieges so gewiß!
Wie soll er widerstehn
Dem schmachtenden Blick, der so sehnlich
Ihn an den Busen lockt, der ihm entgegen wallt?
Gut! Aber diese, wie schön,
Wie ganz sich selber ähnlich,
Wie stiller Grösse voll in ihrer ganzen Gestalt!
Schön ist in allen seinen Zügen
Ihr bräunlich Angesicht, wo, wie auf glatter
Fluth
Der Sonne Bild, das reinste aller Vergnügen,
Vergnügen an sich selbst und innrer Friede ruht.
Durch ihre Wangen scheint ein unbeflecktes Blut;

Ihr

Ihr ofnes Aug, voll edlem Selbstvertrauen,
Erlaubt bis auf den Grund von ihrer Seele zu
schauen;
Stillwirkende Güte, die minder spricht als thut,
Und Redlichkeit und unbezwingbarer Muth
Mahlt sich darinn, und flößt ein ehrfurchts-
volles Grauen,
Mit Liebe gemischt, dem der sie ansieht, ein;
Man liebt sie und wünscht zu verdienen, von ihr
geliebt zu seyn.

Weder Sokrates noch Xenophon, sondern **Prodikus**, einer von den berühmten Sophisten der Zeit des Perikles ist der Erfinder dieses **Apologen.** Sokrates in einer Unterredung mit dem Aristippus, spricht davon als von einem Stücke, welches Prodikus öfters vorgelesen, und entschuldigt sich, daß es (da er es blos aus dem Gedächtniß nacherzähle) die Pracht des Ausdrucks, die dem beredten Erfinder eigen gewesen seyn soll, in seinem Munde verlohren habe. Wer so glücklich ist, mit einem innern Sinn für die schöne Einfalt, Wahrheit, Harmonie und unnachahmliche Grazie, welche Xenophons Schreibart auszeichnen, begabt zu seyn, der wird in seiner Erzählung, wiewohl er sie nur für eine Copie ausgiebt, die schimmernden Farben des Originals schwerlich vermissen. Dreymal und öfters hat es der Verfasser des folgenden musicalischen Dramas versucht, dieses Meisterstück der Sokratischen Grazien aus Xenophons Sprache, das

ist, aus der Sprache der Musen, in die unsrige über zu tragen; aber Muth und Hände sanken ihm jedesmal bey den Schwierigkeiten, die er in der leztern, und ohne Zweifel noch mehr in seinem eignen Unvermögen fand. Die Grazien Xenophons können empfunden und gedacht werden: aber auch übersezt? Ich habe keine Hofnung dazu: doch wünschte ich durch die That widerlegt zu werden. Unendlich mal leichter war es, eine Uebersezung eines englischen Gedichts über dieses Süjet, welches sich unter dem Titel, The Choice of Hercules, im dritten Bande der bekannten Collection of Poems befindet, zu unternehmen. Einer meiner jüngern Freunde, den ich dazu aufgemuntert, hat sich daran gewagt, und da es eigentlich blos eine freye poetische Uebersezung der Prose Xenophons ist, (wiewohl eine Uebersezung im Geschmack des Popischen Homers) so habe ich den Freunden der Litteratur was angenehmes zu erweisen geglaubt, wenn ich sie meinem kleinen Drama beyfügte, damit sie sich das Vergnügen machen könnten, die verschiedene Behandlung des nehmlichen Süjets in beyden Stücken zu vergleichen.

Der Gedanke, die Erzählung Xenophons in ein lyrisches Drama zu verwandeln, machte so viele Abweichungen von dem griechischen Original nothwendig, daß der deutsche Versuch dadurch selbst zum Original geworden ist. Der junge Herkules mußte den Zuschauern interessanter gemacht; er mußte die erste Figur des Gemähldes

und

und der Held der Action werden — da er im Griechischen nur Zuhörer ist. Daher der Monologe der die erste Scene ausmacht; daher die genauere Bestimmung der wesentlichen Umstände und der gegenwärtigen Gemüthsverfassung des jungen Halbgottes; daher der innere Streit worinn seine Seele arbeitet, noch ehe die Göttinnen erscheinen, und wodurch er, wie durch eine (dem göttlichen Theile seiner Natur ohnedies anständige) Divination auf die ihm bevorstehende Erscheinung vorbereitet wird; daher die Dichtung seiner Liebe zu der jungen Dejanira, die er zu Calydon an den Ufern des Achelous, bey einem Bachusfeste kennen lernte, eine Liebe, deren er sich schämet, die er bekämpft, weil er fühlt, daß sie ihn von seiner Bestimmung abziehen würde. Die Natur des Drama, so einfach es immer seyn mag, erfodert, daß alles darinn Bewegung und Handlung sey. Die Bemühungen der Wollust, den jungen Helden zu bestricken, konnten und durften nicht ohne alle Würkung bleiben. Wir müssen ihn in Gefahr sehen, zu unterliegen; er muß schwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verliehren, die er uns in seinem Monologen eingeflößt hat. Die Erscheinung der Tugend wird dadurch dramatisch, daß wir sie nicht eher als in dem Augenblicke, da ihr junger Freund in Gefahr ist, dazwischen kommen lassen. Dieser erblickt in ihr keine Unbekannte; seine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion, hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht; sein Herz

war für sie gebildet; und er fühlt die unmittelbaren Einflüsse ihrer Gegenwart in seiner Seele. Dieser Umstand, verbunden mit allen denen, deren wir bereits gedacht haben, giebt dem Wettstreit der beyden Göttinnen, und dem Kampf des jungen Helden dramatisches Interesse, ohne welches die schönsten Reden, die man sie hätte halten lassen mögen, eine sehr schwache Würkung gethan hätten — Doch wir wollen den Liebhabern der Dichtkunst das kleine Vergnügen, die Gründe warum der Plan gerade so angelegt, die Umstände so bestimmt, die Theile so zusammengesetzt, und Licht und Schatten im Ganzen so vertheilt worden, selbst zu entdecken, nicht entziehen, und überhaupt ihrem Urtheil in keine Weise vorgreifen. Nur dies mög' uns erlaubt seyn noch zu sagen: daß die Bestrebung, den moralischen Endzweck, welcher diesem Gedichte das Daseyn gegeben hat, mit den Gesetzen der dramatischen Ausführung in einem musikalischen Stücke zu vereinbaren, Schwierigkeiten hatte, die beym ersten Anblick nicht einem jeden in die Augen fallen. Wie glücklich oder unglücklich der Dichter und der Componist (der auch hier wieder wie aus der Seele des ersten gearbeitet hat) in Ueberwindung dieser Schwierigkeiten gewesen, kan vielleicht nur die Würkung, die das Stück bey der Aufführung auf die Meisten thun wird, gewiß entscheiden. Wir werden daher nicht unterlassen, zu seiner Zeit, davon einige Nachricht zu geben.

---

Die





# Die Wahl des Herkules.
## Ein lyrisches Drama.

### Personen.

Herkules als Jüngling. Die Wollust.
Die Tugend.

Der Schauplatz stellt einen Wald vor. Die Handlung beginnt Abends, und endet sich bald nach der Sonnen Untergang.

### Herkules allein.

O! nehmt mich auf, ihr stillen Gründe!
Gewogne Schatten, hüllt mich ein!
Hier athm' ich wieder frey, empfinde
Des Daseyns Werth, bin wieder mein!

Ich sollte Amors Fesseln tragen?
Die Thorheit schleppte mich an ihrem Siegeswagen?
Ein feiger Sclave sollt' ich seyn?
Beym Himmel, nein!
Ich fühl' ein Herz in meinem Busen schlagen!
Ich fühl' —
O! Götter, darf ichs wagen,
In diesem unbehorchten Hayn
Um ein Geheimniß euch zu fragen?

Wes ist die Stimme, die ich tief im Heiligthum
Der Seele höre? Oder, täuschet mich,
Indem ich sie zu hören glaube,
Ein falscher Wahn?
Wer bin ich? — Diese Gluth in meinem Busen,
Diese Ungeduld nach Thaten,
Dieses Hüpfen jeder Ader wo andre beben,
Dieses, was ich besser fühlen
Als mir erklären kann —
Wie nenn' ichs, was den andern Erdensöhnen mich
So ungleich macht?
Was mich auf ihre Spiele,
Was auf den ganzen Kreis von ihren kleinen Sorgen,
Entwürfen, Freuden, Plagen,
Kalt und unbewegt mich niederblicken heißt,
Wie man auf einen Haufen von Kindern blickt,
Die sich um einen Apfel raufen.
Wer bin ich? Gab ein Halbgott,
Gab ein Gott das Leben mir?
Wie wallt mein Blut
Bey diesem grossen Gedanken auf!
Ich zittre nicht
Indem ich ihn zu denken wage!
Ja! es ist kein Wahn,
Ich fühl's, ich fühl's,
Es ist der Götter Blut, was diese Adern schwellt!
O du, der mir das Leben gab,

Un=

und der Held der Action werden — da er im Griechischen nur Zuhörer ist. Daher der Monologe der die erste Scene ausmacht; daher die genauere Bestimmung der wesentlichen Umstände und der gegenwärtigen Gemüthsverfassung des jungen Halbgottes; daher der innere Streit worinn seine Seele arbeitet, noch ehe die Göttinnen erscheinen, und wodurch er, wie durch eine (dem göttlichen Theile seiner Natur ohnedies anständige) Divination auf die ihm bevorstehende Erscheinung vorbereitet wird; daher die Dichtung seiner Liebe zu der jungen Dejanira, die er zu Calydon an den Ufern des Achelous, bey einem Bachusfeste kennen lernte, eine Liebe, deren er sich schämet, die er bekämpft, weil er fühlt, daß sie ihn von seiner Bestimmung abziehen würde. Die Natur des Drama, so einfach es immer seyn mag, erfodert, daß alles darinn Bewegung und Handlung sey. Die Bemühungen der Wollust, den jungen Helden zu bestricken, konnten und durften nicht ohne alle Würkung bleiben. Wir müssen ihn in Gefahr sehen, zu unterliegen; er muß schwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verliehren, die er uns in seinem Monologen eingeflößt hat. Die Erscheinung der Tugend wird dadurch dramatisch, daß wir sie nicht eher als in dem Augenblicke, da ihr junger Freund in Gefahr ist, dazwischen kommen lassen. Dieser erblickt in ihr keine Unbekannte; seine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion, hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht; sein Herz

Begegnest du! —
In meinen Träumen selbst verfolgst du mich!
Ich seh dich — jugendlich wie Hebe,
Schimmernd wie Aurora, wollustathmend
Wie Cytherea, da die Welle sie
An's Ufer von Paphos trug —
Ich seh dich, und vergesse der Lehren
Die vom Nectarmund der Söhne des Musengottes
In Cithärons heiligen Grotten
In meine Seele flossen! —
Ach! [illegible]gesse jeden Schwur, den ich der Tugend that,
So oft [illegible] Lob der Helden mir
Die jun[illegible]ge glühte!

O, weich' aus meiner Seele, Zauberin!
Nicht länger will ich deine Fesseln tragen.
Nur Rosenketten sinds; wie leicht zerbrech' ich sie!
Nicht länger soll dein Bild — in diese Brust
Grub es mit seines schärfsten Pfeiles Spitze
Der Gott der Herzen ein! —
Allein, heraus will ich es reissen, oder fliehn
Wohin kein Menschenfuß mir folgt,
Um meine Schand', und mich
Der Welt auf ewig zu verbergen!

Unglücklicher! bin ich es, dessen Worte
Mein eignes Ohr empören?





O! noch immer wie räthselhaft mir selbst!
Wie groß! wie klein!
Izt, muthig, jedem Ungeheuer Trotz zu bieten,
Izt, verzagt vor einem Blicke!
Izt, ganz durchdrungen von der hohen Schönheit
Der Tugend, ganz von ihrer Gottheit voll,
Zu welcher edlen That, zu welchem Opfer, fühl' ich mich
Nicht stark genug?
Doch bald, betrogner Jüngling,
Bald wird, unter Zauberrosen,
Dich die schnöde gürtellose Wollust
Zum Entschlummern
An ihren Busen locken!
Süsses Gift aus ihren Augen
Wirst du in dich schlürfen;
Und, gleich den Seelen die aus Lethe tranken,
Vergessen wer du bist, und was du werden sollst!

So niedrig sollt' ich seyn? So schwach!
So unwerth deiner Tugend,
Alkmena! Eurer Lehren so uneingedenk,
Ihr Führer meiner Jugend!
Nein! dieser Tag sey Zeuge meiner Schwüre;
Und du, allsehend Auge des Olymps, und du, o Rhea,
Der Götter Mutter und der Sterblichen!
Seyd meine Zeugen ——

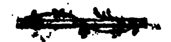
Wes ist die Stimme, die ich tief im Heiligthum
Der Seele höre? Oder, täuschet mich,
Indem ich sie zu hören glaube,
Ein falscher Wahn?
Wer bin ich? — Diese Gluth in meinem Busen,
Diese Ungeduld nach Thaten,
Dieses Hüpfen jeder Ader wo andre beben,
Dieses, was ich besser fühlen
Als mir erklären kann —
Wie nenn' ichs, was den andern Erdensöhnen mich
So ungleich macht?
Was mich auf ihre Spiele,
Was auf den ganzen Kreis von ihren kleinen Sorgen,
Entwürfen, Freuden, Plagen,
Kalt und unbewegt mich niederblicken heißt,
Wie man auf einen Haufen von Kindern blickt,
Die sich um einen Apfel raufen.
Wer bin ich? Gab ein Halbgott,
Gab ein Gott das Leben mir?
Wie wallt mein Blut
Bey diesem grossen Gedanken auf!
Ich zittre nicht
Indem ich ihn zu denken wage!
Ja! es ist kein Wahn,
Ich fühl's, ich fühl's,
Es ist der Götter Blut, was diese Adern schwellt!
O du, der mir das Leben gab,

Un-

Unsterblicher, warum verbirgst du dich vor mir?
O zeige dich! O lehre deinen Sohn
Die Wege zum Olympus!
Lehr' ihn, sich deiner würdig machen!

Aber — wenn ich mich zuviel erkühnte?
Wenn die selbstbetrogne
Vermeßne Seele, was sie feurig wünscht,
Für Ahndung hielte?
Alcid, du träumst, du träumst von Gottheit? du?
O! sink in Schaam verlohren
Tief in die Erde! — du,
Den noch vor wenig Augenblicken
Ein rosenwangichtes,
Der scherzenden Natur noch unvollendet entschlüpftes Ding,
Ein Mädchen, deiner selbst vergessen machte!

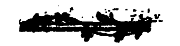
O! daß mein böser Dämon dir entgegen mich führte,
Als du, bekränzt mit Epheu,
An der Spitze der Töchter Calydons,
Von traubenvollen Hügeln
Herunter in die Myrtenschatten
Des Achelous stiegst, o Dejanira!
Seit diesem Augenblicke find' ich dich
Wohin ich flieh in meinem Wege.
Jedem edeln Vorsatz



Begegnest du!
In meinen Träumen selbst verfolgst du mich!
Ich seh dich — jugendlich wie Hebe,
Schimmernd wie Aurora, wollustathmend
Wie Cytherea, da die Welle sie
An's Ufer von Paphos trug —
Ich seh dich, und vergesse der Lehren
Die vom Nectarmund der Söhne des Musengottes
In Cithärons heiligen Grotten
In meine Seele flossen! —
Ach! vergesse jeden Schwur, den ich der Tugend that,
So oft dem Lob der Helden mir
Die junge Wange glühte!

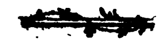
O, weich' aus meiner Seele, Zauberin!
Nicht länger will ich deine Fesseln tragen.
Nur Rosenketten sinds; wie leicht zerbrech' ich sie!
Nicht länger soll dein Bild — in diese Brust
Grub es mit seines schärfsten Pfeiles Spitze
Der Gott der Herzen ein! —
Allein, heraus will ich es reissen, oder fliehn
Wohin kein Menschenfuß mir folgt,
Um meine Schand', und mich
Der Welt auf ewig zu verbergen!

Unglücklicher! bin ich es, dessen Worte
Mein eignes Ohr empören?




O! noch immer wie räthselhaft mir selbst!
Wie groß! wie klein!
Izt, muthig, jedem Ungeheuer Trotz zu bieten,
Izt, verzagt vor einem Blicke!
Izt, ganz durchdrungen von der hohen Schönheit
Der Tugend, ganz von ihrer Gottheit voll,
Zu welcher edlen That, zu welchem Opfer, fühl' ich mich
Nicht stark genug?
Doch bald, betrogner Jüngling,
Bald wird, unter Zauberrosen,
Dich die schnöde gürtellose Wollust
Zum Entschlummern
An ihren Busen locken!
Süsses Gift aus ihren Augen
Wirst du in dich schlürfen;
Und, gleich den Seelen die aus Lethe tranken,
Vergessen wer du bist, und was du werden sollst!

So niedrig sollt' ich seyn? So schwach!
So unwerth deiner Tugend,
Alkmena! Eurer Lehren so uneingedenk,
Ihr Führer meiner Jugend!
Nein! dieser Tag sey Zeuge meiner Schwüre;
Und du, allsehend Auge des Olymps, und du, o Rhea,
Der Götter Mutter und der Sterblichen!
Seyd meine Zeugen ——



(Der Schauplatz verwandelt sich in einen romantischen Lustgarten. Die Wollust zeigt sich dem Herkules gegenüber, auf eine Art von Ruhebette, in einer ihrem Charakter gemäßen Attitüde, reizend hingegossen.)

Götter! welch ein Anblick!
Wo bin ich? Träum ich wachend?

## Die Wollust.

Willkommen, Göttersohn,
Im Reich der Freude!
Erheitre deinen Blick!
O! komm, o! meide
Nicht länger deinen Thron
An ihrer Brust!

Hier leben wir, ferne
Vom Erdengetümmel,
Das selige Leben
Der Götter im Himmel:
Uns strahlen die Sterne
Nur Wonne, nur Lust! B. A.

Du fliehst die Welt, Alcid?
Im Alter des Vergnügens
Entweichst du ihr in einen öden Wald;
Sprichst mit dir selber; staunst, verliehrst dich in Gedanken,
Zweifelst, welchen Weg des Lebens
Du nehmen sollst?

Sich eine Freundin,
Die willig ist, zum Glück der Götter dir
Den Weg zu zeigen!

## Herkules.

Und wie, o Göttin, — denn so kündigt dich
Dein ganzes Wesen an — mit welchem Namen
Soll ich dich verehren?

## Die Wollust.

Freude nennen mich meine Freunde;
Aber in der Sprache des Himmels
Ist mein Name Seligkeit
Denn selbst die Götter leben nur durch mich
Ihr ewig sorgenfreyes Wonneleben.
Ich bin die Schöpferin der Freuden im Olymp
Und auf der Erde. Scherze, Grazien,
Sind mein Gefolge. Selbst die Musen, die du liebst,
Sind meine Dienerinnen.
Meinen Freunden zollt der ganze Weltkreis Lust.
Nur ihnen scheint die Sonne;
Nur ihnen duftet Amors Lieblingsblume;
Nur ihnen sprudelt im kristalnen Becher
Der Erde Nektar; ihnen nur
Beleuchtet den Rosenpfad zu Cythereas Schlummer
Der stille Mond.
Sie, sie allein geniessen des Lebens,
Scherzen seine Sorgen weg.

Und — gleich der Rose,
Die an einer Nymfe Busen verduftet —
Athmen sie, im Schoos der Lust,
Ihr frohes Daseyn aus.
O du, der Götter Liebling,
Was zögerst du? —
Du zweifelst? hat ein Leben, aus Lust gewebt,
Nichts was dich reizen kann?

## Herkules.

Du sagst mir, Göttin, nur, was deine Freunde ge-
nieſſen;
Sage mir auch, was sie thun?
Womit verdienen sie
So schön belohnt zu werden?

## Die Wollust.

Verdienen? — denke richtiger
Vom Glück der Weisen die sich mir ergeben.
Genieſſen, Freund, und vom Genusse ruhn
Zu süſſerem Genuß, ist alles was sie thun!
Genieſſen ohne Arbeit,
In Gefühl ganz aufgelößt
Mit jedem trunknen Sinne
In einem Ocean von Wollust schweben:
So leben die Olympier,
So lebt wer mich besitzt,
Und dies nur nenn' ich leben!





Bey Hebens Nektarschalen,
Beym Lustgesang der Musen,
Ist euer Selbstbetrug,
Sind eure Qualen,
Bethörte Sterbliche!
Der Götter Spott:

Du, Jüngling, den die Sterne lieben,
O! kämpfe nicht mit deinen Trieben!
Komm, Glücklicher, an meinen Busen
Und werd' ein Gott!

## Herkules.

Allmächtige Götter!
Kan auch wider unsern Willen
Ein fremder Reiz Gewalt der Seele thun?
Zu sehr, zu sehr empfind' ich deiner süssen Töne
Wollüstige Zauberey, Verführerin!
Ich strebe dir entgegen —
Fühle, daß ichs soll —
Und — folge dir!

(Der hinterste Theil des Schauplatzes öfnet sich, und entdeckt eine rauhe Gegend, die durch steile Wege zum Gipfel eines hohen Berges führt, wo aus einem Lorbeerhayn der Tempel der Tugend hervor glänzt. Die Tugend erscheint in dem Augenblicke, da Herkules die Worte, ich folge dir, gesprochen hat.)

Die Tugend.

Halt ein, o Herkules!
Sieh, wer die Hand dir reicht!

Herkules.

Welch eine Stimme — o! bist du's
Bist du's, du Göttin meiner Seele!
Ja! dein ganzer Anblick,
Diese Majestät voll hohen Reizes,
Diese Wunderkraft die von dir ausgeht,
Meine schwankende, entnervte Seele faßt,
Mit neuem Muthe sie anhaucht,
Alles, Göttinn, verkündigt dich!
Du bist die Tugend — die ich liebe —
Der ich untreu bin!

Die Tugend.

Dein Herz, o Herkules — wiewohl ich deinen Augen
Noch niemals sichtbar ward —
Dein Herz erkennt mich, deine Freundin,
Deines Geschlechtes Freundin! —
Mich, die durch den Mund
Der Weisen, die dich bildeten,
Das göttliche Gefühl des Adels deiner Seele
In dir entflammte.
Sieh, ich komm, ich zeige mich deinen Augen;
Dieser grosse Tag
Soll deines ganzen Lebens
Entscheidung seyn!



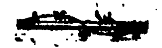


## Die Wollust.

Alcid, die Zeit ist kostbar!
Willt du sie verliehren?
Dies Wortgepränge raubt die Augenblicke
Die ungenossen fliehn,
Die nichts zurücke bringt!

## Die Tugend.

Die Wahrheit, Herkules, ruft keine Rednerkünste
Zu ihrem Beystand. Sie gefällt, sie rührt,
Sie überwältiget durch ihren eignen Reiz.
Ich komme nicht ein Leben ohne Arbeit,
Ruhmloses Glück, und unverdiente Freuden
Dir anzubieten.
Heilig ist die Ordnung mir des Vaters der Natur;
Nichts Gutes gaben den Sterblichen
Die Götter ohne Mühe.
Soll dir die Erde ihren Reichthum zollen?
Du mußt sie bauen!
Soll dein Vaterland dich ehren?
Arbeite für sein Glück!
Soll deinen Nahmen
Der Ruhm den Völkern und der Nachwelt nennen?
Verdien es um die Welt!
Sey ein Wohlthäter der Menschheit,
Lebe, schwitze, blute zu ihrem Dienst!
Was könnten dir die Menschen,
Um die du nichts verdientest, schuldig seyn?



Verdienen nicht die Götter selbst
Den Weyhrauch, der ihre Tempel füllt,
Durch alles Gute, das sie der Erde thun?

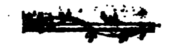
## Die Wollust.

Du hörst es! Alles was die Freudenstörerin
Dir anzubieten hat, ist Arbeit, Müh,
Gefahren, Wunden, Tod!
Für Andre,
Für Undankbare sollst du leben,
Nicht für dich!
Mühselig leben, daß dereinst dein Grab
Dem Vorwiz später Enkel melde:

Hier liegt ein Thor, der leben konnt', und starb,
Um, wenn er nicht mehr wär', auf andrer Thoren Lippen
Ein ungefühltes Daseyn zu erhaschen!

Würdige Vergütung
Für alles was du ihr zum Opfer bringen sollst!
Ich, junger Freund,
Verkaufe meine Gunst dir nicht so hoch.
Geniesse du des Lebens
Im weichen Schoos der Ruhe!
Andre sollen für dein Vergnügen schwitzen!
Eine ganze rastlose Welt
Soll deinen Freuden dienen;

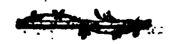
Soll




Soll sich beeyfern
Deinen Wünschen selbst zuvor zu eilen!

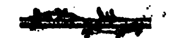
## Die Tugend.

Thörin, höre auf mit deiner Schande
Zu prahlen! Höre auf,
Mit täuschenden Syrenenliedern
Unerfahrne Seelen
In deinen Schlund zu ziehn!
Wer kennt dich nicht?
Und wen wirst du bethören, der dich kennt?
Du prahlst mit Götterwonne, du,
Die keine Freuden kennt,
Als die du mit den Thieren des Feldes theilest?
Die keinen innern Sinn für Wahrheit hat,
Noch für die süsse Ruhe
Der mit sich selbst und mit der ganzen Natur
Im Friede lebenden schuldlosen Seele:
Du, deren Busen nie die Wärme der Sympathie,
Der heil'gen Liebe des Vaterlands,
Der Menschenliebe fühlte,
Von deren Wange nie die fromme Thräne
Des Mitleids floß, du sprichst von Götterwonne?
Wenn jemals hat dein Ohr von allem Wohlklang
Den süssesten, verdientes Lob, gehört?
Sprich, wenn genoß dein Auge je des schönsten
Von allem was die Augen sehen können,



Des Anblicks einer guten That von dir?
Und selbst die einzigen Freuden, die du giebst,
Wem giebst du lauter sie und unvergällt?
Erwartet jemals deine Lüsternheit — den Ruf —
Gehorcht sie je der Warnung — der Natur?
Wann achtest du im Taumel deiner Lüste
Ihr heiliges Gesetz?
Doch, bald ereilen dich auch ihre Strafen;
Und Töchter deiner eignen Thorheit sind
Die Furien, die deine Frevel rächen!
In deinem Innern zehrt ein schleichend Gift
Des Lebens Quellen auf; ein frühes Alter
Welkt deine Wangen;
Stumpf und nur zum Schmerz noch mit Gefühl gestraft,
Gepeinigt vom Vergangnen und von der Zukunft,
Schmachtest du ein schrecklich Daseyn hin,
Das keine Hofnung,
Kein tröstendes Bewußtseyn guter Thaten
Erträglich macht.
Unglückliche! was helfen dir
Die Rosen dann, die deinen Weg bestreuen?
Durch Blumen führt sein sanfter Abhang
Aber führt in unausbleibliches Verderben!
Mein Weg ist rauh und steil;
Er schreckt den Weichling ab,
Doch, sieh, o Göttersohn, wohin er führt!

Der





Der steile Pfad, auf den ich leite,
Dräut mit Dornen, starrt von Klippen;
Des Mittags Hitze saugt dein Blut:
Mit trübem Blick, mit dürren Lippen,
Siehst du, wenn Muth und Kraft ermatten,
Vergebens dich nach milden Schatten
Nach einem Quell vergebens um.
Getrost! ich schwebe dir zur Seite,
Ich helf' in jedem Kampf dir siegen!
Du dringst empor mit neuem Muth:
Der Gipfel naht — er ist erstiegen!
Da weht unsterbliches Vergnügen,
Und alles ist Elysium!

## Herkules.

O Göttinn! löse mir
Das Räthsel meines Herzens auf!
Zwoo Seelen — Zu gewiß fühl ichs! —
Zwoo Seelen kämpfen in meiner Brust.
So lang du redest siegt die beßre Seele!
Allein kaum fasset diese Zauberin mich wieder
Mit ihrem Blick: so fühl' ich eine Andre
In jeder Ader glühn, die wider Willen mich
In ihre Arme zieht.

## Die Tugend.

Erröthe, Göttersohn!
Erröthe vor dir selbst,



Und dem, der dir das Leben gab!
Die beßre Seele, von der du sprichst, bist du!
Sie ist dein wahres Selbst!
Wag' es, zu wollen, und der Sieg ist dein!

### Die Wollust.

Du wendest dich, Alcid? du scheuest meinen Blick?
Wie wenig kennst du mich! Ich kam aus gutem Willen
Dir meine Gunst
Und Dejaniren anzubieten.
Du wirfst sie von dir! Glaubest du,
Ich werde den erst lange suchen müssen,
Der mir für beydes danke?

### Herkules.

Du?— Dejaniren?— Mir?— o Göttin!

### Die Wollust.

Ja, Dejaniren solltest du
Aus meiner Hand empfangen haben,
Die schönste meiner Töchter: Sie, die ich auf Rosen
Für dich erzog —
Doch, du verschmähest sie!

### Herkules.

O Dejanira! dir entsagen sollt ich, dir?
Grausame Tugend, kanst du es verlangen?

### Die Tugend.

Und du, Alcid, dem Ruf der Götter untreu,

Du wolltest, eh du ihr entsagtest,
Dem Ruhm, der Tugend, der Unsterblichkeit entsagen?
Du kannst noch wanken?

## Herkules. Die Wollust. Die Tugend.

Herkules zur Tugend. O trag Erbarmen
Mit meinem Schmerz!
Der innre Aufruhr
Zerreißt mein Herz!

Die Wollust. Dir winkt in meinen Armen
Der Liebe Glück;
Dich lockt ihr süsser Blick,
Und du verziehest?

Die Tugend. Besinne dich! Du fliehest
Das wahre Glück!

Herkules. Ist nicht für beyde Raum
In meiner Seele?

Die Tugend. Weg mit dem eiteln Traum!
Erwach, und wähle!

Herkules. Ich lieb, o Göttin, dich,
Und Dejaniren;

Herk. Woll. à 2. { Und ich entschlösse mich
Und du entschlössest dich

{ Euch
Sie } zu verliehren?

 Herk.

Herk. allein. Ist nicht für beyde Raum
In meinem Herzen?

Die Tugend. Weg mit dem eiteln Traum!

Herkules. Glich meinem Schmerzen
Wohl je ein Schmerz?
Der innre Aufruhr
Zerreißt mein Herz.

Die Tugend. { Der Tugend Götterglück
Die Wollust. { Der Liebe süsses Glück
à 2. Willt du verscherzen?
O flieh, o flieh zurück!

Herkules. O, aus Erbarmen,
à 3. { Nur einen Augenblick!
Tug. Woll. { O flieh, o flieh zurück!

Herkules. Nur einen Augenblick!

Die Wollust. In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück
Und du entfliehest?

Die Tugend. Dir winkt der Götter Glück
Und du verziehest?

## Die Wollust.

Ists möglich, holder Jüngling?
Kann zwischen mir und dieser Spröden
Dein Herz im Zweifel seyn?

Die





## Die Tugend.

Die Tugend leidet keine Nebenbulerin,
Alcid! und der entsagt ihr schon
Der zwischen ihr und ihrer Feindin wankt.
Wenn Schaam und Reue dich dereinst
Aus deinem Traume wecken,
Dann, Herkules, erinnre dich
Was ich für dich gethan!
Izt kann ich nichts,
Als dich bedauren, und — verlassen!

## Herkules.

Ich sollte dich verliehren, Göttin, dich!
O eher laß mir alles, was ein Sterblicher
Verliehren kann, entrissen werden,
Alles was ich liebe,
Das Leben selbst! — Was wär' es ohne dich?
Weh mir! wie könnt' ich dir entsagen?
Dir, die ich über alles lieb', o Tugend!
Vergieb, vergieb dem Taumel meiner Sinne!
Verlaß mich nicht! — Zu deinen Füssen schwört,
O Tugend, Herkules sein ganzes Herz dir zu!
Sieh ihn bereit dir alles aufzuopfern,
Alles für dich zu thun, für dich zu leiden,
Freudig dir in den Tod zu folgen!

## Die Tugend.

Steh auf, mein Sohn! So bist du deines Ursprungs



Und meiner Hoffnung würdig!
Glorreich, Herkules, wird deine Laufbahn seyn,
Und groß der Preis, der dich am Ziel erwartet!

Herkules.

Und dir, Syrene, dir und allen deinen Gaben
Entsag' ich hier, im Angesicht des Himmels
Und der Tugend, der ich mich zum Diener weyhe.
Ein Tag, für sie gelebt,
Ist einer Ewigkeit, voll deiner Freuden, vorzuziehn.

(Die Wollust entfernt sich mit einem Verdruß, den sie durch ein hönisches Lächeln und einen verächtlichen Blick zu verbergen sucht.)

Die Tugend.

O glaube mir, Alcid, indem du ihr entsagst,
Entsagst du keiner Lust, an welche unbeschämt
Ein denkend Wesen sich erinnern kann.
Die Freuden der Natur
Schmeckt rein und unvergällt der Weise nur;
Er, der sie sparsam im Vorübergehn genießt,
So wie ein Wanderer die Rose
An seinem Wege pflückt.
Allein des wahren Glückes Quelle
Liegt in deiner eignen Brust.
Vergebens würdest du sie auswärts suchen.
Wisse, Herkules,
Was an dir sterblich ist,

Ist




Ist nur die Hülle des Unvergänglichen,
Und Götterfreuden nur sind eines Gottes würdig!
Ja, ein Gott, ein Gott
Ist diese Flamme, die in deinem Busen lodert!
Verwandt dem Himmel, und zum Wohlthun bloß
Auf diese Unterwelt gesandt
Kehrst du, wenn einst dein göttliches Geschäfte
Vollendet ist, zurück,
In höhern Kreisen zu leuchten!
Schau empor, Alcid!
Sie, die in jenen Sphären herrschen,
Womit verdienten sie
Den Göttern beygesellt zu werden?
Sie lebten einst, wie du, in irdischer Gestalt,
Doch nicht sich selbst,
Sie lebten blos der Erde wohlzuthun!
Sie warens, die den rohen Menschen
Durch die Zaubermacht der Musenkünste
Seinem Wald entlockten,
Durch Gesetze seine Wildheit zähmten,
Ihn umgestalteten, und seinen Blick
Empor zum Vater der Natur
Erheben lehrten!
Der goldne Friede, mit der ganzen Schaar der Künste
Die er nährt, der Ueberfluß mit seinem Füllhorn,
Alles, was das Leben adelt, schmückt, beseliget,
Es war ihr Werk!

Beschützer, Lehrer, Hirten der Völker waren sie,
Und glänzen nun im Chor der Götter,
Selig durch den Anblick des Guten so sie thaten!

## Herkules.

O Göttin, führe, führe mich
Den Weg den diese Helden giengen!
Was säumen wir,
Er mag dem Weichling furchtbar seyn,
Er mag mit Dornen dräun, von Klippen starren,
Bey jedem Schritte mögen Ungeheuer
Sich mir entgegen stürzen!
Mich erschreckt kein Hinderniß, kein Feind,
Ich folge dir!

## Herkules. Die Tugend.

Herkules. Allmächtig ist das Feuer
Das du in mir erweckst,
Mir, dem du ohne Schleyer
O Tugend, dich entdeckst!

Die Tugend. Von deiner ersten Jugend
Hab ich dich auserkohren;
Du bist dazu gebohren,
Alcid, der Held der Tugend,
Der Menschen Lust zu seyn!

Herkules. Dich hab ich mir auf ewig
Zur Göttin auserkohren.

Tugend.



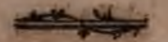

| | |
|---|---|
| Tugend. | Du bist für mich gebohren! |
| Herkules. | Ich bin für dich gebohren! |
| Herk. | Für dich — Tug. Für mich allein! |
| Herkules. | Dir weyh' ich meine Kräfte! |
| Tugend. | Dein süssestes Geschäfte<br>Sey, alle deine Kräfte<br>Dem Glück der Welt zu weyhn. |
| Herkules. | Mein süssestes Geschäfte<br>Sey, alle meine Kräfte<br>Dem Glück der Welt zu weyhn! |
| Tugend. | Dich hab ich auserkohren! |
| Herkules. | Dir weyh ich meine Jugend! |
| Tugend. | Du bist dazu gebohren<br>Ein Held, der Held der Tugend,<br>Der Menschen Lust zu seyn. |
| Beyde. | Du bist } dazu gebohren,<br>Ich bin } |
| Herkules. | Durch dich allein, o Tugend, |
| Beyde. | Den Göttern gleich zu seyn. |

---



# Die Tugend
## an den
# Durchlauchtigsten Herzog.

Prinz, den des Himmels Gunst an diesem sel'gen Tage
Den Wünschen deines Volkes gab,
Erhabner Carl August!
Sie, der Du in des Lebens Morgenröthe
Dich weyhtest, die Du liebst, die Deines Hauses Freundin
Von je her war — Die Tugend, theurer Prinz,
Weissagt der Welt und sich in Dir
Die Stütze ihres Throns, den Mehrer ihres Reiches.
Dein groses Fürstenherz
Umfasset, fühlt die ganze Würde des Berufs,
Zum Wohlthun bloß auf diese Unterwelt
Herabgesandt zu seyn;
Der Vater eines Volks zu werden
Das einst durch Dich Asträens goldne Zeiten
Zurückgebracht zu sehen hoft.
Dir hat die Vorsicht einen Ruhm bestimmt,
Der selten — Ach! zu selten für das Glück der Welt! —
Das Loos der Fürsten ist. Du bist dazu gebohren





Ein Held,— kein Held, der allzutheure Lorbeer
Mit Thränen seines Volks, mit Bürgerblute tränkt!—
O Prinz,, du bist dazu gebohren
Ein Beyspiel jeder Fürstentugend
Und Deines Volkes Lust zu seyn!
Ergieb Dich ganz dem göttlichen Gedanken!
Verschmäh den Reiz der lockenden Syrenen,
An deren Klippen oft der Ruhm der Fürsten strandet!
Die Weisheit Friederichs, die Tugend seines Neffen, (*)
Sey deine Führerin! Alsdann, o Fürstensohn,
Wird glorreich deine Laufbahn seyn, und herrlich
Der Preis, der dich am Ziel erwartet!

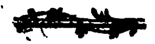
Es ist ein seliges Geschäfte,
Es ist das schönste Loos auf Erden,
Der Schutzgeist eines Volks zu werden,
Der Gottheit Ebenbild zu seyn!

O Prinz! Dies grosse Loos ist dein!
O weyh ihm alle deine Kräfte;

Es ist ein seliges Geschäfte!
Es ist das schönste Loos auf Erden,
Der Schutzgeist eines Volks zu werden,
Der Gottheit Ebenbild zu seyn!

---

(*) Friedrich der weise, und Johann Friedrich, der standhafte, Churfürsten zu Sachsen.



III.

# Die Wahl des Herkules.

Nach
dem Englischen eines Ungenannten.

Reif, in der Jugend schönsten Flor stand nun
Der Sohn des Jupiters, wo Jugend stolz
Hinaus ins Leben tritt, und fesselfrey
Dem schmeichelhaften Ruf der Leidenschaften
Folgt, oder Weisheit sich zum Führer wählt;
In jenen zweifelhaften Jahren,
Wo in des Jünglings unbefleckter Seele
Des Lasters Saam' entweder giftge Wurzel
Schlägt, oder sich der höhern Tugend Keim
Gemach entwickelt, schöne Blüthen trägt.

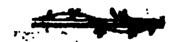
Als eines Tags die Bahn die vor ihm lag
Alcides übersah, floh er Geräusch,
Und suchte Einsamkeit, des Denkens Mutter.
Schritt folgt auf Schritt, und ein Gedank dem andern.
Ein stilles Thal nahm unsern Denker auf,
Der, todt für die Natur, mit sich nur sprach.
Mit seiner Seele geist'gem Blick sah er
Enthüllt des Lebens Doppelweg vor sich;
Hier lag der Tugend rauher, steiler Pfad,
Dort des Vergnügens blühnder Schattengang.

O, welch ein Kampf zerriß bey dieser Aussicht
Des Jünglings schwankend Herz! Bald glühet er
Von edlem Durst nach Ruhm, bald schmelzet Hang,
Der süsse Hang zur Lust die Seele ihm;
Als er von fern zwey weibliche Gestalten
Von Götterform und Wuchse kommen sieht.
Schön waren beyde, mehr als menschlich schön,
Doch auf verschiedne Art gefielen beyde.
Der einen Blick goß heilge Furcht ins Herz,
Der andern Lächeln zauberte ihm Liebe.

Der ersten Reiz war angebohrne Würde;
Natürlich, ungeschmückt gefiel sie mehr.
Gesundheit gab den reinen Blicken Glanz;
Weiß, wie der hellste Schnee, war ihr Gewand,
Erhaben war ihr Gang, bescheiden stolz,
Ihr Auge himmlisch heiter, doch ihr Blick
Warf Götterstrahlen von sich. — Näher kam
Sie nun, und wurde näher immer schöner.
Die hohe Grazie in ihren Zügen
War süsser Ernst und sanfte Majestät.

Zwar schien von fern die andre Dame schöner,
Doch freyer ihre Stirn, ihr Auge frech;
Und bald verrieth die höher blühnde Wange
Dem nähern Auge ihr geborgtes Roth.
Mit künstlich süssen Wendungen schwamm sie,

Mehr



Mehr als sie gieng, im leichten Tanz einher.
Ihr Flohrgewand, der dünnste seidne Nebel,
Der um sie floß, schattirte Reize kaum
Zu deren Decke es geschaffen schien,
Stahl keins der zarten Glieder dem Gesicht,
Und hob nur mehr die Weisse ihrer Haut.
Oft schielte sie gefällig auf sich selbst,
Und lächelte auf ihren eignen Schatten.
Kaum waren beyde näher, als sie sich
Mit schnellen Schritt von der Gefährtin riß,
Mit wilder Freyheit und mit offnen Armen
Dem jungen Göttersohn entgegen eilte,
Den weissen Arm um seinen Nacken warf,
Ins Aug' ihm sah und zaubrisch lächelnd sprach:

„O Herkules! woher die finstre Stirne,
„Der trübe Blick in deinem schönen Auge?
„Wie? Nagt in deiner Jahre Rosenblüthe
„Dich schon ein Kummer, theurer Jüngling? Komm,
„Komm, folg mir sicher; meine Hand soll dich
„Durch blühnde Fluhren des Vergnügens leiten.
„Entflieh mit mir der Arbeit, Angst und Plage
„Des Lebens, in den Arm der süssen Ruh.
„Rauh ist der Pfad des Ruhms, durch Blut und
Schlachten,
„Durch Wunden und Gefahr führt er dich nur
„Laß Ehre jenen Thoren, die sich selbst

„Für

„Für einen leeren Schall ihr Glück entziehn.
„Dich, Jüngling, schufen die Unsterblichen
„Zu Freuden und zu ewig neuer Lust.
„Geniesse sie; flicht Rosen in dein Haar;
„Gieß Salben auf dein Haupt, umkränz die Stirne
„Mit jungem Epheu; fühle Götterglück!
„Bey mir, geliebter Jüngling, findest du
„Für jeden deiner Sinne Sättigung;
„Ja was der kühnste deiner heißen Wünsche
„Begehren kan, — sey dir durch mich gewährt.
„Ich führe dich an volle Tafeln, wo
„Ambrosia dich speist, Musik dein Ohr
„Entzückt, und Liebe deine Seele schmelzt;
„Zu Lauben wo dir Balsam duftet, wo
„Die jüngsten Nymphen dir ein Blumenbette
„Nach einem Bad, das dich erfrischt, bereiten,
„Entzücken dich in seine Arme nimmt.
„Und ewig sollen diese Freuden währen!
„Komm, folge mir, Alcides; sie sind dein
„So bald du willst; und du bist Göttern gleich!“

Mit langen Zügen trank der Göttersohn
Den Zauberton der lächelnden Sirene;
Er horchte staunend, sah sie lüstern an,
Und seufzend fragt er sie nach ihrem Nahmen.
„Ich heiße Glück, sprach sie. O Herkules,
„Frag meine Freunde nur, sie können dir



„Mein Lob am besten schildern, da sie mich
„Und meine Seligkeiten kennen.
„Zwar nennt mich die Verläumdung Trägheit; doch
„Gieb bösen Lästerzungen kein Gehör.
„Wo sind Verdienste die Verläumdung schont?
„Ein groser Nahme, den ihr Zahn nicht nagt!“

Indessen hatte sich die andre Frau
Mit sanfter Würde und bescheidnem Schritte
Dem Jünglinge genaht: „O Herkules,
„Sprach sie, dein Götterblut, dein zartes Alter
„Das gern des Unterrichtes Stimme hörte,
„Versprach in dir den edlen weisen Mann.
„Soll deine Mannheit nun die Wahl bestät'gen,
„So schwinge dich empor; beweis der Welt
„Daß du ein Göttersohn, ein Sohn des Zeus,
„Und deiner hohen Abkunft würdig seyst.
„Gros ist der Preis, rein sind die Seligkeiten,
„Die du zum Lohn aus meiner Hand empfiengst.
„Doch hör' der Wahrheit Stimme, die dir sagt
„Wodurch du dir den hohen Preis erwirbst.

„Für Tapfere und Kühne hat die Ehre
„Nur Kronen; träge Feigheit hasset sie.
„Müh', Arbeit, Sorgen und Gefahr bewachen,
„Auf Jupiters Befehl, stets ihren Thron.
„Wer sie begehrt muß diese überwinden.

„Willst

„Willst du der Götter Gunst verdienen, Jüngling,
„So bete sie aus reinem Herzen an;
„Weyh' ihnen Opfer, bitte sie um Hülfe.
„Reizt deines Vaterlandes Beyfall dich;
„Willst du als Vater einst von ihm geliebt,
„Als Gott verehret seyn: sey sein Beschützer;
„Im Rath sein Sprecher, in der Schlacht sein Schwerd.
„Sein bestes Schild sey deine kühne Brust,
„Dein edles Blut der Bürge seiner Freyheit! —
„Doch, dies zu seyn, besiege erst dich selbst;
„Entsage weicher Ruh und Lust der Sinnen;
„Durchwache Nächte, schenk' den Tag der Arbeit;
„Und hat dich Winter-Schnee und Sommer-Sonne
„Für jedes Ungemach des Kriegs gehärtet,
„Dann wird in Schlachten Muth den Arm dir stählen,
„Und Sieg dein treuester Gefährte seyn."

„Hörst du mit welchen Ungeheuern sie
„Dir droht, was für Gefahren sie dir bringt,
„O schöner Jüngling?" Fiel die Trägheit ein.
„Schlecht schickt dein zartes Alter sich für Schlachten;
„Die Götter, glaube mir, sind nicht so hart,
„Daß sie zu ewgen Plagen dich erschufen;
„Du bist ihr Günstling; Lieb' und süsse Freuden,
„Und sanfte Ruhe sind daher dein Loos.
„Zu diesen führ ich dich den nähern Weg.

„Kein Ungeheuer soll dir ihn versperren.
„Nicht Sorgen deinen Schlummer stöhren, den
„Du sanft auf Rosen schläfst; kein innrer Kampf
„Mit deinen Trieben soll dein Herz zerreissen,
„Wenn du, wie Götter wollen, glücklich bist.
„Komm, süsser Jüngling, folge meinem Pfade,
„Und lach' der Thörin, die durch Martern dich
„Zum Glücke führt, für das kein Weiser dankt.“

„Elende! „Fiel die Tugend ihr ins Wort.
„Betrügerin! Wo hast du wahre Freuden?
„Ist nicht dein Zaubertrank mit Gift gemischt?
„Du schläfst entnervt auf weichen Polstern; fliehst
„Aus Weichlichkeit gesunde Arbeit, die
„Uns den Genuß des Lebens doppelt würzt:
„Du reichst den vollen Becher eh' der Durst
„Ihn fordert; schmausest eh' es Hunger will;
„Zwingst die Natur durch selbst gemachten Reiz
„Genuß zu fordern, den sie nicht begehrt.
„Doch sie erliegt zuletzt, und deine Kunst
„Hebt nicht den Ekel, den du ihr gebahrst.
„Dein Nektar-Trank, gekühlt mit Sommer-Eise,
„Dein Tisch mit auserlesner Kost besetzt,
„Ist dir geschmacklos. Wahre Ruhe flieht
„Zur harten Streu von deinem Dunen-Bette,
„Und fauler Schlummer stiehlt dir nur die Stunden
„Des müß'gen Tags, der dir zu lange währt.

„Zwar

„Zwar an Unsterblichkeit bist du mir gleich;
„Doch warf dich Jupiter im Zorn von Sitze
„Der Götter auf die schon verdorbne Erde.
„Hier herrschest du im weitem Reich' der Thoren.
„Doch Weise kennen dich, Verführerin!

„Was ist das Glück, das du den Deinen gönnst?
„Ein Jugendrausch, ein sorgenvolles Alter.
„Als Jünglinge entnervt; alt nimmer weise,
„Verschwenden sie in Lastern Zeit und Muth,
„Durchtaumeln ihren Frühling, sammlen sich
„Weh auf ein Alter, das sich kümmerlich
„Schon in des Lebens Hälfte neigt, und sinkt.
„Verachtet leben sie, und sterben trostlos,
„Der Nachwelt ungenannt. — Ich aber wohne
„Bey Göttern und bey Helden. Jupiter
„Liebt als des Himmels schönste Tochter mich.
„Der Seele hauch ich edle Thaten ein,
„Dem Herzen Muth, und menschliches Gefühl.
„Bey mir wohnt Freundschaft, die nur edle Seelen,
„Die ich zuvor belebt, auf ewig knüpft.

„Nie suchen meine Freunde deine Tafeln;
„Der Hunger würzt, statt Kunst ihr leichtes Mahl.
„Die Arbeit ist der Balsam ihrer Ruh.
„Süß ist ihr Schlaf; leicht, frölich stehn sie auf.

„Gesund, vergnügt durchwandern sie die Bahn,
„Die ich sie führe; steigen sanft hinab
„An meiner Hand ins Alter, sehn entzückt
„Zurück in ein so schön gebrauchtes Leben,
„Das keinen Vorwurf kennt, wo jeden Tag
„Zum mindsten eine edle That bezeichnet.
„Und naht sich endlich ihrer Laufbahn Ziel,
„So ruht in heilgem Frieden ihre Asche;
„Gerechter Ruhm verkündigt, wer sie waren,
„Der Nachwelt noch, und ewig lebt ihr Nahme.

„Dies, Göttersohn, ist Glück und Seligkeit!
„Folg mir und lebe. Sieh den Weg zum Ruhm
„Vor dir; steig ihn hinauf, und schwinge dich,
„Unsterblicher, an meiner Hand zum Himmel!“

Ein himmlisch Feuer goß der Tugend Rede
In unsers Jünglings Seele, die sogleich
Die edle Flamme fieng. Das Herz schwoll ihm
Hoch in der Brust; des Irrthums Nebel sank
Vor seinen Augen hin; beschämt stand nun
Die Buhlerin vor seinem Blicke da.
Ihr frech geborgter Reiz verschwand; die Schminke
Ward bleich und fiel von dürren Wangen ab,
Indeß der Tugend himmlische Gestalt
Mit jedem Augenblicke schöner blühte.

„D

„O Göttin, ich bin dein!“ Rief Herkules,
„Besitze mich, du bist es, die ich liebe.
„Sey meiner Seele Leben; führe mich
„Wohin du willst, ich folge muthig nach.“

Indeß Alcid sein feuriges Gelübde
Der Tugend brachte, glühte seine Brust
Von ihren himmlischen Geschenken voll.
Durch sie that er, was nie ein Sterblicher
Vermocht, und gieng die grosse Heldenbahn;
Durch sie stieg er am Ende seiner Tage
Belohnt zum Himmel auf, und ward ein Gott.

B—ch.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

## IV.

## Die Regierungskunst,

oder

## Unterricht eines alten Persischen Monarchen an seinen Sohn.

Nach dem Englischen.

---

Höre meinen Rath, geliebter Sohn, und lerne daß Tugend wahre Weisheit ist. Fürchte nichts so sehr als deine eigne Gewalt. Macht ist nur dann ein Glück, wenn Weisheit sie leitet.

laß bey deiner Regierung die Gesetze und die eingeführte Staatsverfassung niemals aus den Augen. Fasse keinen Entschluß, am allerwenigsten in Sachen, wobey deine Lieblingsneigung betroffen ist, ehe du ihn aufs sorgfältigste geprüft hast; und verwirf ihn sogleich, wenn du erröthen müßtest, ihn öffentlich deinem Volke zu bekennen. In diesem Falle ist er dein Feind.

Wisse, daß wir nichts lieben können, als was unsrer Glückseligkeit beförderlich ist. Lebt das Volk unter deiner Regierung in Friede und Freyheit; schadet ihm kein äuserer Feind; sind ihm die Früchte seiner Arbeit gesichert; findet es Gerechtigkeit bey den Richtern; leidet keiner, ausser um Verbrechen die das Gesetz verdammt; so werden deine Unterthanen auch gewiß den Regenten lieben, der ihnen so viele Glückseligkeiten schaft.

Vernachläßige keine einzige der Stunden, die du dem Staate schuldig bist. Gewöhnst du dich, deine Pflicht zu erfüllen, so wird dir deine Pflicht leicht und angenehm werden. Versäumst die sie öfters, so wirst du sie bald immer vernachläßigen. Aus Unordnung entsteht Unordentlichkeit.

Bist du der Tugend getreu, so hast du ein Recht mit dir selbst zufrieden zu seyn; und alsdann wird das Gefühl deines eigenen inneren Werthes jede lasterhafte oder ausschweifende Begierde verstummen machen. Das Laster wird

deinem

deinem Herzen nicht nahe kommen dürfen, da es mit keiner Neigung desselben in geheimen Verständnis steht. Hat dich die Sinnlichkeit einmal überwunden, dann kanst du dich selbst nicht mehr hochschätzen; und wie sollten andere den hochachten können, der sich selbst verachten muß?

Trägheit ist der größte Fehler eines Fürsten. Ein träger Regent verräth, verkauft sein Volk; denn er überläßt es seinen Dienern um der schlechten Ursache willen, seiner Gemächlichkeit pflegen zu können. Er entsagt niederträchtiger weise dem Ruhme, die Quelle der gemeinen Wohlfahrt zu seyn, und vernichtiget gleichsam sich selbst zu einem Schatten, der zwar einen Menschen vorstellt, aber blos durch fremde Kräfte in eine anscheinende Bewegung gesetzt wird. Der Unterthan ist unter einem trägen Fürsten weit unglücklicher als unter einem bösen. Die Unterdrückung so vieler Unterregenten, deren Erpressungen autorisirt sind, erstreckt sich bis auf die Hütte des armen Tagelöhners: da hingegen die Wuth eines Tyrannen blos seinen Hofleuten gefährlich ist. (*)

Laß das Glück deines Volkes deinen liebsten Wunsch, dein größtes Vergnügen seyn. Freue dich, wenn du deine Unterthanen frölich siehest. Halt' es für einen Zuwachs deines Schatzes, wenn sich ihre Zahl vermehrt; und setze deinen höchsten Ruhm darein, wenn keiner von ihnen Ursache findet, mißvergnügt zu seyn, oder zu klagen.

Gewöhne dich früh aufzustehen. Der Tag ist verlohren, der spät anfängt. Verwehre deinen Unterthanen den Zutritt nie; sie werden schon halb zufrieden von dir weggehen, wenn du ihr Anbringen nur angehört hast. Ueberwinde deine Verdrossenheit, wenn du dich zu den Geschäften nicht aufgelegt findest. Nie lese man in deinem Gesichte, daß die Beschwerlichkeiten deines Amts dich unmuthig machen. Muntre dich durch den Gedanken auf, daß jeder wohlgebrauchte Tag zehn andre glücklich macht, und durch jede vernachläßigte Stunde zehn andre elend werden.

Berathe dich täglich mit den Häuptern deiner Collegien. Mit jedem vernachläßigten Departement sinkt ein Pfeiler des Staats.

Gieb keinem deiner Diener Gelegenheit zu hoffen, er werde dich hintergehen, oder ein ungerechtes Verfahren durchsetzen können, ohne entdeckt zu werden. Wache über ihnen; überrasche sie unversehens, und bemächtige dich jeder bequemen Gelegenheit, wo du ihre Treue auf die Probe setzen kannst.

Liebe die Wissenschaften. Sie sind zugleich nützlich und unterhaltend; sie veredeln die Seele, und flössen ihr die Liebe zur Ordnung ein. Niemand ist geneigter zum Aufruhr als Barbaren. Aufgeklärte, gebildete Nationen lassen sich an einem Faden leiten, da man für jene einen Kappzaum nöthig hat.

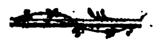
Suche

Suche dein Gebiethe nicht zu erweitern. Ein Reich, das sich nicht für seinen unruhigen Nachbarn fürchten muß, ist immer groß genug; und Eroberungen sind nie des Unglücks werth, welches der Eroberer seinem Volke verursacht. Greif nie an, aber vertheidige dich muthig, wenn die Ehre deines Reiches angegriffen wird, oder deine Unterthanen leiden.

Hüte dich in Schulden zu fallen. Sey pünktlich und genau im Bezahlen, und wage dich an kein Unternehmen, wozu du die erforderlichen Mittel nicht bey der Hand hast. Schulden des Staats werden zu unvermeidlichen und desto unseligern Ursachen der Unterdrückung; und haben Kriege sie unvermeidlich gemacht, so kann oft der Friede selbst die Bürde des Kriegs nicht erleichtern.

Verehre Treue und Wahrheit auf das gewissenhafteste. Treulosigkeit kann zuweilen einen augenblicklichen Vortheil schaffen; aber sie hinterläßt gewiß allzeit einen fressenden Schaden. Einen König der nicht Wort hält, verabscheuen heimlich alle seine Nachbarn; er setzt sich immerwährender Gefahr aus, und wird nie einen Freund finden.

Verändere die Staatsverfassung deines Reiches nicht im geringsten Theile, selbst nicht aus den scheinbarsten Gründen, ohne zuvor die übrigen Departemens, woraus es besteht, zu Rathe



gezogen zu haben. Gesetze gelangen nur nach und nach zur gehörigen Festigkeit, und die Ehrfurcht, welche das Volk für sie heget, gründet sich blos auf ihre Unverletzlichkeit und ewige Dauer. Ein neues Gesetz ist ein Bekänntniß, daß der Gesetzgeber einstmals geirrt habe; und, kann er sich nicht wiederum irren? (**)

Laß nie eine Bedienung des Staats erblich werden. Dieser Fehler hat den Untergang der mächtigsten Reiche verursacht.

Halte streng über den Formalitäten der Justiz; denn ohne sie ist alles willkührlich. (***) Eine Nachsicht darinnen zu Gunsten des einen Unterthanen, schadet allezeit dem andern.

Ueberrede nie einen Richter; wähle auch nie besondere Richter für besondere Streitigkeiten oder Verbrechen. Der Schuldige der vor einem willkührlichen Richterstuhl verurtheilt worden wäre, würde durch die öffentliche Stimme der Nation losgesprochen werden.

Laß dich nie überreden, die Abgaben deiner Unterthanen zu erhöhen, oder gar neue zu machen. Wo sind deine Reichthümer, wenn dein Volk arm ist? Freue dich, wenn deine Unterthanen etwas über ihre tägliche Nothdurft haben, und im Stande sind, des Lebens froh zu werden. Sie sind Menschen, und haben ihre Gefühle so wohl wie du.

Sorge

Sorge dafür, daß die Landstrassen in gutem Stande und sicher seyn. Beschütze die Kaufleute, und beschränke die Freyheit der Handlung nicht durch unnöthige Gesetze. Sie sind Stützen deines Staats. Ehre sie; dein Thron borgt seinen Glanz von ihrer Arbeit.

Beschütze alle Künste. Ermuntre sie durch Preise, Besoldungen, und Ehrenzeichen. Der Erfinder eines neuen Werkzeuges ist ein Wohlthäter des Staats. Wer dich lehrt mehr Garben in einem Morgen Feldes einzuernden, ist dein Bruder. Ziehe ein wohlgebautes Feld dem herrlichsten Garten vor. Der Werth aller Handlungen bestimmt sich nach dem Maase ihrer Mitwürkung zum gemeinen Besten.

---

## Zusätze

### zu den mit Sternchen bezeichneten Stellen dieses Stücks.

(*) Die Schwäche eines Regenten ist unstreitig ein groses Unglück für seinen Staat, und (wenn das Betragen des schwachen Fürsten, seiner Lage nach, einen grosen Einfluß auf das allgemeine System hat) oft kein kleines Unglück für die Welt. Wie viel Unheil hätte dem ganzen Europa erspart werden können, wenn Philipp III. von Spanien, oder Jacob I. und Carl II. von England nicht schwach gewesen wären! Aber es ist falsch, daß ein Tyrann nur seinen Hofleuten gefährlich sey; oder wenn es unter irgend einer Bestim-

Bestimmung wahr seyn könnte, so müßte es in dem Falle seyn, wenn ein unumschränkter Fürst, bey grosen Eigenschaften des Verstandes, einige brutale Temperamentsfehler und schlimme Gewohnheiten an sich hat, z. E. wenn er sehr gähzornig, oder dem Trunk ergeben, oder beydes zugleich ist. Aber ein solcher Fürst verdient darum noch nicht den Nahmen eines Tyrannen. Alexander und Peter der grose haben sich in Anstössen von Brutalität einiger grausamen Handlungen schuldig gemacht, und sie gehören gleichwohl unter die Helden des menschlichen Geschlechtes. Der Himmel verhüte, daß irgend ein junger Fürst sich durch diese Beyspiele, deren die Geschichte nur zu viele aufweiset, verleiten lasse, wilde Ausbrüche in Zorn und Vergnügungen für kleine Laster anzusehen! Was den gemeinsten Menschen zum Vieh herab würdigt, kan an demjenigen nichts erträgliches seyn, der ein sichtbares Bild einer weisen und wohlthätigen Gottheit seyn soll; und es ist ein wahres Unglück für die Menschheit, daß nicht in jedem Staate durch die Grundgesetze dafür gesorgt ist, daß der Regent, von dem Augenblick an da er eine brutale Handlung zum zweyten mal begangen hat, unter Administration gesetzt werde. Alles was wir hier gegen den Verfasser unsers Textes behaupten, ist, daß nur Fürsten wie Tiberius, Nero, Domitian, Phokas, P. Alexander VI. Heinrich VIII. von England, u. s. w. den Nahmen von Tyrannen verdienen; und daß solche Fürsten nicht nur ihren Hofleuten gefährlich, sondern Geisseln für ganze Nationen seyn, wird wohl niemand zu läugnen begehren.

Uebrigens scheint die Frage: ob ein schwacher oder schlimmer Regent einem Staate mehr Schaden thun könne, unter diejenigen zu gehören,

ren, deren Auflösung von keinem grosen Nutzen seyn könnte, wenn sie auch so leicht wäre, als sie es nicht ist. Sie gleicht so ziemlich der Frage: ob Feuer= oder Wassersnoth, Pestilenz oder theure Zeit das grössere Uebel sey? Es ist geradezu unmöglich, eine solche Aufgabe anders als in einzelnen Fällen aufzulösen; und dann kömmt es auf die genaue Bestimmung und Aufzählung aller Umstände an. Indessen könnte man sich doch in Staaten, wo der Regent erwählt wird, zuweilen in dem unglücklichen Falle befinden, zwischen einem Schwachen und einem Schlimmen wählen zu müssen; und da würde einem Wähler, der nur einiges Gefühl für das Glück oder Unglück seiner Mitgeschöpfe, oder ein Fünkchen von dem was unsre ehrlichen Voreltern Gewissen nannten, hätte, allerdings unendlich viel daran gelegen seyn, einen beruhigenden Bestimmungsgrund seiner Entschliesung zu haben. Aber in einem solchen Falle würde die Frage nicht seyn, ob ein schwacher oder ein schlimmer Regent dem Staate schädlicher sey? sondern es würde darauf ankommen, diese Aufgabe in viele besondere Fragen aufzulösen, und durch eben so viel wohl beobachtete Facta beantworten zu können. Z. E. Wie schwach ist Cajus? Wie schlimm ist Titius? Hat jener oder dieser nicht neben seiner Schwäche, oder neben seinem verkehrten Herzen Eigenschaften, welche die Schädlichkeit derselben mildern? Was für Schranken setzen ihnen die Staatsverfassung, die Beschaffenheit ihres Landes, die übrigen Verhältnisse und Umstände? u. s. w. Ein schwacher Fürst kan das Glück haben, redliche und verständige Diener zu finden. Er kan einige gute oder wenigstens ziemlich gleichgültige Neigungen haben, deren man sich bedienen kan, ihn zu vielem Guten zu bewegen. Er kan aus Schwäche, aus

Furcht=

Furchtsamkeit oder Unentschlossenheit viel böses unterlassen. Auf der andern Seite kan der Böse noch immer so viel Verstand haben, um einzusehen, daß er sich selbst Schaden thun würde, wenn er es gar zu arg machte. Er kan vielleicht rechtschaffne Männer um ihrer Geschicklichkeiten willen, und weil sie ihm unentbehrlich sind, etwas gelten lassen müssen. Er kan aus Ehrsucht, oder um eines eignen Vortheils willen, Gutes thun, u. s. w. Alle diese und zwanzig andere Betrachtungen müßten in Erwägung gezogen werden, wenn man die Auflösung dieses Problems nützlich machen und Regeln suchen wollte, wornach man sich in besondern Fällen mit einigem Grade von Sicherheit bestimmen könnte.

Der Herausgeber des Merkurs hat die Frage, wovon die Rede ist, in einem Manuscript erörtert gefunden, welches ihm vor einiger Zeit durch einen Zufall in die Hände gefallen ist, und (dem Ansehen nach von einer neuern Hand) den Titel Akademische Fragen bekommen hat. Dieses Manuscript besteht aus einer ziemlichen Anzahl von Dialogen zwischen zween oder mehrern Philosophen aus der jüngern Akademie, welche bekannter massen alles, was nicht durch das allgemeine Gefühl entschieden wird, für zweifelhaft erklärte, und daher beynahe über alles für und wider disputierte. In jedem Dialog wird irgend eine zweifelhafte moralische Aufgabe untersucht und so zergliedert, daß ein denkender Leser sich im Stande sieht, entweder den Ausspruch zu thun, oder die Gründe anzugeben, warum er es nicht thun kan.

Schon lange haben Personen, denen, in den höhern Kreisen des thätigen Lebens, die Fälle

häufig

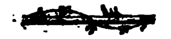
häufig vorkommen, wo es unendlich schwer ist, einen befriedigenden Entscheidungsgrund für unsre Entschließungen zu finden, den Wunsch geäusert: daß die Sittenlehrer, statt allgemeiner Theorien (die uns in der Ausübung fast immer ungewiß lassen) sich häufiger mit genauer Erörterung dessen, was in besondern Fällen moralisch recht ist, beschäftigen möchten. Das besagte Manuscript scheint diesem Wunsche ziemlich zu entsprechen; und wir sind deswegen gesonnen, einige von den Dialogen die es enthält, nach und nach in den Merkur einzurücken. Wir sagen mit Bedacht nur einige; denn verschiedene sind mit einer Freyheit geschrieben, welche die Zeit, worinn wir leben, schwerlich ertragen möchte. Es ist wohl wahr, daß ohne Freyheit philosophiren noch ein wenig schlimmer ist als gar nicht philosophiren. Aber es ist auch wahr, daß es einen Grad von Licht giebt, welchen Augen, die seit kurzem zu sehen angefangen haben, nicht ertragen können; und daß die Freyheit über alles kaltblütig und ohne Zurückhaltung zu philosophiren, einen Grad von Aufklärung voraus setzt, dessen sich noch keine Nation des Erdbodens rühmen kan. Immerhin wollen wir es mit etlichen, die uns vorzüglich interessant scheinen, versuchen; und der Dialog über die Frage, ob ein Staat unter einem schwachen oder unter einem bösen Regenten in grösserer Gefahr sey übel regiert zu werden, soll die erste Probe machen.

Es giebt auf einem gewissen Planeten unsers Sonnensystems eine Nation, welche, unter andern wunderbaren Besonderheiten, auch diese hat: daß noch kein Sterblicher einen Nahmen für ihre Verfassung hat ausfindig machen können. Sie enthält in einem Bezirke von ungefähr zwölftausend Quadratmeilen eine unglaub-

liche Menge grösserer und kleinerer Staaten, welche (ihrer allgemeinen Verbindung unbeschadet) einzelnen Regenten von unterschiedlicher Benennung unterworfen sind; auf deren guten Willen es meistens ankömmt, wie viele oder wenige von ihren Untergebnen sich täglich satt essen sollen. Einige dieser Selbstherrscher sind mächtig genug, grössere Kriegsheere ins Feld zu stellen als Scipio und Cäsar jemals angeführt oder bestritten haben: Andre können den ganzen Umfang ihrer Monarchie von der Spitze eines Maulwurfhügels übersehen. Verschiedene (und unstreitig die Glücklichsten) sind gerade mächtig genug, um viel Gutes thun zu können, wenn sie wollen; aber doch nicht so mächtig, daß sie, bey einem nur mäßigen Antheil von Menschenverstande, der Versuchung Böses zu thun so leicht unterliegen sollten. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Regenten wird erwählt; und da die Nation nicht für gut befunden hat, der Classe, aus welcher sie genommen werden, eine besondere politische Erziehung zu geben; so soll sich wohl eher zugetragen haben, daß der Zufall den Abgang dieser Vorsicht nicht völlig so gut ersetzt als man es ihm zugetraut hatte. Ausserdem befinden sich unter besagter Nation noch vier bis fünf Dutzend kleine Republiken, deren Regiment ebenfalls durch freye Wahl bestellt wird, und in welchen (wie man uns versichert hat) die Ernennung eines Rathmanns oder eines Spitalvorstehers oft grössere Bewegungen macht, und schwerer zu stande kömmt, als die Wahl eines Doge von Venedig, oder eines Grosmeisters des Hospitals vom heil. Johann zu Jerusalem. Unter einer Nation, wo das ganze Jahr durch so viel zu wählen ist, möchte wohl der oben erwähnte leidige Fall häufiger vorkommen, als für das Beste derselben zu wünschen wäre; und

man könnte sich also schmeicheln ihr einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ihr eine sichere Theorie vorgelegt hätte, nach welcher sich in jedem vorkommenden Falle die grösseste Wahrscheinlichkeit bestimmen ließe, ob der Staat bey einem Klotze oder bey einem Drachen am wenigsten übel fahren werde; wenn uns erlaubt ist auf eine bekannte Fabel anzuspielen. Wir unterstehen uns nicht mit Gewißheit zu sagen, daß der versprochene Dialog über diese Materie eine solche Theorie wirklich darstelle; aber wenigstens wird er denkende und die Welt aus Erfahrung kennende Freunde der Menschheit veranlassen, der Sache schärfer als sonst nachzudenken, und auch dies wäre schon Vortheils genug.

(**) Wenn die Staatsverfassung und die Gesetzgebung einer Nation der ganzen Summe der besondern unveränderlichen Bestimmungen derselben so angemessen, und in jeder Betrachtung so vollkommen wäre, als möglich, so würde jede Abänderung in den Grundgesetzen den Nationalzustand verschlimmern; und in so ferne hat der Persische König recht. Aber so lange die Grundverfassung noch mit wesentlichen Mängeln behaftet ist, d. i. so lange die Rechte des Volks, der Stände und des Oberhaupts nicht aufs genaueste bestimmt, gegen einander abgewogen, und in völlige Sicherheit gesetzt sind: so lange muß noch an ihr gearbeitet werden, und vorher kan sie auch zu keiner dauerhaften Festigkeit gelangen. Die Ehrfurcht des Volkes gegen die Gesetze gründet sich allerdings auf ihre Unverletzlichkeit, und ein unfehlbares Mittel, wie sich eine Regierung verächtlich machen kan, ist, wenn sie Verordnungen macht, über welchen nicht scharf und unpartheyisch gehalten wird, oder welche mit so wenig Ueberlegung gemacht



worden, daß man erst durch die unvorgesehenen schlimmen Folgen belehrt wird, was man gethan habe. Aber die Unverletzlichkeit eines Gesetzes kan sich vernünftiger weise auf nichts anders gründen als auf ein von der Natur selbst festgesetztes unveränderliches Verhältniß zwischen der Art zu handeln, welche das Gesetz vorschreibt, und dem allgemeinen Besten der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt. Gesetze, welche sich auf veränderliche Umstände und Verhältnisse beziehen, müssen also abgeändert werden, so bald sich ihre Beziehung verändert; denn das erste aller Gesetze, das allgemeine Beste fodert es alsdann. Der Persische Monarch (oder vielmehr der ehrliche Mann, der diesen Aufsatz in dessen Nahmen entworfen hat, nnd der es, von der Höhe seines sechsten Stockwerkes herab, so leicht findet, unveränderliche Gesetze zu geben) indem er sagt: Ein neues Gesetz ist ein stillschweigendes Bekenntniß, daß der Gesetzgeber sich einsimals geirret habe: scheint vergessen zu haben, daß Menschen dem unvermeidlichen Loos unterworfen sind, sich zuweilen zu irren; und daß ein Gesetzbuch, worinn, nur auf Tausend Jahre, für jeden möglichen besondern Fall ein demselben völlig angemessenes Gesetz zu finden wäre, weder von einem Menschen verfaßt, noch von einem Menschen übersehen werden könnte. So wie die Welt bisher gegangen ist, und vermuthlich noch lange gehen wird, hängt das Glück der Menschen viel weniger von der Festigkeit der Gesetze als von der weisen Vertheilung und Verwaltung der gesetzgebenden Macht ab. Die Willkührlichkeit der Gesetze und ihrer Anwendung ist das grose Uebel, welchem abgeholfen werden muß, eh eine Nation sich rühmen kan, persönliche Sicherheit, Eigenthum und Freyheit zu haben. So lang es auf meinen Richter an-

kommt,

kömmt, ob er mich nach dem Römischen Rechte verliehren oder nach dem Teutschen gewinnen machen will: so lang ist mein und meiner Mitbürger Condition nicht viel besser oder vielleicht wohl gar ein wenig schlimmer als sie damals war, da man sein Recht mit der Faust bewies. Denn damals hatte ich doch nur gegen den verlohren, dessen Faust stärker war als die meinige, oder der mehr Fäuste aufbieten konnte als ich; aber wo die Gesetze willkührlich sind, habe ich gegen einen jeden Richter verlohren, der mein Freund nicht ist, oder Absichten auf meine Ducaten hat. Die Frage ist alsdann nicht: ob Hans oder Peter Recht oder Unrecht hat, sondern, ob Hans oder Peter mehr Lust zum gewinnen oder verliehren hat? Und da kann es denn wohl nicht anders seyn als daß die Schwere ihrer respektiven Beutel und die Wage des Richters den Ausschlag geben muß. Daß der Zustand einer Nation, deren Bürger sich in diesem Falle befinden, ein verwünschter Zustand sey, wird vermuthlich von niemand bezweifelt werden. Aber wie unter gewissen gegebenen Umständen zu helfen sey, möchte eine Frage seyn, die alle sieben Weisen aus Griechenland, wenn sie ihnen collegialiter vorgelegt werden könnte, sehr verlegen machen würde. Die Ohren hängen lassen und leiden, ist alles was einem ehrlichen Patrioten, der nichts bessers thun kan, übrig bleibt. Geduld, und die Charten gemischt; sagt der bezauberte Ritter Durandarte in der Höle Montesinos zu seinem Vetter. — Das Spiel kann doch nicht immer wider uns seyn, oder gewisse Leute müssen mehr Künste können als recht ist.

(***) Es ist unwidersprechlich, daß die Art und Weise, wie den Bürgern zu ihrem Rechte geholfen

wird, oder wie Verbrechen untersucht und bestraft werden, an genaue bestimmte Formen gebunden, und der Willkühr des Richters auch hierinn nichts überlassen seyn muß, wenn die Bürger eines Staats sich der Sicherheit — des ersten Zwecks weswegen die Menschen in gesellschaftliche Verbindungen getreten sind — zu erfreuen haben sollen. Aber die Gesetzgebung muß auch dafür gesorgt haben, daß dasjenige, was blos zur Befestigung der Sicherheit und zur Schutzwehre des Rechts erfunden worden ist, nicht ein Werkzeug der Beraubung und Unterdrückung, oder einer verderblichen Straflosigkeit werde. Wenn ein Land wäre, wo jeder Minister gesiegelte Briefchen im Hause hätte, ververmittelst deren er einen jeden der das Unglück hätte ihm zu mißfallen, alle Augenblicke zwischen vier Mauren stecken lassen könnte, und worinn es auf eine Maitresse, einen Kammerdiener, einen Bonzen oder einen Giton ankäme, wer der Richter eines Beklagten seyn sollte; welcher Vernünftige würde dies Land zu seinem Vaterlande wählen? Aber wenn ein Land wäre, wo ich um einer gerichtlichen Spitzfindigkeit willen mit dem sonnenklarsten Recht verurtheilt werden könnte; wo es von der Nachläßigkeit oder Schelmerey eines Advocaten abhienge, einen Hausvater mit Weib und Kindern zum Bettler zu machen; wo ich nach drey günstigen Urtheln, die sich auf mein erwiesenes Recht gründeten, am Ende um einer versäumten Formalität willen mit groser Feyerlichkeit und in bester Form Rechtens meines Eigenthums beraubt und mit dem feinen Troste, daß es nun in meiner Willkühr stehe, mit meinem Sachwalter einen neuen Handel auszufechten, aus dem Tempel der Göttin Gerechtigkeit entlassen würde; — wo aber hingegen auch ein überwiesener Böswicht, ein Giftmischer, ein

ein Vatermörder, um der geringsten Unförmlichkeit willen, die zufälliger weise in seinem Proceß vorgegangen seyn möchte, von der verdienten Strafe losgesprochen würde; wenn, sage ich, ein solches Land wäre, — sollte es nicht einen jeden Menschen, dem Gott Vernunft und fünf Sinne gegeben hat, in Verwunderung setzen, in einem solchen Lande — Klagen über Ungerechtigkeiten zu hören? Sollte man nicht denken, diese müßten da etwas viel zu alltägliches seyn, als daß man sich darüber beklagen sollte? In der That macht die Gewohnheit — diese zwoote Natur, die alles aus dem Menschen machen kan — daß man in Ländern, wo die Schikane mit der unleidlichsten Tyrannei herrschet, das Uebel, das man durch sie leidet, nur halb zu fühlen scheint. Allein ungefühlte oder vernachläßigte Uebel sind nur desto schlimmer; und insonderheit ist das, wovon hier die Rede war, von so ausgebreiteten schädlichen Folgen, daß die Göttin Salus selbst (wenn wir dem Terenz eine Redensart abborgen dürfen) dem Staate nicht helfen kan, worinn ein Vernünftiger lieber Unrecht leiden, als bey der öffentlichen Gerechtigkeit eine eben so kostbare als ungewisse Hülfe suchen will.

## V.

## Der Geist Shakespears.

Shakespear ist, däucht mich, unter allen Büchern das letzte, das sich ein Mann von Verstand und Geschmack nehmen lassen sollte.



Es ist leicht, dem Sophisten Voltaire (welcher von dem Dichter Voltaire wohl zu unterscheiden ist) der weder Englisch genug weiß, um ihn zu verstehen, noch, wenn er Englisch genug könnte, den unverdorbnen Geschmack hat, der dazu gehört, seinen ganzen Werth zu empfinden — es ist leicht, sage ich, diesem Voltaire und seines gleichen nachzulallen: „Shakespear ist unregelmäßig; seine Stücke sind ungeheure Zwitter von Tragödie und Possenspiel, wahre Tragi-Komi-Lyrico-Pastoral-Farçen ohne Plan, ohne Verbindung der Scenen, ohne Einheiten; ein geschmackloser Mischmasch von Erhabnen und Niedrigen, von Pathetischen und Lächerlichen, von ächtem und falschem Witz, von Laune und Unsinn, von Gedanken die eines Weisen, und von Possen die eines Pickelherings würdig sind; von Gemählden die einem Homer Ehre brächten, und von Karrikaturen deren sich ein Scarron schämen würde.“ — Aber wer müßte der seyn, der Shakespearn lesen könnte, und über seinen Schönheiten, über seinen Vorzügen vor jedem andern menschlichen Schriftsteller, über allem was man beynahe auf jedem Blatte von ihm lernen kan, seiner Mängel nicht vergessen sollte?

Die wahre Quelle dieser Mängel liegt nicht (wie man zu sagen gewohnt ist) in der Ansteckung des falschen Geschmacks seiner Zeit, — denn ein Geist wie der seinige läßt sich nicht so leicht anstecken — noch in einer unedlen Gefälligkeit gegen denselben — denn wie frey und stark sagt er nicht im Sommernachts-Traum und im Hamlet den Dichtern, den Schauspielern und dem Publico die Wahrheit? — sie liegt in der Grösse und in dem Umfang seines Geistes. Sein Genius umfaßt, gleich dem Genius der Natur, mit gleich scharfem Blick Sonnen und Sonnenstäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm, er schildert mit gleich meisterhaftem Pinsel den Menschen und den Caliban, den Mann und

das Weib, den Helden und den Schurken, den Weisen und den Narren, die große und die schwache, die reizende und die häßliche Seite der menschlichen Natur, eine Kleopatra und ein Austerweib, den König Lear und Tom Bedlam, eine Miranda und eine Lady Macbeth, einen Hamlet, und einen Todtengräber. Seine Schauspiele sind, gleich dem grosen Schauspiele der Natur, voller anscheinenden Unordnung; — Paradiese, Wildnisse, Auen, Sümpfe, bezauberte Thäler, Sandwüsten, fruchtbare Alpen, starrende Gletscher; Cedern und Erdschwämme, Rosen und Distelköpfe, Fasanen und Fledermäuse, Menschen und Vieh, Seraphim und Ottergezüchte, Groses und Kleines, Warmes und Kaltes, Trocknes und Nasses, Schönes und Ungestaltes, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, — alles seltsam durcheinander geworfen — und gleichwohl aus dem rechten Standpuncte betrachtet, alles zusammen genommen, ein groses, herrliches, unverbesserliches Ganzes!

Welcher Schriftsteller hat jemals so tief in die menschliche Natur gesehen? Wer ihre geheimsten Triebräder, ihre verdecktesten Bewegungen, alle ihre Gesetze, Abweichungen und Ausnahmen, — wer das Unterscheidende jeder Leidenschaft, jedes Temperaments, jeder Lebensart, jeder Classe, jedes Geschlechts besser gekannt als Er? Wer besitzt einen grössern Reichthum an Bildern, die von der Natur, unmittelbar abgedruckt sind? Wer hat in einem so hohen Grade diese Anschauungskraft, welcher, zu eben der Zeit da sie den ganzen Kreis der Menschheit umspannt, die feinsten Züge, und die leichtesten Schattierungen der Individual-Formen nicht entwischen? Wer hat jemals jede Art und Classe von Menschen, jedes Alter, jede Leidenschaft, jeden einzelnen Charakter, die ihm eigenthümliche Sprache so meisterlich reden lassen? Für welchen Gedanken findet er nicht

ein Bild, für welche Empfindungen nicht einen Ausdruck? Für welche Bewegung der Seele nicht die geschickteste Wendung oder den richtigsten Schwung? Welche Stärke in seiner Zeichnung! welche Wahrheit in seinen Gemählden! Wie glühend sind seine Farben! wenn er die Glorie der Tugend, wie schmeichelhaft ist sein Pinsel, wenn er die sanften Wallungen der zärtlichen Leidenschaften, wie stark und glücklich verwegen, wenn er die wilden Stürme der Seele schildert! Ich kenne die Weisen der Griechen und Römer, und nicht von gestern her; aber ich kenne keinen der Shakespearn an Kenntniß des Menschen übertreffe; ich kenne unter allen Dichtern keinen grössern Dichter, unter allen Sittenlehrern keinen grössern Sittenlehrer. Mit dem feinsten sittlichen Gefühl verbindet er die wärmste Empfindung für seine Mitgeschöpfe, und den lebhaftesten Eifer für die Rechte der Menschheit. Durch alle seine Werke athmet Liebe der Wahrheit und Tugend, Haß der Ungerechtigkeit und Unterdrückung; alle beseelt ein freyer, unerschrockner, edler und wohlthätiger Geist. Und welcher andre Dichter ist so voll von ungemeinen, starken und erhabnen Gedanken? So voll von Bemerkungen, die durch ihre Neuheit und Scharfsinnigkeit treffen, und doch augenblicklich so stark einleuchten, daß man sie unmittelbar selbst zu machen glaubt? So voll von Stellen, die man dem Gedächtniß einzuprägen wünscht?

Die Franzosen haben uns die merkwürdigsten Stellen und die besten Gedanken aus den Schriften des Montaigne, Bacon, Bayle, J. J. Rousseau, u. a. unter den Nahmen des Geistes des Montagne, Bacon, Bayle, Rousseau, gegeben. Wer verdient wohl mehr als Shakespear, daß man, auf eine ähnliche Weise, etwas von dem Geiste seiner Werke ausziehe? Ich kan den Gedanken nicht los werden, wenigstens *einen* kleinen Versuch davon zu machen. Gefällt

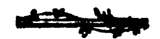
mein

mein Einfall den Lesern, so soll dieser Artikel fortgesetzt werden.

Ich bediene mich hiezu der bekannten teutschen Uebersetzung der Shakespearischen Werke, welche zu Zürch in acht großoctav Bänden heraus gekommen ist. Niemand kennt ihre Mängel besser als ich selbst; aber ich kenne auch das Gute derselben, und weiß sehr wohl, daß ihr Herr Leßing, durch das was er in seiner vortreflichen Dramaturgie zu ihrem Schutze sagte, bloß Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Angenehm ist es mir, daß ich dem Publico zu einer neuen, und sorgfältig verbesserten, vermuthlich auch vollständigen Ausgabe dieser Uebersetzung Hofnung machen kan! an welcher die Herren Orell, Geßner, Füeßli und Comp. wirklich arbeiten lassen. Da ich diese Verleger ersuchen mußte, die Verbesserung (welcher ich aus Mangel der dazu erforderlichen Muße mich nicht selbst unterziehen konnte) einem andern dazu geschickten Gelehrten aufzutragen; so wünsche ich um so mehr, (und gewiß wünscht es jeder Freund der Litteratur mit mir, daß Shakespears guter Genius über dieser Arbeit wachen möge. Der Verbesserer wird nur zu manche Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt oder nicht gut genug ausgedrückt worden, und überhaupt vieles zu polieren und zu ergänzen finden. Aber möchte er sich vor der Verschönerungssucht hüten, unter welcher Shakespears Genie mehr leiden würde, als unter meiner vielleicht allzu gewissenhaften Treue! Mein Vorsatz, als ich (in den ersten fünf Jahren der sechsten Dekade unsers Jahrhunderts) in dieser mühsamen Uebersetzung, Erholung von noch mühsamern Geschäften und curarum dulce lenimen suchte, war meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersetzen; und dies um so mehr, weil mir dünchte, daß sehr oft seine Fehler selbst eine Art von Schönheiten sind. Verschönern ist keine so grose Kunst als sich einige einbilden; und sehr oft würde mir eine

Stelle,



Stelle, über welcher ich stundenlang brütete, nur einen Augenblick gekostet haben, wenn ich den Shakespear hätte reden lassen wollen, wie er selbst vielleicht sich ausgedrückt hätte, wenn er Garriks Zeitgenosse gewesen wäre. Aber ich glaube, wer in dem Falle ist sich an der Copie von dem Gemählde eines grosen Meisters begnügen lassen zu müssen, wird eine getreue Copie, die mit den Schönheiten des Originals auch seine Fehler darstellt, einer von fremder Hand vermeintlich, oder auch wohl wirklich verschönerten Copie, die eben dadurch keine Copie mehr ist, vorziehen. Ein Homer, ein Lukrez, (wo er Dichter ist) ein Shakaspear, muß getreu copiert werden (sollte auch der Sprache dadurch einige Gewalt geschehen) oder gar nicht. Und wer könnte dies letztere bey Shakespears Werken wünschen?

v. H.

---

## Auszüge aus dem Hamlet.

* * *

„Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!“

* * *

„Schändliche Thaten müssen ans Licht kommen, und wenn der ganze Erdball über sie gewälzt wäre.“

* * *

„Das gefälligste Mädchen ist verschwenderisch genug, wenn sie ihre keusche Schönheit dem Mond entschleyert. — Furcht ist die beste Sicherheit gegen die Liebe. Jugend hat einen Feind in sich selbst, wenn sie auch keinen von aussen hat.“

* * *

## (Regeln eines Vaters für seinen auf Reisen gehenden Sohn.)

„Gieb deinen Gedanken keine Zunge; und, wenn du ja von unregelmäßigen überrascht wirst, so hüte dich wenigstens, sie zu Handlungen zu machen.

Sey gegen jedermann leutselig, aber mache dich mit niemand gemein.

Hast du bewährte Freunde gefunden, so hefte sie unzertrennlich an deine Seele. Aber gieb deine Freundschaft nicht jeder neuausgebrüteten noch unbefiederten Bekanntschauntschaft preiß.

Hüte dich vor Gelegenheiten zu Händeln; bist du aber einmal darinn, so betrage dich so, daß dein Gegner nicht hoffen könne, dich ungestraft zu beleidigen.

Leyh dein Ohr einem jeden, aber wenigen deinen Mund.

Nimm jedermanns Tadel an, aber dein Urtheil halte zurück.

Kleide dich so gut, als es dein Beutel bezahlen kan; aber nicht phantastisch; nicht immer kostbar, aber immer mit Geschmack. Der Anzug verräth oft den Mann.

Vor allem sey redlich gegen dich selbst, denn nur alsdann wirst du es auch gegen andre seyn."

* * *

## Polonius zu Ophelien, da er sie vor der Liebe des Prinzen Hamlet warnt.

„Traue seinen Schwüren nicht; traue desto weniger, je feyerlicher sie sind! Sie hüllen sich, gleich

den

den Gelübden, die oft dem Himmel dargebracht werden, in Religion ein, um desto sichrer zu betrügen."

* * *

## Der Geist seines Vaters zu Hamlet.

„Wäre mir nicht verboten die Geheimnisse meines Kerkers zu entdecken, ich könnte dir Dinge erzählen, wovon das leichteste Wort deine Seele zermalmen, dein Blut erstarren, deine beyden Augen wie Sterne aus ihren Kreisen taumeln, deine krause dichtgedrängte Locken trennen und jedes einzelne Haar wie die Stacheln des ergrimmten Igels emporstehen machen würde."

* * *

Horazio. Aber das ist ausserordentlich seltsam.

Hamlet. Eben darum weil es euch fremde vorkömmt so heißt den Fremdling willkommen. Mein ehrlicher Horazio, et giebt im Himmel und auf Erden Dinge, wovon kein Wort in unsrer Schulphilosophie steht.

* * *

## Ein meisterhaftes Gemählde eines staatsklugen Pedanten nach dem Schnitt der Zeiten Jacobs I.

(Polonius spricht. Die Rede ist, dem König und der Königin die Ursache von Hamlets Wahnsinn zu entdecken.)

„Mein gnädigst gebietender Herr, und meine gnädigste Frau! weitläuftig aus einander zu setzen, was Majestät und was Pflicht, warum der Tag, Tag, die Nacht, Nacht, und die Zeit, Zeit, ist, wäre nichts an-

anders als — Tag, Nacht, und Zeit verderben. Demnach und alldieweilen dann die Kürze die Seele des Witzes, und Weitläuftigkeit im Vortrag nur der Leib und die äuserliche Ausstaffirung desselben ist; so will ich mich der Kürze befleissen, und sage also: Dero edler Sohn ist toll. Toll nenn ich es: denn, um von der wahren Tollheit eine Erklärung zu geben, was ist sie anders, als — sonst nichts zu seyn als toll? Doch dies itzt bey Seite gesetzt —

**Königin.** Mehr Stoff und weniger Kunst!

**Polonius.** „Gnädigste Frau, ich schwöre, daß ich hier gar keinen Gebrauch von Kunst mache. Daß er toll ist, ist wahr; daß es wahr ist, ist zu bedauren; und zu bedauren ist es, daß es wahr ist — eine drollichte Figur! aber sie mag reisen; denn ich will gar keine Kunst gebrauchen. Also, zum Grunde gelegt, daß er toll ist, so kommt es nun darauf an, die Ursache von diesem Effect, oder vielmehr Defect, ausfindig zu machen. Denn dieser Effect, wiewohl er defectiv ist, muß eine Ursache haben; und nun frägt sich, was für eine Ursache, und wo sie zu suchen ist? Eine kleine Geduld! Ich habe eine Tochter; habe, sag' ich, so lange sie noch mein ist; und diese hat, aus Gehorsam und kindlicher Pflicht, merken Sie wohl, mir dieses Briefchen zu Handen gestellt.“ rc.

(Polonius liest nun den Liebesbrief, welchen Hamlet an seine Tochter, Ophelia, geschrieben, und fährt sodann fort, in bisheriger beliebter Kürze zu referiren, wie er, Polonius, seine Tochter instruirt habe, den Prinzen abzuweisen.)

„Das that sie nun. Aber sehen Sie, was die Früchte meines väterlichen Rathes gewesen sind! Denn, daß ichs kurz mache, wie er abgewiesen wur-



de, gerieth er in Traurigkeit; hernach verlohr er die Eßlust; darauf den Schlaf; dadurch verfiel er in Schwachheit; aus dieser in ein Delirium, und so von Grad zu Grad, endlich in die Tollheit, worinn er nun raset, und die wir alle beweinen."

* * *

(Polonius hat den Auftrag erhalten, den Hamlet auszuforschen.)

Hamlet bedient sich der Meynung, die er von sich erweckt hat, daß er wahnsinnig sey, um die Fragen des alten Pedanten auszuweichen, und ihn zugleich zum besten zu haben; und bey dieser Gelegenheit ironisiert er mit einer unnachahmlich launenhaften Wendung, die gewöhnliche Weise, wie man sich über die Satyre, sobald man sich von ihr getroffen fühlt, zu beschweren pflegt. Hamlet hat ein Buch in der Hand. Polonius will wissen, was er lese. Worte, Worte, Worte, versetzt Hamlet. Polonius frägt, was ihr Inhalt sey. „Verläumdungen, Herr; antwortet Hamlet. Der satyrische Bube da spricht: alte Männer hätten graue Bärte und runzlichte Gesichter, ihre Augen triefen Amber und Pflaumenbaum=Harz, und sie hätten vollen Mangel an Verstand mit sehr schwachen Hammen. Welches alles, mein Herr, ich zwar mächtiglich und festiglich glaube: aber gleichwohl halt ich es für unhöflich, so etwas niederzuschreiben. Denn ihr selbst, mein Herr, würdet nicht älter seyn als ich, wenn ihr, wie ein Krebs, rückwärts gehen könntet." „Wenn das Tollheit ist (sagt Polonius für sich) wie es dann Tollheit ist, so ist doch Methode darinn," — ein Zug, der den ganzen Charakter des Pedanten vollendet!

Hamlet

* * *

(Hamlet, zu Rosenkranz und Güldenstern, zween Hofschranzen, die ihm das Geheimniß seiner Schwermuth ablocken sollen.)

„Ich habe seit einiger Zeit, warum weiß ich selbst nicht, alle meine Munterkeit verlohren, alle meine gewohnten Uebungen aufgegeben; und, in der That, es ist mit meiner Schwermuth schon so weit gekommen, daß diese schöne Erde mir nur ein kahles Vorgebürge, dieser prächtige Baldachin, die Luft, — seht ihr, dieses kühn überhangende Firmament, dieses majestätische Gewölbe, mit goldnen Sternen eingelegt, mir nichts bessers scheint, als ein stinkender Sammelplatz pestilenzischer Ausdünstungen. — Welch ein Meisterstück ist der Mensch! Wie edel durch die Vernunft! Wie grenzenlos an Fähigkeiten! An Form und Bewegung wie vollendet und bewundernswürdig! An Wirksamkeit wie ähnlich einem Engel! Im Denken wie ähnlich einem Gott! Die schönste Zierde der Schöpfung; das Vollkommenste aller sichtbaren Wesen! Und doch, was ist diese Quintessenz von Staub in meinen Augen? Ich finde kein Vergnügen mehr am Anblick des Menschen — auch nicht am Anblick des Weibes — wiewohl ihr es durch euer Lächeln zu sagen scheint —“

* * *

(Die folgende Stelle, ein Fragment einer Erzählung von der Eroberung der Stadt Troja, welches der Poet einen Schauspieler, zur Probe, vor dem Prinzen Hamlet declamiren läßt, beweiset, was Shakespear in der hohen Epopöe hätte leisten können.)

„Der rauhe Pyrrhus — hatte nun die furchtbare Schwärze seiner Waffen mit einer noch gräßlichern Farbe befleckt; nun ist er von Kopf zu Fuß ganz blutroth, entsetzlich bespritzt mit Blute von

Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern. In die düstre Flamme gehüllt, deren höllischer Schein den Weg grausamer Mörder beleuchtet, — von Wuth und Hitze lechzend, sucht er mit funkelnden Augen den alten Priamus auf. Er findet ihn, von Feinden umringt, die der unvermögende Greis mit zu kurz geführten Streichen zurück zu treiben sucht. Sein altes Schwerdt, ungehorsam dem kraftlosen Arm, führt lauter unschädliche Hiebe, und bleibt liegen wohin es fällt. Welch ein Gegner, die Wuth des daherstürzenden Pyrrhus aufzuhalten! Der Wüthrich holt zu einem tödtlichen Streich weit aus; aber von dem blossen Zischen seines blutigen Schwerdtes fällt der nervenlose Vater zu Boden. Das gefühllose Ilion selbst schien diesen Streich zu fühlen: seine brennenden Thürme stürzen ein, und der entsetzliche Ruin macht sogar den Pyrrhus stutzen. Denn seht, sein Schwerdt, indem es auf das milchweisse Haupt des ehrwürdigen Alten herab fallen will, bleibt (so schien es) in der Luft stecken. Pyrrhus steht wie ein gemahlter Tyrann, unthätig, dem Unentschloßnen gleich, der zwischen seinem Willen und der That im Gleichgewicht schwebt. Aber, so wie wir oft, wenn ein Sturm bevorsteht, ein tiefes Schweigen durch die Himmel wahrnehmen; das Rad der Natur scheint zu stehen; die trotzigen Winde schweigen und unter ihnen liegt der Erdkreis in banger Todesstille; auf einmal stürzt der krachende Donner Verderben auf die Gegend herab: so feurt den unmenschlichen Pyrrhus, nach dieser kleinen Pause, ein plötzlicher Sturm von Rachsucht wieder zur blutigen Arbeit an; — " u. s. w.

---

Wann ist jemals unter allen Schriftstellern ein vollkommnerer Mahler gewesen als Shakespear? Und

wer muß der Dichter seyn, der, wenn er eine Stunde zugebracht hat, die göttlichen Werke dieses grossen Mannes anzuschauen, nicht in Versuchung kömmt, seine eignen ins Feuer zu werfen? Auf mich wenigstens hat das Lesen im Shakespear diese Wirkung sehr oft gethan; und vielleicht hab' ich es dieser Empfindung zu danken, daß einige meiner Versuche das Feuer weniger verdienen. O! ihr jungen und alten Söhne des Musengottes, ächte und unächte, leset Shakespearn! und wenn ihr nichts vortrefliches machen könnt, o! so schwört — sein Geist ruft euch, wie der Geist im Hamlet, zu: schwört, schwört! — daß ihr lieber nichts machen wollt!

---

## VI.

## Beurtheilung der Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas, sonst Gerundio Zotes.

In zwey Bänden 1773. Leipzig bey Schwickert.

---

Horazens Meynung von der Kraft des Lächerlichen, in der bekannten Stelle,

— — Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res,

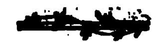
scheint durch die Erfahrung ausser Zweifel gesetzt zu seyn. Wenigstens ist das Belachen das wirksamste Mittel, allgemein gewordene Mißbräuche, Fehler und Thorheiten, die den Gesetzen nicht unterworfen sind, zu bessern oder auszurotten. Dem Dummkopfe, der aus Vortheile und Eigennutz das Tagen der gesunden Vernunft in seiner Sphäre aus allen Kräften zu verhindern sucht, nützt es nichts, wenn ihm auch hundertmal ein Weiser aus Vaterlandseifer die Wahrheit im Tone des Ernstes prediget. Er drückt Augen und Ohren zu, und hört und sieht entweder gar nicht, oder schreyt über Verläumdungen und Verfolgungen, wenn er hören muß, und geht dennoch in seinem alten Gleisse fort. Dem größten Theile des Publikums geht es auf der Gegenseite mit der Wahrheit, wie Kindern mit der Arzeney; sie nehmen sie ungern als Arzney, aber unter ihre täglichen Speisen, unter ihre Näschereyen versteckt, geniessen sie sie mit Lust, und werden gesund davon. Kan also ein Schriftsteller, der zum Anbau des gesunden Menschenverstandes und zur Erleuchtung seiner Nebenbürger gern auch sein Scherflein beytragen möchte, einen sicherern Weg wählen, als wenn er seine Wahrheit in den Mantel des Vergnügens und des Scherzes einhüllt, und, das charakteristische Geschenk, so die Natur dem Menschen gab, das Lachen zu seiner Besserung braucht? So machten es Cervantes, Buttler und andere mehr; und eben diesen Weg ist (wir hoffen mit gutem Erfolg,) auch der vortrefliche Verfasser des Bruder Gerundio gegangen, die höchstverdorbene Kanzelberedsamkeit der Spanier zu bessern.

Das Original ist Spanisch, ohngeachtet diese Uebersetzung aus dem Englischen gemacht ist, wie der Titel sagt. — Warum aber nicht aus dem Originale? Aus einer Ursache, die keine weitere Einwendung zuläßt, — weil durch einen Zufall, der in Spa-

nien nichts befremdendes hat, die englische Uebersetzung zum Original geworden ist. Hier ist die Auflösung dieses Räthsels.

Der Verfasser, Pater Joseph Franz Isla, ein Spanischer Jesuit, und ein Mann von vortreflichem Kopf und Herzen, gab im Jahr 1758. aus obengedachten Absichten den ersten Theil seines Bruder Gerundio heraus. Er hatte nicht allein den Beyfall aller Vernünftigen, sondern sogar auch die Erlaubniß und Censur der Inquisition auf seiner Seite; allein es gieng ihm nichts desto weniger, wie es den meisten Zeugen der Wahrheit von je her gegangen ist. Einige geistliche Orden, welche die Geissel am meisten fühlten, giengen, da sie bey der Inquisition keine Hülfe fanden, an den König, und stellten, durch das Ansehen etlicher Bischöffe unterstützt, vor: den Geistlichen und den Orden werde durch eine so lieblose Kritik die schuldige Hochachtung entzogen, und die Vernachläßigung, wo nicht der ganze Umsturz der Religion im Reiche werde eine Folge davon seyn. Ihre Gründe waren lächerlich; aber die Hitze, mit welcher sie von einer so zahlreichen Partey getrieben wurden, vielleicht auch andere Ursachen, veranlaßten den König, den ersten Theil dieses Werkes zu unterdrücken, und dem Verfasser die Herausgabe des zweyten verbiethen zu lassen. So war dies Werk schon seinem Untergange ziemlich nahe, wenn es nicht ein glückliches Ohngefähr noch gerettet hätte. Der Verfasser vertrauete nemlich seine Handschrift einem Freunde an; dieser nahm sie mit nach London, ließ sie ins Englische übersetzen und drucken, und so wurde das Englische wenigstens vorjetzt noch unser Original.

Nun auf das Werk selbst! Wir möchten nicht gern unsern Lesern einen völligen reingezeichneten

Plan dieses Werks vorlegen, welches in seinem Detail so viele kleine und grosse Schönheiten enthält, sondern ihnen lieber das Vergnügen der Ueberraschung gönnen. Ein Garten, dessen ganze Anlage ich schon in der Thür mit einem Blicke überschaut habe, reizt mich nicht sehr zu einem Spaziergange. Eben so verhält sich es mit Werken dieser Art, wo der Plan oft trocken oder ganz gewöhnlich, die Ausmahlung und das Kolorit hingegen alles ist. Eben das leztere ist die Stärke des Verfassers, und der Stempel seines Genies; denn er schmückt mit einem Reichthum von Witz, ursprünglicher Laune, beissender Ironie, Gelehrsamkeit und Belesenheit, den trockensten Stoff so vortreflich aus, daß er eine der unterhaltendsten Erzählungen wird.

Der Held der Geschichte ist, (wie schon der Titel sagt) **Bruder Gerundio von Campazas**; ein Bruder-Prediger; die allgemeinste Benennung, so ihm der Verfasser geben konnte, um persönlichen Deutungen auszuweichen. Seine Aeltern sind gute ehrliche Pachtersleute zu Campazas, die jeden reisenden Bruder und Pater bewirthen, und sich eben daher die Grille in den Kopf setzen, aus ihrem Sohne einen Geistlichen zu machen. Gerundio ist kein Knabe ohne Kopf, hat aber das Unglück von Kindheit an lauter Narren, Pedanten, oder Dummköpfen als Lehrmeistern unter die Hände zu gerathen, die ihm dann, weil er wirklich von Natur Anlage hat, den Kopf auf das jämmerlichste verwirren, und Narrheiten so unheilbar bey ihm machen, daß weder Bestrafungen noch liebreiche Ermahnungen ihn in der Folge der Zeit wieder auf den rechten Weg bringen können. In diesem Gleisse geht er von seinem Noviciat an fort, wird Bruder, und endlich gar Pater Predicator, predigt den lächerlichsten und oft ärgerlichsten Unsinn,

(wovon

(wovon etliche herrliche Pröbchen mitgetheilt werden) und schändet sich und die Kanzel. Da der Verfasser keinen Roman schreiben wollte, worinnen man mit dem Helden von der Wiege an bis ans Grab fortwandert, so bricht er, nachdem er die elenden Prediger im Bruder Gerundio lächerlich genug gemacht hat, das Leben seines Helden durch die meisterhafteste Wendung im letzten Kapitel des zweyten Bandes ab, läßt uns über seine launige Unterhaltung sehr zufrieden zurück, und erweckt uns den Wunsch, auch für unsere Brüder Gerundios ein gleiches Cordial zu haben; denn auch wir haben, zur Schande unserer aufgeklärten Zeiten, noch welche auf unserer Kanzel.

Mit so vielem Vergnügen wir übrigens dies seltene Produkt Spaniens durchlesen haben, so hat uns dennoch dies Vergnügen vor einige Fehler nicht blind gemacht, die wir bemerkt zu haben glauben. So bleibt sich z. E. der Charakter des Bruder Gerundio nicht durchaus gleich. Der Verfasser zeigt ihn uns Anfangs als einen fähigen Kopf, der nicht ganz vom Genie verlassen ist, läßt ihn aber zuweilen Sachen thun und sagen, die nur ein gebohrner Dummkopf, nicht aber ein verirrtes Genie thun und sagen kan. Zuweilen kommen auch kleine Widersprüche in der Erzählung vor, die man zwar einem Cervantes auch vorwirft, doch aber immer kleine Fehler und Flecken sind. Inzwischen werden sie uns durch so manche Schönheiten der Ausführung wieder ersetzt, daß man sie entweder gar nicht bemerkt, oder sie doch bald wieder vergißt, wenn man sie auch bemerkt hat.

Was die teutsche Uebersetzung betrift, so haben wir sie genau mit dem englischen Originale verglichen, und gefunden, daß sie keine von den gemeinen Uebersetzungs-Fabriken-Arbeiten sey, wovon uns der



Plan dieses Werks vorlegen, welches in seinem Detail so viele kleine und grosse Schönheiten enthält, sondern ihnen lieber das Vergnügen der Ueberraschung gönnen. Ein Garten, dessen ganze Anlage ich schon in der Thür mit einem Blicke überschaut habe, reizt mich nicht sehr zu einem Spaziergange. Eben so verhält sich es mit Werken dieser Art, wo der Plan oft trocken oder ganz gewöhnlich, die Ausmahlung und das Kolorit hingegen alles ist. Eben das letztere ist die Stärke des Verfassers, und der Stempel seines Genies; denn er schmückt mit einem Reichthum von Witz, ursprünglicher Laune, beissender Ironie, Gelehrsamkeit und Belesenheit, den trockensten Stoff so vortreflich aus, daß er eine der unterhaltendsten Erzählungen wird.

Der Held der Geschichte ist, (wie schon der Titel sagt) **Bruder Gerundio von Campazas**; ein Bruder-Prediger; die allgemeinste Benennung, so ihm der Verfasser geben konnte, um persönlichen Deutungen auszuweichen. Seine Aeltern sind gute ehrliche Pachtersleute zu Campazas, die jeden reisenden Bruder und Pater bewirthen, und sich eben daher die Grille in den Kopf setzen, aus ihrem Sohne einen Geistlichen zu machen. Gerundio ist kein Knabe ohne Kopf, hat aber das Unglück von Kindheit an lauter Narren, Pedanten, oder Dummköpfen als Lehrmeistern unter die Hände zu gerathen, die ihm dann, weil er wirklich von Natur Anlage hat, den Kopf auf das jämmerlichste verwirren, und Narrheiten so unheilbar bey ihm machen, daß weder Bestrafungen noch liebreiche Ermahnungen ihn in der Folge der Zeit wieder auf den rechten Weg bringen können. In diesem Gleisse geht er von seinem Noviciat an fort, wird Bruder, und endlich gar Pater Predicator, prédigt den lächerlichsten und oft ärgerlichsten Unsinn, (wovon

(wovon etliche herrliche Pröbchen mitgetheilt werden) und schändet sich und die Kanzel. Da der Verfasser keinen Roman schreiben wollte, worinnen man mit dem Helden von der Wiege an bis ans Grab fortwandert, so bricht er, nachdem er die elenden Prediger im Bruder Gerundio lächerlich genug gemacht hat, das Leben seines Helden durch die meisterhafteste Wendung im letzten Kapitel des zweyten Bandes ab, läßt uns aber seine launige Unterhaltung sehr zufrieden zurück, und erweckt uns den Wunsch, auch für unsere Brüder Gerundios ein gleiches Cordial zu haben; denn auch wir haben, zur Schande unserer aufgeklärten Zeiten, noch welche auf unserer Kanzel.

Mit so vielem Vergnügen wir übrigens dies seltene Produkt Spaniens durchlesen haben, so hat uns dennoch dies Vergnügen vor einige Fehler nicht blind gemacht, die wir bemerkt zu haben glauben. So bleibt sich z. E. der Charakter des Bruder Gerundio nicht durchaus gleich. Der Verfasser zeigt ihn uns Anfangs als einen fähigen Kopf, der nicht ganz vom Genie verlassen ist, läßt ihn aber zuweilen Sachen thun und sagen, die nur ein gebohrner Dummkopf, nicht aber ein verirrtes Genie thun und sagen kan. Zuweilen kommen auch kleine Widersprüche in der Erzählung vor, die man zwar einem Cervantes auch vorwirft, doch aber immer kleine Fehler und Flecken sind. Inzwischen werden sie uns durch so manche Schönheiten der Ausführung wieder ersetzt, daß man sie entweder gar nicht bemerkt, oder sie doch bald wieder vergißt, wenn man sie auch bemerkt hat.

Was die teutsche Uebersetzung betrift, so haben wir sie genau mit dem englischen Originale verglichen, und gefunden, daß sie keine von den gemeinen Uebersetzungs-Fabriken-Arbeiten sey, wovon uns der

alte ehrliche, wiewohl ein wenig langweilige Magister im Dachstübgen in Nothankers Leben und Meynungen Nachricht giebt. Schon der äusere Augenschein giebt es, daß Herr Bertuch nicht aus Gewinnsucht übersetzt habe; denn aus zwey ziemlich starken Bänden des Originals in groß Octav, sind nur zwey mäßige in der Uebersetzung worden. Viele Stellen, ja ganze Blätter und Bogen, welche entweder die Erzählung wässerig machten, oder Sachen enthielten, die den teutschen Leser weniger interessirten, sind weggeschnitten, die Perioden kürzer und gedrungener gemacht, oft erläuternde und sehr nöthige Anmerkungen hinzugefügt, und das Werk selbst dadurch interessanter und unterhaltender gemacht worden. Eben so richtig ist die launige Sprache des Originals in die unsrige übergetragen, so, daß sich dies Werk nun nicht wie eine Uebersetzung, sondern wie ein Original liest. Eine Sache, woran Uebersetzer von gewöhnlichem Schlage meistens nicht denken.

Dies möchte zwar von einem Werke, dem wir viele Leser von Geschmack wünschen, genug gesagt seyn; aber noch nicht genug für die Absicht, unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einen Fingerzeig auf die Spanische Litteratur überhaupt zu geben, welche in diesem Jahrhunderte noch weit mehr als in dem vorigen Teutschlande fremd zu seyn scheinet. Nur selten trift man in unserm Vaterlande einen Liebhaber und Kenner dieser so fruchtbaren und angenehmen Litteratur an. Wie gut wußten sie nicht einige Franzosen und Italiäner zu nutzen, und wie vortheilhaft könnten nicht die Werke des Geistes einer so ganz dichterischen Nation vielen unserer Dichter, sonderlich dramatischen, seyn! Herr Prof. Dietze beweißt uns dies mit seiner vortreflichen Ausgabe von des Velazquez Geschichte der Spanischen Dichtkunst.

Und

Und wenn die Spanier auch nur einen Don Quixote hätten, so sollten Leute von gutem Geschmacke Spanisch lernen, um dies Meisterstücke des Witzes in der Ursprache lesen zu können. Woher kommt es aber, daß wir so wenig von der Spanischen Litteratur in Teutschland wissen? — Ohnstreitig weil unser Buchhandel mit diesem Reiche noch nicht offen ist. Welche Seltenheit ist in Teutschland ein Spanisches Buch! Die wenigen, so wir vielleicht noch davon besitzen, haben Liebhaber aus dem Lande für sich mitgebracht, und so wird einem, der Entschlossenheit genug hätte die Sprache zu lernen, durch die Schwierigkeit die Werkzeuge dazu zu bekommen, die Sache fast unmöglich gemacht. Sollten sich aber unsere Buchhändler, die doch so gerne nachdrucken, hier nicht ein wahres Verdienst um unsere gelehrte Republik machen, wenn sie uns, mit Zuziehung eines Kenners, wenigstens einige gute Schriffsteller der Spanier sauber und korrekt nachgedruckt lieferten? Die Schriften eines Cervantes, eines Boscan, Garcilasso de la Vega, Villegas, die Suennos des Quevedo, eine Sammlung der besten dramatischen Sachen der Spanier, einige von des Lope de Vega zahllosen Schriften, u. a. m. wären z. E. gewiß Sachen, die jeder Liebhaber mit Begierde annehmen und kaufen würde.

Nicht allein unsere schönen Geister aber würde die weitere Ausbreitung der Spanischen Litteratur ersprießlich seyn; auch unsere Liebhaber der Geschichte, der Naturkunde, unsere Kunst- und Alterthumsforscher würden ihre Rechnung dabey finden. Wo finden wir die ältesten historischen Nachrichten von Amerika, dessen Entdeckung und Eroberung, als bey den Spaniern, bey einem Antonio de Herrera, und in der Sammlung der Historiadores primitivos de

 las

scheint durch die Erfahrung ausser Zweifel gesetzt zu seyn. Wenigstens ist das Belachen das wirksamste Mittel, allgemein gewordene Mißbräuche, Fehler und Thorheiten, die den Gesetzen nicht unterworfen sind, zu bessern oder auszurotten. Dem Dummkopfe, der aus Vortheile und Eigennutz das Tagen der gesunden Vernunft in seiner Sphäre aus allen Kräften zu verhindern sucht, nützt es nichts, wenn ihm auch hundertmal ein Weiser aus Vaterlandseifer die Wahrheit im Tone des Ernstes prediget. Er drückt Augen und Ohren zu, und hört und sieht entweder gar nicht, oder schreyt über Verläumdungen und Verfolgungen, wenn er hören muß, und geht dennoch in seinem alten Gleisse fort. Dem größten Theile des Publikums geht es auf der Gegenseite mit der Wahrheit, wie Kindern mit der Arzeney; sie nehmen sie ungern als Arzney, aber unter ihre täglichen Speisen, unter ihre Näschereyen versteckt, geniessen sie sie mit Lust, und werden gesund davon. Kan also ein Schriftsteller, der zum Anbau des gesunden Menschenverstandes und zur Erleuchtung seiner Nebenbürger gern auch sein Scherflein beytragen möchte, einen sicherern Weg wählen, als wenn er seine Wahrheit in den Mantel des Vergnügens und des Scherzes einhüllt, und, das charakteristische Geschenk, so die Natur dem Menschen gab, das Lachen zu seiner Besserung braucht? So machten es Cervantes, Buttler und andere mehr; und eben diesen Weg ist (wir hoffen mit gutem Erfolg,) auch der vortrefliche Verfasser des **Bruder Gerundio** gegangen, die höchstverdorbene Kanzelberedsamkeit der Spanier zu bessern.

Das Original ist Spanisch, ohngeachtet diese Uebersetzung aus dem Englischen gemacht ist, wie der Titel sagt. — Warum aber nicht aus dem Originale? Aus einer Ursache, die keine weitere Einwendung zuläßt, — weil durch einen Zufall, der in Spa-

nien

nien nichts befremdendes hat, die englische Uebersetzung zum Original geworden ist. Hier ist die Auflösung dieses Räthsels.

Der Verfasser, Pater Joseph Franz Isla, ein Spanischer Jesuit, und ein Mann von vortreflichem Kopf und Herzen, gab im Jahr 1758. aus obengedachten Absichten den ersten Theil seines Bruder Gerundio heraus. Er hatte nicht allein den Beyfall aller Vernünftigen, sondern sogar auch die Erlaubniß und Censur der Inquisition auf seiner Seite; allein es gieng ihm nichts desto weniger, wie es den meisten Zeugen der Wahrheit von je her gegangen ist. Einige geistliche Orden, welche die Geissel am meisten fühlten, giengen, da sie bey der Inquisition keine Hülfe fanden, an den König, und stellten, durch das Ansehen etlicher Bischöffe unterstützt, vor: den Geistlichen und den Orden werde durch eine so lieblose Kritik die schuldige Hochachtung entzogen, und die Vernachläßigung, wo nicht der ganze Umsturz der Religion im Reiche werde eine Folge davon seyn. Ihre Gründe waren lächerlich; aber die Hitze, mit welcher sie von einer so zahlreichen Partey getrieben wurden, vielleicht auch andere Ursachen, veranlaßten den König, den ersten Theil dieses Werkes zu unterdrücken, und dem Verfasser die Herausgabe des zweyten verbiethen zu lassen. So war dies Werk schon seinem Untergange ziemlich nahe, wenn es nicht ein glückliches Ohngefähr noch gerettet hätte. Der Verfasser vertrauete nemlich seine Handschrift einem Freunde an; dieser nahm sie mit nach London, ließ sie ins Englische übersetzen und drucken, und so wurde das Englische wenigstens vorjetzt noch unser Original.

Nun auf das Werk selbst! Wir möchten nicht gern unsern Lesern einen völligen reingezeichneten

Plan dieses Werks vorlegen, welches in seinem Detail so viele kleine und grosse Schönheiten enthält, sondern ihnen lieber das Vergnügen der Ueberraschung gönnen. Ein Garten, dessen ganze Anlage ich schon in der Thür mit einem Blicke überschaut habe, reizt mich nicht sehr zu einem Spaziergange. Eben so verhält sich es mit Werken dieser Art, wo der Plan oft trocken oder ganz gewöhnlich, die Ausmahlung und das Kolorit hingegen alles ist. Eben das leztere ist die Stärke des Verfassers, und der Stempel seines Genies; denn er schmückt mit einem Reichthum von Witz, ursprünglicher Laune, beissender Ironie, Gelehrsamkeit und Belesenheit, den trockensten Stoff so vortreflich aus, daß er eine der unterhaltendsten Erzählungen wird.

Der Held der Geschichte ist, (wie schon der Titel sagt) Bruder Gerundio von Campazas; ein Bruder-Prediger; die allgemeinste Benennung, so ihm der Verfasser geben konnte, um persönlichen Deutungen auszuweichen. Seine Aeltern sind gute ehrliche Pachtersleute zu Campazas, die jeden reisenden Bruder und Pater bewirthen, und sich eben daher die Grille in den Kopf setzen, aus ihrem Sohne einen Geistlichen zu machen. Gerundio ist kein Knabe ohne Kopf, hat aber das Unglück von Kindheit an lauter Narren, Pedanten, oder Dummköpfen als Lehrmeistern unter die Hände zu gerathen, die ihm denn, weil er wirklich von Natur Anlage hat, den Kopf auf das jämmerlichste verwirren, und Narrheiten so unheilbar bey ihm machen, daß weder Bestrafungen noch liebreiche Ermahnungen ihn in der Folge der Zeit wieder auf den rechten Weg bringen können. In diesem Gleisse geht er von seinem Noviciat an fort, wird Bruder, und endlich gar Pater Predicator, prédigt den lächerlichsten und oft ärgerlichsten Unsinn,

(wovon

(wovon etliche herrliche Pröbchen mitgetheilt werden) und schändet sich und die Kanzel. Da der Verfasser keinen Roman schreiben wollte, worinnen man mit dem Helden von der Wiege an bis ans Grab fortwandert, so bricht er, nachdem er die elenden Prediger im Bruder Gerundio lächerlich genug gemacht hat, das Leben seines Helden durch die meisterhafteste Wendung im letzten Kapitel des zweyten Bandes ab, läßt uns über seine launige Unterhaltung sehr zufrieden zurück, und erweckt uns den Wunsch, auch für unsere Brüder Gerundios ein gleiches Cordial zu haben; denn auch wir haben, zur Schande unserer aufgeklärten Zeiten, noch welche auf unserer Kanzel.

Mit so vielem Vergnügen wir übrigens dies seltene Produkt Spaniens durchlesen haben, so hat uns dennoch dies Vergnügen vor einige Fehler nicht blind gemacht, die wir bemerkt zu haben glauben. So bleibt sich z. E. der Charakter des Bruder Gerundio nicht durchaus gleich. Der Verfasser zeigt ihn uns Anfangs als einen fähigen Kopf, der nicht ganz vom Genie verlassen ist, läßt ihn aber zuweilen Sachen thun und sagen, die nur ein gebohrner Dummkopf, nicht aber ein verirrtes Genie thun und sagen kan. Zuweilen kommen auch kleine Widersprüche in der Erzählung vor, die man zwar einem Cervantes auch vorwirft, doch aber immer kleine Fehler und Flecken sind. Inzwischen werden sie uns durch so manche Schönheiten der Ausführung wieder ersetzt, daß man sie entweder gar nicht bemerkt, oder sie doch bald wieder vergißt, wenn man sie auch bemerkt hat.

Was die teutsche Uebersetzung betrift, so haben wir sie genau mit dem englischen Originale verglichen, und gefunden, daß sie keine von den gemeinen Uebersetzungs-Fabriken-Arbeiten sey, wovon uns der

alte ehrliche, wiewohl ein wenig langweilige Magigister im Dachstübgen in Nothankers Leben und Meynungen Nachricht giebt. Schon der äusere Augenschein giebt es, daß Herr Bertuch nicht aus Gewinnsucht übersetzt habe; denn aus zwey ziemlich starken Bänden des Originals in groß Octav, sind nur zwey mäßige in der Uebersetzung worden. Viele Stellen, ja ganze Blätter und Bogen, welche entweder die Erzählung wässerig machten, oder Sachen enthielten, die den teutschen Leser weniger intereßirten, sind weggeschnitten, die Perioden kürzer und gedrungener gemacht, oft erläuternde und sehr nöthige Anmerkungen hinzugefügt, und das Werk selbst dadurch interessanter und unterhaltender gemacht worden. Eben so richtig ist die launige Sprache des Originals in die unsrige übergetragen, so, daß sich dies Werk nun nicht wie eine Uebersetzung, sondern wie ein Original liest. Eine Sache, woran Uebersetzer von gewöhnlichem Schlage meistens nicht denken.

Dies möchte zwar von einem Werke, dem wir viele Leser von Geschmack wünschen, genug gesagt seyn; aber noch nicht genug für die Absicht, unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einen Fingerzeig auf die Spanische Litteratur überhaupt zu geben, welche in diesem Jahrhunderte noch weit mehr als in dem vorigen Teutschlande fremd zu seyn scheinet. Nur selten trift man in unserm Vaterlande einen Liebhaber und Kenner dieser so fruchtbaren und angenehmen Litteratur an. Wie gut wußten sie nicht einige Franzosen und Italiäner zu nutzen, und wie vortheilhaft könnten nicht die Werke des Geistes einer so ganz dichterischen Nation vielen unserer Dichter, sonderlich dramatischen, seyn! Herr Prof. Dietze beweißt uns dies mit seiner vortreflichen Ausgabe von des Velazquez Geschichte der Spanischen Dichtkunst.

Und

Und wenn die Spanier auch nur einen Don Quixote hätten, so sollten Leute von gutem Geschmacke Spanisch lernen, um dies Meisterstücke des Witzes in der Ursprache lesen zu können. Woher kommt es aber, daß wir so wenig von der Spanischen Litteratur in Teutschland wissen? — Ohnstreitig weil unser Buchhandel mit diesem Reiche noch nicht offen ist. Welche Seltenheit ist in Teutschland ein Spanisches Buch! Die wenigen, so wir vielleicht noch davon besitzen, haben Liebhaber aus dem Lande für sich mitgebracht, und so wird einem, der Entschlossenheit genug hätte die Sprache zu lernen, durch die Schwierigkeit die Werkzeuge dazu zu bekommen, | die Sache fast unmöglich gemacht. Sollten sich aber unsere Buchhändler, die doch so gerne nachdrucken, hier nicht ein wahres Verdienst um unsere gelehrte Republik machen, wenn sie uns, mit Zuziehung eines Kenners, wenigstens einige gute Schriffsteller der Spanier sauber und korrekt nachgedruckt lieferten? Die Schriften eines Cervantes, eines Boscan, Garcilasso de la Vega, Villegas, die Suennos des Quevedo, eine Sammlung der besten dramatischen Sachen der Spanier, einige von des Lope de Vega zahllosen Schriften, u. a. m. wären z. E. gewiß Sachen, die jeder Liebhaber mit Begierde annehmen und kaufen würde.

Nicht allein unsere schönen Geister aber würde die weitere Ausbreitung der Spanischen Litteratur ersprießlich seyn; auch unsere Liebhaber der Geschichte, der Naturkunde, unsere Kunst- und Alterthumsforscher würden ihre Rechnung dabey finden. Wo finden wir die ältesten historischen Nachrichten von Amerika, dessen Entdeckung und Eroberung, als bey den Spaniern, bey einem Antonio de Herrera, und in der Sammlung der Historiadores primitivos de

las Indias Occidentales des Don Andres Gonsales Barcia? Wer hat uns noch eine richtigere und vollständigere Beschreibung der in Spanien entdeckten Alterthümer und Monumente geliefert, als Velazquez in seinem Ensayo sobre las letras desconocidas? &c. Selbst in der Mahler-Geschichte haben wir noch nicht einmal eine besondere Spanische Schule, weil es uns an den dazu gehörigen Nachrichten mangelt, die wir aber doch leicht aus des Palmino Museo pittorico Tom. III. holen könnten. — Kurz, der Nutzen davon ist augenscheinlich; doch, dies soll ja auch nur ein Fingerzeig seyn.

S. S.



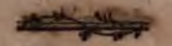
# VII.

## Scipio
ein
heroisches Pantomim-Ballet.

---

### Innhalt.

Scipio mit dem Zunahmen der Afrikaner, war kaum 24. Jahr alt, als er Neu-Carthago, in Spanien, eroberte. Unter den Gefangenen brachten ihm seine Soldaten auch eine junge Dame von ausserordentlicher Schönheit und Wuchs. Scipio erfuhr, daß sie von guter Geburt und mit dem Celtiberischen Prinz Allucius, verlobt sey. Allucius befand sich auch unter den Gefangenen. Scipio schickte nach ihm, empfieng ihn freund-



freundlich, und schenkte ihm sogleich seine Braut und Freyheit wieder. Die Aeltern der Braut boten entzückt über diese edle That, dem großmüthigen Scipio ansehnliche Geschenke an. Er schlug sie aus. Da sie aber noch weiter in ihm drungen, ließ er sie sich zu Füssen legen, rufte den Allucius herbey, und sagte: „Du empfängst deine Braut von meiner Hand, du mußt auch von mir eine Morgengabe haben; nimm, hier ist sie.“ Diese heldenmüthige Mäßigung macht einen Scipio nicht weniger glänzend, als seine größten Siege und unsterblichen Thaten.

## Personen.

Scipio.

Allucius, Prinz der Celtiberier.

Demonessa, des Allucius Verlobte.

Aeltern der Demonessa.

Römische Soldaten.

Demonessens männliche und weibliche Domestiken als Figuranten.

## Erster Aufzug.

### Erste Scene.

Das Theater stellt einen öffentlichen Platz in Carthago vor. Man hört eine kriegerische Musik, die Scipio's Einzug in die eroberte Stadt verkündigt. Einige Einwohner fliehen ängstlich über den Platz; andere suchen ihre Kostbarkeiten vor dem kommenden Sieger zu retten. Verschiedene römische Soldaten plündern bereits. Eine Mutter flieht, mit einem Kinde auf dem Arme, und einem an der Hand, von einem



einem Feinde verfolgt. Alles ist Unruhe, alles Verwirrung.

## Zwoote Scene.

Die Musik des Zugs nähert sich. Scipio erscheint mit den Häuptern der Armee. Er bezeigt seinen Unwillen über die Ausschweifungen der gemeinen Soldaten. Er will überwinden, aber nicht rauben. Zornig ertheilt er seinen Begleitern seine Befehle, und diese entfernen sich sogleich, der Plünderung zu steuern.

## Dritte Scene.

Einige Soldaten bringen schon Kostbarkeiten, so sie erbeutet, und legen sie ihm zu Füssen. Sein Herz ist zu groß für solche Versuchungen. Er verabscheuet sie. Er zeigt den Räubern seinen ganzen Zorn, läßt sie für ihre niedrige That in Fesseln schlagen, und andere müssen die Kostbarkeiten wieder zurück bringen. Aber

## Vierte Scene.

Nun bringen einige Krieger eine junge Dame gefangen geführt; das einzige Geschenk, welches sie ihres Feldherrn würdig halten. Sie ist im Schleyer; aber ihr Wuchs verspricht das reizendste Gesicht. Scipio geräth in Bewunderung. Er weiß nicht, ob er es wagen soll, seiner Gefangnen den Schleyer abziehen zu lassen, oder nicht. Sein Herz schwankt. Er fühlt die Gefahr der Verführung, die ihm süsse Reize drohen; und doch — widerspricht sein heißes jugendliches Blut der Stimme der Vernunft. Es siegt sogar auf einen Augenblick.

Er läßt den Schleyer der jungen Dame zurückschlagen. Ihr erster Anblick würkt auf ihn, wie ein

Blitz.





Bliß. Seine Pantomime drückt Bestürzung und Unruhe aus. Er will ihr entfliehen; ein geheimer Zug führt ihn zurück.

Entzückt von der Schönheit der Gefangenen, bewundern sie die Umstehenden, und drücken einander ihre Empfindungen auf verschiedene Art aus. Die junge Dame fällt endlich dem Held zu Füssen, und entdeckt sich ihm. Es ist Demonessa, die Braut des Celtiberischen Prinzen. Auf einmal siegt Scipio's große Seele. Er hebt sie gütig auf. Er will ihren Geliebten selbst sehen. Er will sie ihren Eltern wiederschenken, und entschließt sich, sie dahin zu begleiten.

---

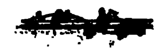
# Zweyter Aufzug.

Das Theater ist ein in antikem Geschmack verzierter Saal, im Palast der Demonessa.

## Erste Scene.

Die Eltern der Demonessa werden, als Gefangene, von Römern bewacht. Sie sind untröstlich über den Verlust ihrer geliebten Tochter. Sie hatten sie ihnen auf ewig entrissen. Der Schmerz der Mutter ist noch lebhafter, als der Kummer ihres Gemahls. Sie will fort, sie will sich dem Sieger zu Füssen werfen, und für ihre Tochter ihn anflehen; aber sie wird von der Wache zurück gehalten. Da sie dies nicht erlangen kan, wird ihr Schmerz Verzweiflung. Sie will Demonessens Verlust nicht überleben, zieht einen Dolch aus ihrem Busen, und will sich selbst entleiben; allein ihr Gemahl fällt ihr in den Arm, und entreißt ihr den Dolch. In diesem Augenblicke.

Zwoote



## Zwoote Scene.

Erscheint Scipio von seinem Gefolge und Demoneßen begleitet. Die Fesseln sind ihr abgenommen.

Scipio's Gegenwart, seine heroische Gestalt, sein sanfter einnehmender Blick, erweckt bey Demoneßens Eltern Bewunderung. Sie sehen in ihm nicht den grausamen, blutdürstigen Eroberer, sondern den menschenfreundlichen Held. Hofnung belebt sie wieder. Sie fallen ihrem Ueberwinder zu Fuße, und bitten für ihre Tochter.

Er hebt sie gütig auf, und entdeckt ihnen seinen Entschluß, ihnen Freyheit und Tochter, und dieser ihren geliebten Bräutigam wieder zu schenken. Die Fesseln werden ihnen abgenommen. Die Freude über die Großmuth ihres Siegers macht sie bestürzt. Die Mutter eilt für Entzücken ihrer Tochter in die Arme, der Vater aber entfernt sich, dem Helden Geschenke zu holen.

Scipio will den Allucius sehen, und die Freude geniessen, ihm seine Verlobte selbst auszuliefern. Er befiehlt ihn herzubringen.

## Dritte Scene.

Allucius wird hergeführet. Noch weiß er nicht, welch Glück ihn erwartet. Die Fesseln, die er noch trägt, der eingebildete Verlust seiner Geliebten, die Idee, so er sich vom Scipio, als von einem übermüthigen Sieger, gemacht hat, erbittert ihn. Er glaubt, sein Ueberwinder läßt ihn herführen, ihn zu demüthigen. Aus seinem Gesicht strahlt daher ein edler Stolz, und

sein

sein fester Blick sagt seinem Ueberwinder, er werde ihm nicht knechtisch zu Fusse fallen, und um Leben, Freyheit, und seine Verlobte flehen. Allein

Scipio nähert sich mit edler Würde, lößt ihm selbst die Fesseln ab, und führt ihn seiner Demonessa zu.

Allucius staunt. Eine so große Selbstüberwindung kan er sich bey einem Sieger nicht denken. Er glaubt, man spottet seiner, und weigert sich zu folgen. Demonessa aber kan sich nicht länger halten. Sie benimmt ihm auf einmal seinen Irrthum. Sie eilt in seine Arme, drückt ihn voll Innbrunst an ihr Herz, und entdeckt ihm den Edelmuth des Helden.

Allucius fällt seinem wohlthätigen Sieger voller Entzücken um den Hals, und wird auf einmal sein Freund. Demonessa und ihre Mutter drücken zugleich die Empfindungen ihrer Herzen aus.

## Vierte Scene.

Demonessens Vater kommt zurück, von seinen Domestiken begleitet, welche ihm goldne Gefässe, und andere Kostbarkeiten nachtragen. Er bringt sie dem Scipio, für seine Grosmuth, zum Geschenk. Der Held schlägt sie aus. Er will seiner edlen That den Werth nicht rauben. Allucius, Demonessa, und ihre Eltern, dringen in ihn, sie anzunehmen. Er scheint sich bewegen zu lassen. Er befiehlt die Geschenke vor ihm niederzusetzen, nimmt aber den Allucius bey der Hand, führt ihn darzu hin, und übergiebt ihm alles, als eine Morgengabe seiner Braut.

Diese

Diese Vollendung seiner Grosmuth rührt alle Umstehende aufs äusserste. Sie drücken ihm alle ihren Dank, ihre Freude mit dem feurigsten Enthusiasmus aus. Der Vater der Demonessa ordnet zur Feyer dieses Tages ein Freudenfest an. Der Held nimmt in einigen Solos Theil an dem allgemeinen Vergnügen. Alluncius und Demonessa drücken das Glück ihrer Wiedervereinigung in den zärtlichsten Duets aus, und die Domestiken schliessen mit einem allgemeinen Tanze.

B.

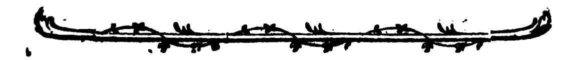


# Der Teutsche Merkur.

## Des dritten Bandes Drittes Stück.



September 1773.



Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag der Gesellschaft.

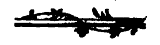


Der
# Teutsche Merkur.
September 1773.

## I.
## Flüchtige poetische Stücke.

### Momus.

Als neulich Vater Jupiter
Sein müdes Haupt, von Sorgen schwer,
Auf seine Götterrechte stützte,
Und mit der Linken mächtig blitzte;
Die grossen Augen hin und her
Gedreht, im Lehnstuhl überdachte,
Was nun sein Erden-Völkchen machte:



Da kam zum hohen Jup[illegible]
Mit einem Kasten auf dem Rücken,
Freund Momus, unter vielem Bücken,
Und grüßte den Olymp, und bat
Den ganzen göttlichen Senat,
Zu seinen schönen Raritäten
Ein wenig näher hin zu treten.
Man sah, und sah die weite Welt
Von Sonn' und Monden überschimmert,
Im Kleinen treflich nachgezimmert;
Und Erde, Feuer, Luft und See,
Und alles, was darinnen je
Gewesen; Leopard und Wurm,
Und Nachtigall, und Krieg und Sturm,
Und Wäldchen, reich an Melodieen,
Und Berge, welche Flammen spieen.
Das erste Paradies, den Thurm
Zu Babel, neben einer Grotte
Bewohnt vom jüngsten Liebesgotte;
Der Ninon stilles Cabinett,
Und Magdalenens hartes Bett,
Umtanzt von höllischem Gewimmel,
Und Heilige, schon halb im Himmel;
Des jungen Peleiden Zorn;
Des Epikur gerühmten Frieden;
Und hier Egyptens Pyramiden,
Und dort ein Lied von Hagedorn.

Nich

Nicht minder künstlich war zu sehn
In seinem Fasse Diogen,
Und auf der Bühne Carl der zwölfte;
Petrarch mit seiner lieben Hälfte;
Semiramis und Helena,
Musarion und Pamela;
Mein Bayle zwischen seinen Zweifeln;
Und Doctor Faust mit seinen Teufeln;
Und Robinson auf seiner Fahrt;
Anakreons gesalbter Bart,
Am schattenvollen Traubenhügel;
Candide, Solon, Eulenspiegel,
Confucius und Aretin,
Und Schwedenborg und Harlekin
Aus einem Ey hervorgekrochen;
Der Eremit bey Todtenknochen;
Armida bey Rinaldens Kuß;
Und endlich machten den Beschluß
Chymisten, Critiker, Propheten,
Druiden, Zauberer, Poeten,
Nebst Sittensprüchen, Wunderlehr,
Und tausend andren schönen Sachen,
Da blitzte Jupiter nicht mehr,
Und alle Götter mußten lachen.

J.

---



# Wiegen-Lied (*)

## an meinen Freund C**, da er mir klagte, daß er nicht schlafen könne.

Man hat die Amme fortgeschickt,
Wer soll den Knaben wiegen?
Wer sorgt, daß ihn der Alp nicht drückt?
Wer scheucht von ihm die Fliegen?
Wer singt ihm, wenn er schlafen will?
Und wenn er weint, wer macht ihn still?
Wem liegt er in den Armen? —
Seht! seht doch, wie er kläglich thut!
Ach! laßt das arme junge Blut,
Ihr Mädchen! euch erbarmen.

* * *

Kommt, nehmt der Amme Stelle ein
Und höret meine Lehren!
Der Milch kan er, hat er nur Wein,
Zur Noth schon itzt entbehren.
Holt Trauben-Saft vom alten Rhein,

Und

(*) Der Herausgeber ersucht die Dichterin, die ihn (ohne sich näher zu erkennen zu geben) mit diesen Proben eines sehr liebenswürdigen Talents beschenkt hat, seinen öffentlichen Dank dafür anzunehmen, und er besorgt gar nicht, der einzige zu seyn, der Ihr dafür dankbar ist.

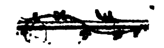
Und schenkt das grosse Glas ihm ein,
Ich wett' er wird es leeren.
Nie hat der lieben Amme Brust
Dem Knaben so behaget;
Nun schläft er unter Freud' und Lust
Bis morgen wenn es taget.

* * *

In jene Schatten, wo Jesmin
Und Epheu sich vermengen,
Wo an den Rosen, die dort blühn,
Wie Schmetterlinge leicht und kühn,
Die Amoretten hängen:
Da legt auf weichen Moos ihn hin,
Und Vater Bachus gängle ihn,
Beym Lied der Nachtigallen;
So lange Luna uns gebeut,
Und Morpheus Schlummerkörner streut,
Und Träume um uns wallen.

* * *

Doch ungeküßt schläft er nicht ein,
Und wär es auch beym besten Wein;
Das Mädchen, müßt ihr wissen.
So küßt ihn dann, nach Ammen Brauch,
Den Schlaf ihm zu versüssen;
Er küßt euch, liebe Mädchen auch,
Und lehrt euch noch wohl küssen.



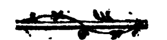
* * *

So klug hat Amor ihn gemacht.
Ihr kennt den Götterknaben,
Der schalkhaft aus dem Aug' euch lacht,
Der mit der Blicke Zaubermacht
Sein Kinderspiel will haben,
Der euch im jungen Busen wallt,
Nun auch auf Westen schwebet,
Und aus dem Mund des Jünglings lallt,
Wenn ihr in einem Mirtenwald
Den ersten Kuß ihm gebet.

* * *

Der sey um euren Zögling jezt
Und schaff' ihm frohe Stunden!
Nur daß ihn ja kein Pfeil verlezt
Von denen, die er scharf gewezt
Und die so schwer verwunden!
Ja! nehmt, dem Unheil vorzubaun,
(Denn wer kan Amors Tücken traun)
Dem schadenfrohen Kinde,
Wenn es gleich weint, und stampft, und schlägt,
Die Pfeile alle, die es trägt,
Und laßt ihm nur die Binde.

---





# An eben denselben
## über seine Hypochondrie.

Ich dachte diesen Morgen an Ihre Hypochondrie, und an die finstre Miene, welche sie Ihnen letzt zwischen zween liebenswürdigen Mädchen gab; und da fiel es mir wieder ein, daß ich versprochen hatte, Ihnen, wo möglich, aus meiner Leyer Muth und Freude zu singen. — Hier haben sie meinen Gesang:

Freund, wie kanst du traurig seyn
In dem Schooß der Freuden?
Hier sind Mädchen, hier ist Wein.
Wähle eins von beyden!
Und wenn beyde dich erfreun,
Warum willst du wählen?
Opfre beyden; Lieb und Wein
Müssen nie dir fehlen!
Grazien trauern um dich her,
Damon, wenn du klagest;
Wenn du ganz von Freuden leer
Dich mit Kummer plagest,
Und der Scherze frohes Heer
Mürrisch von dir jagest.
Willst du Grazien trauren sehn?
Freunde, die dich lieben,
Die betroffen um dich stehn,
Kanst du die betrüben?
Komm! schon senkt in bunter Tracht
Sich der Lenz auf sanfter Weste-Flügel

Der Natur in Schoos — und sie erwacht;
Es entflieht des Winters lange Nacht,
Sein blendendes Gewand bedeckt nicht mehr die Hügel.
Dort rollt vom aufgelösten Schnee
Ein Silberbach ins Thal und wird der Schönheit Spiegel,
Und rauscht den Hirten in dem Klee,
Indeß daß um sie her die frohen Heerden weyden,
Vergnügen zu, das Könige beneiden.
Ihn sucht die kleine Lalage.
Sie sieht ihr reizend Bild mit heimlichem Entzücken.
Ein Schäfer schleicht ihr nach,
Und raubt am Silberbach,
Ihr braunes Haar zu schmücken,
Des Lenzen frühe Pracht,
Ein Veilchen, das im Rasen lacht,
Von Zephirs ersten Kuß belebt
Drängt jede Blüthe sich aus ihrer Hülle;
Die Schöpfung fühlt den Kuß, und reine Wollust bebt
Durch die erwärmte Luft, in der die Lerche schwebt,
Und singend himmelan sich bis in Wolken hebt.
Es tönt der Vögel Chor in die sonst todte Stille
Des Walds, wo Amor dichte Schatten webt
Bald Liebende, bald Freunde zu bedecken;

Viel

Vielleicht auch Dichter zu verstecken,
Die gern sich dem Geräusch entziehn,
Und unter Lauben, hinter Hecken
Mit Grazien und Musen fliehn.
Zu diesen Lauben laß uns eilen,
Weil unser Lenz noch währt,
Und jede stille Freude theilen,
Die keine Reu entehrt.
Da fühlst du denn der Freundschaft ganzen Werth,
Und jede sanftere Triebe
Die nie ein Dichter flieht,
Da sing ich denn von Wein und Liebe,
Dir noch ein besseres Lied. —

Aber, um des Himmels willen, vergessen Sie nicht, mir den Opitz zu bringen;

Michaelis Fluch auf den Dichter,
Der nach der heil'gen Harfe greift,
Und keinen Opitz kennt — — —

liegt mir sehr schwer auf dem Herzen; was mich beruhiget, ist, daß er vermuthlich die Dichterinnen nicht angeht — Michaelis müßte kein Dichter seyn, wenn er eine junge und ziemlich schöne Dichterin bey lebendigem Leibe verfluchen könnte — Leben Sie wohl.

C. R. geb. S.



# II.

## An den Herausgeber des teutschen Merkurs.

---

Sollte man nicht vom teutschen Merkur eben das sagen können, was Virgil vom alten Götterboten sagte;

Dat somnos, adimitque? (*)

Gewiß, mein liebster Wieland, weder Sie selbst, noch einer von Ihren Mitarbeitern wird am Ende des Jahrs von sich rühmen können, es habe ihm niemand die 12 Monate durch jemals zugenickt: dat somnos. Der Himmel gebe, daß nur auch das adimitque alsdann über uns alle ausgesprochen seyn möge!

Was der hiebeykommende Aufsatz in dieser Absicht zu erwarten habe, davon bin ich sehr begierig, Ihre Ahndungen zu erfahren. Es ist eine Erzählung, folglich ein Ding, bey dem sich entweder sehr gut einschlafen, oder sehr gut wach bleiben läßt. Ihnen, mein Freund, wird sie gewiß gefallen; aber dem größten Haufen der Leser auch? — Werden diese nicht, bey Erblickung des Nahmens Joseph, in eine höhnische Miene fahren, den Merkur ein andächtiges Journal heissen, und in ein Gelächel darüber ausbrechen,

(*) Er macht Schlaf, und benimmt ihn.

brechen, daß man einen Patriarchen bey den ehrlichen Leuten einführen wolle? — Vielleicht! Doch glaube ich, mein Freund, diese Gefahr könnte dadurch abgewendet werden, wenn Sie, im rechten Tone, das entscheidende Wort Paris aussprächen; und die erhabenen Geister Teutschlandes erinnerten, daß Geßners Tod Abels in dieser Hauptstadt mit Entzücken gelesen worden sey.

Ich weiß, mein Freund, was Sie von denen Leuten halten, welche vorgeben, sie wüßten Homer, Xenophon, Euripides zu schätzen, und doch keinen Geschmack an den Geschichts-Erzählungen des in seiner Einfalt erhabenen Moses finden. Warum sollen diese Leute uns für schwach genug halten, ihnen zu glauben? Warum sollen die Dichter, ihnen zu gefallen, ein Haar breit von ihren Gerechtsamen nachgeben? Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit dessen, was ein Mann von Genie (Herder) in Beziehung auf Klopstock sagt: „Der Autor möge als „Mensch, als Religions-Verwandter, denken, was „er wolle: als Dichter müsse man ihm glauben. „Ausser dem Gedichte, gäb es vielleicht eben so viel „Ungläubige an Ramlers Friedrich, als Ungläubige „an den Helden Klopstocks."

Ase-Neitha wird schon mehr Leser finden, als Charmides: und doch ist die Anzahl derer, welchen Charmides gefällt, ganz ansehnlich, ohne daß man

Extrem-



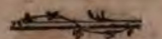
Extension durch Intension zu compensieren braucht. Unser gemeinschaftlicher Freund, der Freyh. von **, schrieb mir jüngst; „Sollte der Herausgeber des „Merkurs, wegen Einrückung des Charmides, wohl „im Ernste getadelt worden seyn? Mir ist gar nichts „ähnliches zu Ohren gekommen. Vielmehr habe ich „Gelegenheit zu beobachten, daß selbst einige von „denen, welche gerade nur so viel Seele haben, „als vonnöthen ist, um ihren Leib eine Zeitlang „vor der Fäulniß zu bewahren, ihre Austerschalen „vom Charmides ein wenig aufgeklemmt fühlen, ob „sie gleich nicht eigentlich wissen, wer ihnen diese „Gewalt anthue.“

Der Verfasser der beykommenden Erzählung ist ein aufkeimendes Genie, welches mir jüngst an einem Orte aufstieß, wo ich auf ganz andre Dinge ausgieng, und leichtlich alles, was Geist ist und heißen mag, hätte übersehen können. Das Publikum weiß noch nichts von meinem jungen Freunde; desto angenehmer wird es dem Merkur seyn, mit einer für alle Liebhaber der Musen interessanten Erscheinung zuerst hervor zu treten. Es ist ja auch, nach dem Hesiodus, eines seiner Geschäfte, „die Heerden der „wolltragenden Schafe zu vermehren.“ u. s. w. (*)

W. S. J.

Ase-

(*) Der Herausgeber behält sich seine Antwort auf diese Zuschrift vor.





# Ase-Neitha.

## Eine Orientalische Erzählung.

Sage mir, Schnitter, weißt du den Weg nach Sais? Ich möchte mich auf dem Fußpfade verirren.

„Du bist ein entlaufener Sclave, so seh' ich „an deinen Kleidern. Was willst du zu Sais „machen?“

Schnitter, ich gehe in Geschäften eines grossen Mannes, und bin nicht entlaufen.

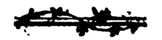
„Man sendet keine Sclaven nach dem heili„gen Tempel der Neitha. Weiche nicht einen „Schritt von hinnen; du sollst mein Sclave „seyn.“

Ich bin ehemals ein Schäfer gewesen, der Wölfe bezwungen. Nicht näher, Schnitter, oder du fühlst die Kraft meines Stabs.

Nun lag er da, vom Schlage betäubt, der grobe Schnitter; und Joseph eilte über das Feld weg in ein Gebüsch zur rechten Hand. Er kam auf einen Hügel, sahe sich um, und nicht weit von ihm ab war eine grosse Strasse; auf selbiger gieng ein Mädchen schleunig fort. Er lief und holte das Mädchen ein.

„Sage mir, Mädchen, wo führt diese Strasse „hin?“

Nach



Nach Sais. — Sie gieng geschwinder.

„Eile nicht so sehr, Mädchen! Ich bin nicht „muthwillig wie andere Sclaven. Mit meinem „Stabe kan ich dich schützen.“

Das Mädchen sah' ihn an, lächelte und sagte: „so dank ich der Athor, mir war Angst; aber kannst du nicht so geschwind gehen, wie ich, freundlicher Jüngling!“

„Ich bin schon weit gegangen, Mädchen, „und bin müde, — aber wie weit ist Sais noch „von hier?“

Wenn die Sonne noch einmal so lange geschienen hat, wie diesen Morgen, so sind wir da. Siehest du nicht in der Ferne jene Spitze?

„Ja, zwischen dem Wäldchen und dem gros„sen Felde.“

Dies ist ein Obelisk neben dem Tempel der Neitha.

„So ist es nicht weit mehr. Bist du aus „Sais?“

Nein! — Ich komme von einem Hause, das zwischen denen Bäumen ist, die du dort hinter dir siehest, und gehe nach Sais zu dem obersten Priester.

„Ist das nicht der P-hont-phre?“

Ja, ich habe von wegen meiner Eltern etwas bey ihm zu bestellen.

„Und

„Und ich auch. Ich freue mich, Mädchen, „daß ich dich gefunden habe. Du kannst mich „hinführen.“

Ich will es gerne thun; aber bist du nicht weit her? Du hast eine fremde Sprache.

„O ja! sehr weit. Ich wohne zu Memphis.“

Du bist auch kein Memphiter; deine Sprache verräth dich.

„Sey nicht vorwitzig, Mädchen! Ich darf „dir nicht alles sagen.“

Aber ich sagte dir alles, was du mich fragtest.

„Deine Sachen sind nicht geheim. Du „darfst sie sagen.“

Joseph und das Mädchen redeten allerley; und sie kamen in einen Wald, wo Sittimholz und Myrtensträuche einen angenehmen kühlen Schatten machten. Nicht weit mehr waren sie von Sais. Laß uns hier ein wenig sitzen, sagte Joseph. Ich habe nicht Zeit, schöner Knabe, erwiederte das Mädchen, und wurde roth. Du wirst noch immer so viel Zeit haben, ein wenig auszuruhen, versetzte Joseph; setze dich hier oder dort hin; ich will neben dem Myrtenstrauch in dem Schatten sitzen, so siehest du mich, und ich dich nicht. Joseph setzte sich und sahe gerade vor sich hin, zur Seite gegen über saß das Mädchen; sie schwiegen beyde, aber nicht lange.

„Mädchen, sage mir, hast du wohl der Athor „gedient? Hast du wohl zu ihr gebetet?“

Ja, lieber Jüngling, meine Mutter war mit mir nach Chusas; es sind nun wohl drey Ueberschwemmungen des Nils seitdem gewesen.

„Warum waret ihr da?“

Meine Eltern wollten gern einen Sohn haben; sie haben kein Kind als mich. Sie wollten der Athor Geschenke bringen, und sie um einen Sohn anrufen.

„Betetest du auch, Mädchen?“

Ja, ich betete; aber nicht um einen Bruder. Höre, Jüngling, mich deucht, ich müßte dir alles sagen; ich bat um etwas andres. Als wir in den schönen Tempel kamen, so gefiel er mir so wohl, daß ich gerne unter den Priestern und Priesterinnen da geblieben wäre. Ich fragte, wo ist denn die Athor? Ich möchte sie gern sehen, und auch anbeten. — Da sagte mir ein alter Priester: „Kind, die Gottheit, ob du sie schon nicht „siehest, hört dich hier im Tempel, und überall, „wo du bist.“ Ich gieng wieder hinaus unter die Bäume, und sagte: Athor, ich weiß, du siehest mich, ob ich dich schon nicht sehe: du machest diese schönen Blumen, die großen Bäume, diesen Wohlgeruch um mich herum. Du hast auch mich gemacht. Ich bin nun sechzehn Jahr alt, ich bin gesund; mache mich auch zufrieden und glücklich. Und so saß ich nieder, und schlief ein. Ich träumte, und, siehe! ich sah' eine dunkle Wolke: Es war in der Morgendämmerung: Und aus dieser Wolke thaut' es auf mich herüber. Ich

wurde

wurde naß; aber mir war so wohl, als hätt' ich Balsam gekostet. Die Wolke kam mir immer näher, und aus derselben gieng eine Jungfrau hervor, in einem hellen weißen Kleide; sie hatte ihr Angesicht verhüllt. Auf einmal trat ein herrlicher Jüngling, dir im Gesichte völlig ähnlich, aus der Wolke. Die Jungfrau führte ihn zu mir. Er faßte mich bey der Hand und leitete mich in die Wolke; da wurd' ich wach. Nie war ich so glücklich gewesen. Des andern Tages kehrt' ich mit meiner Mutter nach Hause zurück; aber noch immer denk' ich an den Jüngling. Ich fühle, mein Herz ist dir gut, weil du ihm ähnlich siehst; er aber hatte kein Sclavenkleid an, sondern war herrlich gekleidet, wie ein König.

„Wer ist dein Vater, Mädchen?"

Mein Vater ist einer der ältesten Priester der Neitha. Er hat Acker und Hütte dort, wo ich herkomme; und jetzt ist er daselbst. Aber laß uns gehen. — Höre, Jüngling, ich habe keinen Bruder: darf ich dich Bruder heissen?

„Ich bin ein Sclave; du eines grossen Man-„nes Tochter. Heissest du mich aber Bruder; „so heißt mein Herz dich Schwester. Meine „Seele fühlt eine Ruhe, wenn ich dich ansehe, „eine Ruhe, und sonst etwas, das ich nie em-„pfand, ausser wenn ich einen Engel sah."

Einen Engel! . . Was ist ein Engel?

„Engel sind Geschöpfe, die vortreflicher sind, „als Menschen, und die GOtt oftmals zu den „Menschen sendet.“

So war das wohl ein Engel, den die Athor aus der dunkeln Wolke zu mir führte, und der mich in die Wolke mit sich nahm?

**Joseph** wurde roth, sah' vor sich nieder; das Mädchen lächelte; und sie giengen neben einander. Wie von ohngefähr, trafen sich ihre Hände im Gehen; sie wuchsen plötzlich zusammen, keines dachte daran, die Hand zurück zu ziehen; sie behalfen sich immer mit der andern Hand, wenn sie die eine nöthig hatten, und so kamen sie nach **Sais**. Ein jedes nahm die Hand zurück, sie giengen nahe bey einander bis zum Hause des **P=hont=phre**. Soll ich dich nimmer wiedersehen? fragte Joseph. — „**Athor** hat dich „heute zu mir geführt; sie wird für das übrige „sorgen. Ich behalte dein Blld in meinem Her„zen; das thue du auch, wenn du kannst.“ Dies war die Antwort des Mädchens, und es verschwand durch eine Thür zur Linken, die ins Haus des Oberpriesters führte. **Joseph** sah' lange in die Thür; das Mädchen war fort, und mit ihr seine Ruhe.

Nun gieng er in das Haus des **P=hont=phre**. Alles war prächtig, im altväterischen Geschmacke, — dunkel und still. Er gieng durch einen langen Gang fort. Auf einer Seite war ein Hof mit einem Brunnen und allerhand Thieren;

ren; auf der andern Seite Kammern. Gegen das Ende des Ganges begegnete ihm ein Mann mit einem langen grauen Bart, ehrwürdig anzusehen. — Wo kömmst du her, Knabe? fragte er. — Von Memphis, antwortete Joseph. — Was willst du, Knabe? — Ich habe den P-hont-phre etwas zu sagen. — Komm, ich will dich zu ihm führen. — Sie giengen fort, und kamen in einen großen Saal. In demselben saß ein hundert und funfzig jähriger Greiß, mit einem sehr muntern Gesichte; seine Augen aber waren dunkel, so daß er nicht wohl mehr sehen konnte. Der Mann, welcher den Joseph hineingeführt hatte, sagte: Dieser ist der P-hont-phre. „Mein Herr," sprach der Jüngling, „ich habe eine Bestellung an dich vom Schatzmeister des Königs, ich komme von Memphis." — Komm her, Knabe; ich höre nicht wohl, versetzte P-hont-phre — Joseph trat näher. — Sage an, Knabe, was willst du?

Joseph antwortete: mein Herr! — die Priester des Phthas zanken sich unter einander. Einige sagen, Phthas sey grösser als Kneph; die andern aber, Kneph sey grösser als Phthas. Sie sind von den alten Sitten und Rechten des wahren GOttes abgewichen, haben ihnen eingebildete Götter gemacht, und sind in ihrem Dichten irre geworden. Nun ist dein Knecht, der Schatzmeister, traurig; denn er fürchtet GOtt, und weiß nicht, woran er sich halten soll. Daher sendet er mich zu dir, denn er weiß, daß du

verständig, und in ganz Egypten berühmt bist, und Erkenntniß des wahren GOttes hast.

„Bist du in den Geheimnissen unsers Gottes„dienstes unterrichtet?“

Nein, Herr! Ich bin ein Ebräischer Knabe aus Canaan; mein Vater heißt Jacob.

„Du bist doch nicht vom Geschlechte des gros„sen Abrahams, der ehemals zu Memphis „war?“

Der war mein Urgroßvater.

„So komm her, daß ich dich küsse. — Zu „der Zeit war mein Vater einer der vornehmsten „Priester des Phtas. Er wurde mit dem „Abraham bekannt, und erlangte von ihm die „Erkenntniß GOttes. Er hörte von den Noa„chiten, wie sie unser Land angebauet, und den „wahren Gottesdienst eingeführt haben. Die „damaligen Priester zu Memphis waren aber„gläubische Leute. Sie haßten den Abraham, „und verfolgten meinen Vater; dieser zog end„lich hieher nach Sais, und wurde P-hont-phre „der Neitha. Zum Andenken Abrahams ließ „er den grossen Obelisk neben dem Tempel auf„richten, und auf demselben die Lehre des wah„ren Gottesdienstes eingraben. — Setze dich „neben mich, Knabe. Wie heissest du?“

Ich heisse Joseph, und bin zum Knechte verkauft worden an den Schatzmeister des Pharao.

„Du

„Du mußt mir heute alles erzählen, wie sich „dieses zugetragen hat.“

Joseph erzählte ihm alles. P=hont=phre hörte mit Aufmerksamkeit seine ganze Rede, freute sich sehr, und sprach: Glücklich wirst du seyn, Knabe! — denn GOtt vergilt alles Böse mit Gutem. Ich will hinschicken nach Memphis, und deinem Herrn sagen lassen, daß du einige Zeit bey mir bleibest. — Thue was dir beliebt, mein Vater, antwortete Joseph. Ich will gehen, und mir Gespielen suchen; ich sehe, du hast Ruhe nöthig. Ja, sagte P=hont=phre, du sollst von meinem Tische speisen; sey du freymüthig, wie in deines Vaters Hause; ich werde dich rufen lassen, wenn ich mit dir reden will.

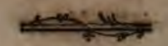
Joseph gieng wieder hinaus, freute sich sehr, und dankte GOtt. Solltest du das Mädchen nicht mehr sehen? sagt' er bey sich selbst. Er sahe sich überall um nach ihr, aber sie war nicht mehr in Sais. Indem er so gieng, sah' er den alten Mann, der ihn zum P=hont=phre geführt hatte; da fügt' er sich zu ihm. Der alte Mann war freundlich, fragt' ihn vieles, und hörte, daß Joseph ein kluger Jüngling war. — „Hättest du nicht Lust, auch ein Priester der Neitha zu werden? —“ Nein, sagte Joseph, ich bin ein Sklave. Ich weiß wohl, versetzte jener; komm, wir wollen mit dem P=hont=phre speisen. Sie giengen zusammen in den Saal, und fanden den P=hont=phre nicht. Er war



im Tempel; seine Knaben mußten ihn dahin führen, daß er betete. Joseph und sein Begleiter folgten ihm nach. Er hatte sich unter die heiligen Bäume der Neitha gelagert, unter Oelbäume, die sonst nirgend in Egypten gefunden werden. Vom rothen Meer kam ein sanfter Wind; der spielte mit seinem langen schneeweisen Bart', und lispelte in den Blättern der Oelbäume. Hier trugen die Knaben Speisen ins Grüne; man legte sich herum. Ist Joseph hier? fragte P-hont-phre. Ja, rief er, dein Knecht ist hier, und speiset von deiner Güte. Iß und trink, sagte der Alte, und dann bleib hier bey mir; ich will mit dir reden. Nach dem Essen setzte sich Joseph zu ihm; sie sprachen von mancherley. In meiner Jugend, erzählte der Oberpriester, war ich im Tempel der Athor zu Chusas. Ich wurde daselbst erzogen, und in der Weisheit unterrichtet. Athor ist die Göttin der ewigen ursprünglichen Nacht, woraus alles geworden ist. Kneph, der unendliche Geist, wohnte in dieser Nacht. Er bildete eine grosse Wolke; aus dieser Wolke wurde durch den Kneph und die Athor der männliche Phthas und die weibliche Neitha gebohren: so lehren die Egypter. Phthas schuf mit der Neitha die Welt; der erste regiert und erhält sie; die andere bildet neue Gestalten, welche hervor kommen sollen. Die Athor aber ist die Göttin der Liebe; sie regiert und begünstiget die Fortpflanzung aller Dinge; sie ist die Göttin der reinen

Wol-

Wollust und der Freude. Knaben und Jungfrauen waren in dem Tempel der Athor, in welchem wir zur Tugend unterrichtet und erzogen wurden. Ich gieng einstmals am Abend, im Mondschein, hinter den Tempel in einen Wald, der sehr groß war und an das rothe Meer hinaus reichte. In Gedanken vertieft, gieng ich weit fort, und kam endlich an eine Ebne, die der Wald umgab, und auf welcher kein Gebüsch, sondern Gras, Blumen und einige Balsamstauden wuchsen, mit einem großen Baum in der Mitte, der seinen Schatten weit über die Wiese hinwarf. Ich fühlte hier einen unbeschreiblichen Frieden. Der Mond machte das Dunkle hell. Ich gieng fort bis an den Baum, und setzte mich an dessen Wurzel hin. O Athor! rief ich, wie gut und heilig bist du! — Indem sah' ich, gegen das Meer zu, einige Leute aus dem Wald' heraus auf die Ebne stürmen. Ein junges schlankes Mädchen lief einige Schritte vor, und zween Jünglinge verfolgten sie. Sie lief auf den Baum zu; nahe dabey fiel sie kraftlos nieder; und in dem Augenblicke waren die Jünglinge bey ihr. Ich fühlte etwas, das mir durch die Seele gieng; ich wurde stark, und trat in meinem langen weissen Kleide hinter dem Baum hervor. Im Nahmen der ewigen Athor, rief ich, leget keine Hand an das Mädchen! Die Jünglinge erstarrten und fielen wie todt zur Erde. Ich richtete das Mädchen auf, und floh' mit ihr in den Wald; da sah' ich, wie die Jünglinge aufstun-



den und wieder dahin eilten, woher sie gekommen waren. Nun war ich mit dem Mädchen allein. Sie furchte sich sehr, und glaubte, ich wär ein Engel, bis ich mit ihr redetete und sagte, daß ich ein Egyptischer Jüngling sey. Sie erzählte mir, sie sey eine **Ismaelitin** und wäre von zween **Cananitischen** Jünglingen bis dahin verfolgt worden, wo ich sie errettet hätte. Nachdem hat sie mir alles umständlicher gesagt. Sie war schön; in ihrem Angesicht' himmlische Ruhe und das Wesen der **Neitha** völlig ausgedrückt. Ich fragte: willst du mit mir nach dem Tempel der **Athor**? Sie antwortete: Ja, führe mich, wohin du willst. Wir kamen, und siehe! der Tempel und alle Thore waren zu. Ich klopfte an; der Thürhüter that mir auf. Wir Jünglinge schliefen alle in einem grossen Saal. Ich übergab sie dem Thürhüter, und sagte, warte des Mädchens bis morgen. Man gesellte sie zu den Jungfrauen, und ich sahe sie täglich; aber ich konnte nicht viel mit ihr reden. Sie war immer traurig. In der Abenddämmerung gieng sie oft in den Wald; und einstmals entschloß ich mich, ihr von weitem zu folgen. Da gieng sie tief hinein, und blieb stehen an einem Orte, wo Rosen und Myrtengesträuche verworren durch einander wuchsen. Ich wußte nicht, ob ich näher hinzu treten sollte. Indem ich so dachte, sah' ich wiederum die beyden Cananitischen Jünglinge durch den Wald gehen; sie sahen weder mich, noch das Mädchen. Dieses hub die Augen auf,

als ich hinzu gieng; und erschrack sehr. Eilend verbirg dich, sagte ich, deine Verfolger sind nahe. Wir verbargen uns beyde neben einander ins Gesträuch. Die Cananiter suchten überall; und, da sie uns nicht fanden, sagten sie: Laßt uns gehen; sie wird morgen wieder kommen; und so giengen sie fort. Als sie weit hinweg waren, besann ich mich; denn ich hatte das Mädchen in meinen Armen und drückte sie fest an mich. — Komm, sagte das Mädchen, ich fürchte mich hier. — Wir giengen; sie nahm meine Hand; und so kamen wir wieder aus dem Walde. Wir wurden gewahr, daß sich die Cananiter beständig in dem Walde aufhielten; darum gieng sie nie wieder dahin. Und ich hörte von dem Mädchen wunderbare Weisheit; und fragte sie: wie kömmst du zu so hohem Verstande? Sie antwortete mir, sie wäre in ihres Vaters Hause in der Erkenntniß des wahren GOttes unterrichtet worden; und wann sie die Schafe gehütet hätte, so wäre sie öfter von einem schönen Jüngling gelehrt worden, der vielleicht ein Engel gewesen wäre. Diese Zeit ist dahin, edler Knabe, und darum bin ich traurig, sagte sie mit Thränen in den Augen. Indem standen auch mir die Augen voll Wasser, und ich wußte nicht warum. Die Zeit kan wieder kommen, sagt' ich zu ihr; du siehst, unser Wandel ist fromm, und wir haben der Freuden genug. Unterrichte du mich, aus dem Munde des himmlischen Jünglings, von der Gottheit, von der Weisheit und der Tugend; ich will dir

zuhören. Unsere Priester sagen mir: es sey nur ein einiger wahrer GOtt; den heissen sie Kneph; die andern Gottheiten seyen nur Eigenschaften dieses Einen GOttes. Dennoch verehre man eine jede besonders, um dem Volke GOtt begreiflicher zu machen. — GOtt wird nie begreiflich, sagte das Mädchen, wohl aber durch der Menschen Künste falsch begriffen. Wenn du zur Athor betest, so rufe du an deren Statt den wahren GOtt Himmels und der Erden an; so bist du gewiß, daß du nicht fehlest. Du wirst allmählich eine Ruhe finden in deiner Seele, die du noch nie gefunden hast. In allen Blumen und Bäumen des Feldes wirst du den nahen GOtt fühlen; in jeder Creatur wird er dir neu seyn. O Mädchen, rief ich aus, du bist seiner Hände Werk! Er ist, was du sagst. Sie lächelte mich an, und war sehr zufrieden. Hast du mich lieb, Jüngling? fragte sie mich. Ja, sagte ich, meine Seele liebt dich. — So küsse mich, Jüng... — Ich küßte schon. — Nun giengen wir heim. Des andern Tages sagt' ich dem P-hont-phre: Ich habe das Arabische Mädchen liebgewonnen; sie ist eine Prophetin; laß mich, daß ich sie heyrathe. Er ließ sie zu sich kommen, redete viel mit ihr, und fand, daß ich die Wahrheit geredet hatte. Da führte ich sie in meines Vaters Haus. Hundert und drey Jahre haben wir zusammen in Friede gelebt, und Kindes-Kinder gesehen bis ins vierte Glied. Siehest du dort, Knabe? — Siehest du die

Pyra-

Pyramide von Thebaischem Marmor? Da ruhet sie allein, bis ich zu ihr kommen werde. Joseph wischte sich die Augen. — Ja, ich sehe sie, mein Vater; auch sitzen jetzund oben auf derselben zwoo weisse Tauben nahe bey einander. So sprach er, und dacht' an sein Mädchen.

.—g.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

# III.

# Merkur, oder die Gastmahle.

## Ein Götter-Gespräch.

von

## Johann Georg Jacobi.

### Momus.

Sage mir, Jupiter, wirst du nie den altväterischen Gebrauch abschaffen, in eben der Stunde zur Tafel läuten zu lassen, in welcher die Menschen auf der Erde speisen, und noch dazu die gemeinsten unter ihnen? Selbst auf der Erde sondern sich die Vornehmen von den übrigen ab. Sie hielten es für eine Schande, wenn sie mit diesen

zu

zuhören. Unsere Priester sagen mir: es sey nur ein einiger wahrer GOtt; den heissen sie **Kneph**; die andern Gottheiten seyen nur Eigenschaften dieses Einen GOttes. Dennoch verehre man eine jede besonders, um dem Volke GOtt begreiflicher zu machen. — GOtt wird nie begreiflich, sagte das Mädchen, wohl aber durch der Menschen Künste falsch begriffen. Wenn du zur Athor betest, so rufe du an deren Statt den wahren GOtt Himmels und der Erden an; so bist du gewiß, daß du nicht fehlest. Du wirst allmählich eine Ruhe finden in deiner Seele, die du noch nie gefunden hast. In allen Blumen und Bäumen des Feldes wirst du den nahen GOtt fühlen; in jeder Creatur wird er dir neu seyn. O Mädchen, rief ich aus, du bist seiner Hände Werk! Er ist, was du sagst. Sie lächelte mich an, und war sehr zufrieden. Hast du mich lieb, Jüngling? fragte sie mich. Ja, sagte ich, meine Seele liebt dich. — So küsse mich, Jüng... — Ich küßte schon. — Nun giengen wir heim. Des andern Tages sagt' ich dem **P=hont=phre**: Ich habe das Arabische Mädchen liebgewonnen; sie ist eine Prophetin; laß mich, daß ich sie heyrathe. Er ließ sie zu sich kommen, redete viel mit ihr, und fand, daß ich die Wahrheit geredet hatte. Da führte ich sie in meines Vaters Haus. Hundert und drey Jahre haben wir zusammen in Friede gelebt, und Kindes=Kinder gesehen bis ins vierte Glied. Siehest du dort, Knabe? — Siehest du die

Pyra-

Pyramide von Thebaischem Marmor? Da ruhet sie allein, bis ich zu ihr kommen werde. Joseph wischte sich die Augen. — Ja, ich sehe sie, mein Vater; auch sitzen jetzund oben auf derselben zwoo weisse Tauben nahe bey einander. So sprach er, und dacht' an sein Mädchen.

.—g.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

III.

# Merkur, oder die Gastmahle.

Ein Götter-Gespräch.

von

Johann Georg Jacobi.

Momus.

Sage mir, Jupiter, wirst du nie den altväterischen Gebrauch abschaffen, in eben der Stunde zur Tafel läuten zu lassen, in welcher die Menschen auf der Erde speisen, und noch dazu die gemeinsten unter ihnen? Selbst auf der Erde sondern sich die Vornehmen von den übrigen ab. Sie hielten es für eine Schande, wenn sie mit diesen

zu gleicher Zeit einschlafen, träumen, aufwachen, zu Tische gehen sollten, und was dergleichen mehr ist. Ueberdem sind die Menschen bereits eingebildet genug. Alles, meynen sie, müßt' im Himmel so zugehen, wie bey ihnen, in ihren mit Gold und Marmor bekleisterten Sälen. Ja sogar in ihren ärmlichsten Hütten meynen sie das. Unser ganzer **Olympus** soll nach ihnen sich richten.

**Jupiter.** Ehemals, du weißt es, **Momus**, hatten wir Götter mehr Gemeinschaft mit den Menschen. Es war unser bester Zeitvertreib, unter denselben herum zu wandeln. Die Sterblichen freuten sich über uns, und wir über sie. Daher jener Gebrauch, welchen du altväterisch nennst, indeß er mich an die seligsten Jahre meiner Götterschaft erinnert.

**Cybele.** Du hast Recht, mein Sohn. Damals ließ ich alle Tage meine Löwen vorspannen, und besuchte die Erde. Sollt' aber im **Olympus** nicht ordentlicher Haus gehalten werden, als bey den Vornehmen, wovon **Momus** sagt; wie säh' es mit der Ewigkeit unsres Götter-Pallastes aus?

**Jupiter.** Und dann hat sich niemand über die Stunde des Abendessens zu beschweren, als der gute **Merkur**. Noch ist er nicht da, und gemeiniglich muß er, zum Lohn für

aufmerksam; ich erzählte dir von dort unten Geschichten, bey welchen der Muthwille dir vergehen dürfte. Wenn die Leute mir nicht geziemend begegnen; so haben sie dich ganz und gar vergessen.

**Momus.** Vor Zeiten war ich doch berühmt genug.

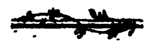
**Merkur.** Berüchtigt willst du sagen. Alle Bücher fiengen mit einem Sendschreiben an den **Momus** an, dessen ich wenigstens, an deiner Stelle, gern entbehrt hätte.

**Momus.** Und jezt?

**Merkur.** Jezt ist dein Name längst aus der Mode gekommen, ob es dir gleich an Nachfolgern nicht mangelt, die, wenn du mir es erlauben willst, ein wenig besser reden, als du damals redetest, aber in kurzem noch unbekannter seyn werden, als der alte **Momus**.

**Thalia.** Du wirst doch von solchen Leuten nicht an der Tafel der Götter sprechen? Erzähl' uns lieber, was man von dir sagt.

**Merkur.** Nichts ausdrücklich Böses; allein sie verachten mich. Aus dem Götter-Gesandten, welcher die wilden Sitten der Völker umbildet, und mit seinem goldnen Stabe den Schatten der Unterwelt gebietet, machen sie einen gemeinen Bothen, der nichts weiter, als fliegen kann; und dieses kaum. Ihr solltet mein Bildniß sehen,



mern. Nur Gelegenheit zu spotten: nachher nimmst du den Leuten nichts mehr übel.

Momus. Mit dem Uebelnehmen verdirbt man sich den besten Spas. Wer aber hat dir jetzt etwas zu Leide gethan?

Cybele. Und wo? In welchen Gegenden bist du herum gereist?

Venus. Hast du die Pariser Puppe mitgebracht?

Merkur. Nicht alle zugleich, wenn ich bitten darf! Herumgereist bin ich in Teutschland; etwas zu Leide gethan hat man mir überall. Die Pariser Puppe bring' ich nächstens.

Cybele. Gieb dich zufrieden, mein Sohn. Vater Jupiter soll dich rächen.

Vulkan. Mit seinem neuesten Donnerkeil. Heute noch hab' ich ihm einen geschmiedet, der gewiß nicht fehl geht.

Bacchus. Hoffentlich wird es mit dem Donnern Zeit haben, bis die Tafel aufgehoben ist. Ich dächte, wir lagerten uns.

Jupiter. Das wollen wir. Und du, Ganymedes, reiche dem Ankömmling einen Labetrunk, damit ihm die Zunge geläufig werde.

Momus. Sonst bedarf er dessen nicht.

Merkur. Wärest du noch auf Lob und Tadel

Argus in den Schlummer brachte. Aber gewisse Leute, worüber schlafen die nicht ein?

**Merkur.** Und was verkleinern sie nicht? Insonderheit, wenn sie an keine andre Musik, als an den Lärm einer Schmiede gewöhnt sind?

**Momus.** Oder an das Geklapper von Lanzen, an Wiehern der Pferde und Gebelle der Jagdhunde.

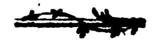
**Mars.** Siehst du meine Lanze dort, an der Bildsäule des erschlagenen Giganten?

**Diana.** Laß ihn, Mars! Er ist unglücklich genug, daß er nicht mit reden kan, wenn wir einen Hirsch gefällt haben.

**Cybele.** Aber wann sollen wir die Geschichte des Merkur aushören?

**Merkur.** Das Bildniß, dessen ich erwähnte, war einer von den neuen Göttern, und hieß der heilige Michael. Mein vergeblicher Aerger sollte mich nur auf einen zukünftigen vorbereiten; denn gleich darauf sah' ich ein Buch; auf dem Buche stand ausdrücklich mein Nahme, und ein Bildchen darunter, nicht viel besser, als jenes.

**Thalia.** Das Buch ist von eben dem, welcher unsre Geschichte für Götter und Menschen geschrieben hat, und welchem wir neulich unter Pomeranzen und Myrten — Ich verstehe dich, Aglaia! Nichts weiter von



wenn ich auf einem Ballen von Kaufmanns-waaren da sitze, den Schlangenstab, wie eine Courier-Peitsche, führe; oder wenn sie mich, gleich einem Betrunkenen, mit bleyernen Gliedern, über den Schiffen herfliegen lassen.

**Momus.** Sie haben sonst gute Mahler; und sind im Treffen der Originale nicht unglücklich.

**Merkur.** So nimm dich in Acht, daß sie dich nicht zu sehen bekommen.

**Cybele.** Laß ihn auserzählen, **Momus!**

**Merkur.** Heute sah' ich über der Thür eines Gasthofes ein Bildniß: das war ein Jüngling, mit grossen Flügeln an den Schultern, und einem Spieß' in der Hand, womit er einen Drachen todt stach. Ich glaubte, das sollte mich vorstellen, wie ich den **Argus** erlegte, und ich ärgerte mich schon, denn der Jüngling war gepußt, wie ein Tänzer, und machte zugleich ein wirkliches **Cyklopen**-Gesicht.

**Vulkan.** Welches du freylich nicht machen kanst. Auch wär' es überflüßig; denn lieber spielst du, vor dem Kampfe, deinen Feinden etwas auf der Flöte, so treflich, daß sie darüber einschlafen, und sich nicht zu vertheidigen brauchen.

**Thalia.** Keine Ungerechtigkeit, **Vulkan!** Er spielte schön, als er den hundertäugigen

**Argus**

Wenn ich nun meine Gäste genauer betrachte; so wundert es mich weniger, daß unsre Donnerkeile, Dreyzacke, Flügel, Köcher, Strahlen, Jagdspiesse, gethürmte Hauben u. s. w. ihnen Dinge scheinen, welche man ohne Mühe nachmachen kan. In Athen hatten wir einst herrliche Tempel und Bildnisse; aber die Athenienser speisten auch anders.

Thalia. Erinnerst du dich noch, Aglaja, oder du, Pasithea, des Gastmahls, bey welchem wir unsichtbar zugegen waren, als der weise Sokrates, indem er scherzte, so viel Gutes und Schönes sagte?

Aglaja. Damals vielleicht, als ihn Callias bewirthete, weil er es für besser hielt, seinen Speisesal mit Männern, deren Seelen gereinigt wären, als mit Feldherren und Magistrats-Personen auszuschmücken? (*)

Pasithea. Das Fest wurde dem schönen Autolykus angestellt, welcher in den grossen Atheniensischen Spielen gesiegt hatte. Sein Vater saß neben ihm. Da beredeten sich die Gäste, daß ein jeder angeben sollte, worauf er vorzüglich stolz sey. Autolykus, sagte man, ist es ohne Zweifel auf seinen Sieg. Aber der Knabe wurde roth. Nein, bey dem Jupiter! das bin ich nicht:

 sprach

(*) Xenophons Gastmahl.

diesen Geheimnissen! Aber du, **Merkur** wenn jenes Bildchen dich beleidigt hat; so machen die Verse darüber alles wieder gut.

**Iris.** Ueberhaupt sollte der Bothe des grossen **Jupiters** über dergleichen Dinge hinweg fliegen. Mit dem ganzen **Olympus** hat er sein Schicksal gemein. Was alles muß ich nicht hören, wenn ich von meinem Regenbogen hinab steige, und die Menschen behorche! Von mir selbst will ich nicht reden, wie sie mich für ein behendes, geschwäßiges, und vielleicht ziemlich artiges Cammermädchen halten. Aber den **Mars** dort, welchen doch unsre schönsten Göttinnen sich zu bilden einige Mühe gaben, verwechslen sie mit dem wildesten Krieger; den **Herkules**, ob er gleich in den Armen der jugendlichen **Hebe** von seinen Thaten ausruht, mit einem starken Manne, der seine Kunststücke für Geld sehen läßt; den Kopf des **Apolls** mit einer schlecht gemahlten Theater-Sonne; und die **Musen** mit einer Bande herumziehender Musikanten. Was ist zu thun? Unsre **Griechen** sind nicht mehr.

**Merkur.** O! die sind nicht mehr. Ich dacht' es heut' Abend, als ich bey verschiednen grossen und kleinen Gastmahlen verweilte. Auf alles gab ich Achtung: denn unter den Bechern, wo sie frölich und liebenswürdig seyn wollen, verrathen sich die Menschen, so gut als wir unter den Nectar-Schalen.

Wenn





Himmel und auf Erden herumfliege, bin ich nie glücklicher gewesen, als jenen Abend.

**Jupiter.** Und mit Recht. Wir hatten nur hölzerne Becher und irdne Schüsseln, mit ein wenig Milch und Gartenfrüchten; aber die Leute, die es uns gaben, verlangten nichts weiter, als wohlthätig und vergnügt zu seyn. Dabey wurde nicht viel Schönes und Weises gesprochen; aber desto mehr Kluges und Treuherziges; so, daß ich die Mahlzeit für keine Sokratische gäbe.

**Merkur.** Noch immer laß' ich mich am liebsten zu den Schnittern hinab, wenn sie, zwischen ihren gebundnen Garben, im Kreise liegen, oder zu dem armen Schiffer, der im Kahn sein Stückchen Brod verzehrt, und dem Mond' etwas vorsingt.

**Herkules.** Aber, **Merkur**, wenn du, dessen Amt es ist, die Menschen einander gefälliger zu machen, und Geberden und Worte zu verfeinern, wenn du zugleich an solcher Einfalt deine Lust findest; warum lässest du nicht den **Teutschen** ihre Sitten? Warum willst du sie, unter ihrem eignen Himmel, in **Griechen** verwandeln?

**Momus.** Allerdings ein wunderlicher Einfall! Könnten sie nicht, gleich ihren Vätern, und so, wie vormals **Herkules**, welcher eben dadurch zu den Göttern gekommen ist, aus einer Löwenhaut hervor gucken, die Klauen



sprach er. Alle sahen den Knaben an, und freuten sich, ihn reden zu hören; und einer fragte: worauf aber bist du stolz? Er antwortete: auf meinen Vater; und schmiegte sich an ihn.

Merkur. Der Sieger wurde roth? O ihr Grazien! wie hätten die Helden, welche ich speisen sah, über den Autolykus gelacht!

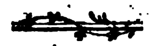
Pasithea. Das thaten die Athenienser keinesweges. Vielmehr sagte Callias zu dem Vater: „Weißt du, Lykon, daß du der Reichste unter den Menschen bist? Deinen Sohn vertauschtest du nicht mit den Schätzen eines Königs?“

Thalia. Darnach gab Sokrates einem anwesenden Tänzer den Rath, er sollte mit seiner Tänzerin Grazien und Nymphen tanzen.

Merkur. Auch die Weisen, welche ich speisen sah, hätten über den Sokrates gelacht. Sich um die Bewegungen einer Tänzerin zu bekümmern!

Jupiter. Wenn dem so ist, Merkur, so wollt' ich lieber mit den guten Mohren, die mich vor Zeiten zu sich baten, als mit deinen Helden und Weisen, zu Tische sitzen.

Merkur. Oder lieber mit Philemon und Baucis, in deren Hütte wir, auf einer von unsren Wanderschaften, so freundlich empfangen wurden. Seitdem ich im





Cybele. Hast du auch dieser ihre Gastmahle gesehen?

Merkur. Bis zum Ekel.

Cybele. Dann säume nicht, und erzähl' uns alles, was von ihrer Kleidung, von ihren Geschirren, dem Schmuck ihrer Tafel, und vornehmlich, was von ihren Gesprächen und Scherzen dir noch erinnerlich ist.

Venus. Hättest du nur die Pariser Puppe mitgebracht, nach welcher die teutschen Damen sich putzen! Ihr hätt' ich es bald ansehen wollen, ob diese, nicht nur im Putze, sondern auch in den übrigen Dingen meine Grazien öfter um Rath fragen.

Thalia. Erzähle, Merkur. Meine Schwestern und ich wollen uns dabey immer an unser Sokratisches Gastmahl erinnern.

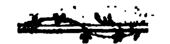
Merkur. Es ist eine schlimme Sache, wenn zu einem gesagt wird: Erzähle; und die andern setzen sich um einen herum; und man soll in der Gesellschaft reden, wie auf einem Rednerstuhl. Ihr hättet lieber mich unvermerkt hinein bringen, und dies und jenes fragen sollen. Das habt ihr selber gefühlt; darum lachte Thalia so schalkhaft.

Thalia. Gut! ich lache nicht wieder.

Venus. Auch soll keine dich wieder ansehen; wenn es dir so leichter wird.

unter dem Hals' in eine Schleife binden, und mit Keulen auf Abentheuer ausgehen? In diesem Anpuße, den sie allenfalls wie einen Ueberzug über ihre sammtnen und seidnen Kleider gebrauchen könnten, würd' es ihnen nicht übel lassen, Welsche Liederchen, deren sie eine Menge haben, abzusingen, und, nach Art der Gallier zu tanzen. Da übrigens ihr Land von wilden Thieren längst gereiniget worden, so liesse man Löwen, Bären und Tieger aus der Fremde kommen, und stritte mit ihnen, wie die Väter thaten, und wie vormals der Halbgott Herkules.

**Merkur.** **Momus** sollte nicht spotten da, wo ernsthaft geredet wird; aber in dem, was er sagt, ist Wahrheit. Die **Teutschen** sind keine **Teutschen** mehr. Ihre Wälder haben sie zu Lusthaynen, ihre **Gothischen** Tempel zu Schaubühnen umgeschaffen. Sie verstehen **Griechische** Künste, reden zierlich, verfeinern alles, was um und an ihnen ist. Auf diesem Wege sind sie weit fortgegangen; man kan sie nicht wieder zurück rufen; und auf der Hälfte des Weges sie stehen zu lassen, wäre gefährlich. Nun müssen sie das Ziel erreichen. Was, insonderheit, wollt' ich mit denenjenigen anfangen, die von altem Brauch der Teutonen gar nichts mehr wissen, und eine besondere Welt ausmachen?





Cybele. Hast du auch dieser ihre Gastmahle gesehen?

Merkur. Bis zum Ekel.

Cybele. Dann säume nicht, und erzähl' uns alles, was von ihrer Kleidung, von ihren Geschirren, dem Schmuck ihrer Tafel, und vornehmlich, was von ihren Gesprächen und Scherzen dir noch erinnerlich ist.

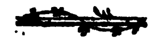
Venus. Hättest du nur die Pariser Puppe mitgebracht, nach welcher die teutschen Damen sich putzen! Ihr hätt' ich es bald ansehen wollen, ob diese, nicht nur im Putze, sondern auch in den übrigen Dingen meine Grazien öfter um Rath fragen.

Thalia. Erzähle, Merkur. Meine Schwestern und ich wollen uns dabey immer an unser Sokratisches Gastmahl erinnern.

Merkur. Es ist eine schlimme Sache, wenn zu einem gesagt wird: Erzähle; und die andern setzen sich um einen herum; und man soll in der Gesellschaft reden, wie auf einem Rednerstuhl. Ihr hättet lieber mich unvermerkt hinein bringen, und dies und jenes fragen sollen. Das habt ihr selber gefühlt; darum lachte Thalia so schalkhaft.

Thalia. Gut! ich lache nicht wieder.

Venus. Auch soll keine dich wieder ansehen; wenn es dir so leichter wird.



Merkur. Alsdann ist es eure Schuld, wenn ich frostig erzähle.

Thalia. Die artigen Sachen hast du ohne Zweifel in deiner feinen Welt gelernt!

Merkur. Vielleicht. Aber wo sollt' ich anfangen?

Momus. Du bist nun einmal in der Gewalt der Göttinnen: also vom wichtigsten. Von Haarflechten, Ohrringen, Halsgeschmeiden, Bechern, Fruchtkörben, u. s. w.

Merkur. Du lachst zur Unzeit, Momus! Alle diese Kleinigkeiten zeugen von dem Geist' einer Nation.

Momus. Eben deswegen bekümmern sich die Göttinnen darum.

Merkur. Dem sey, wie ihm wolle. Meine Griechen waren überall kennbar. Die Kleidung ihrer Mädchen natürlich, geschmeidig, wie sie selbst, nicht dazu gemacht, den Körper zu beschweren, sondern die Gestalten richtig abzuzeichnen, jeden Reiz ins Auge zu bringen, und dem Herzen einzuprägen. Ihr Hausgeräth, bis auf die versteckteste Lampe, voll Einfalt in seinen Formen, und schön. Kein Zierrath, welcher der Phantasie nicht etwas anmuthiges darbot. Auf den Armschlingen der Mädchen, wie auf den Bechern, hatten sie liebliche Bilder oder Geschichten eingegraben. Der

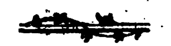
Deckel

Deckel eines Trinkgefässes bekam Leben und Seele, und redete mit ihnen.

**Cybele.** Wem ist dieses unbekannt? Aber die Teutschen?

**Merkur.** Ich möchte dabey seyn, wenn ihr zum erstenmal' ihre Kleider, Wohnungen, und Tafeln sähet. Anfänglich würd' euch alles befremden; aber nach und nach, dessen bin ich versichert, gewöhnte sich euer Auge daran, und manches gefiel' ihm. Die **Griechen** wußten hierinn von keinem andern Gesetz', als dem Gesetze der Schönheit. Dies bestimmte ihre **Mode.** Nicht so die heutigen gesitteten Völker! Da giebt ein blosser Eigensinn, ich weiß nicht wie, seine willkührlichen Regeln, und befiehlt, dies oder jenes für schön zu halten. Dieser oder jener Schnitt des Gewandes, eine solche Form der Geräthe **muß** beobachtet werden; und nun ist zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit die Modenhändler, Cammermädchen und Künstler, unter dem Zwang, auf das Gefällige fortarbeiten; wie sie dasjenige, was sie nicht weglassen dürfen, ordnen, durch kleine Wendungen oder Zusätze verbessern, und ein Ganzes heraus bringen, welches, wo nicht schön, dennoch artig, und zuweilen mit dem Geschmacke der Griechen verwandt ist.

**Momus.** In Wahrheit, **Merkur,** du gedachtest vorhin des Rednerstuhls nicht umsonst.



sonst. Ich glaube, den Plato über das ursprüngliche Schöne zu hören.

Merkur. Warum lachtest du nicht, Thalia? Und warum sahen deine Schwestern und Venus mich nicht an?

Thalia. Laß mich, guter Merkur; ich will deinen Wunsch erfüllen, und dich fragen. Wie machen es die Schönen, in deren Putze du dich verwickeltest, da, wo man sie ganz ihrem eignen Gutdünken überlassen muß; denn man wird ihnen hoffentlich nicht vorschreiben, wie hoch oder wie tief sie, an festlichen Tagen, ihre Blumenkette hängen, oder ihren Kranz aufsetzen, noch wie viel, und welcherley Blumen sie dazu pflücken sollen?

Merkur. Eine Blumenkette tragen? Einen Kranz? O das wäre lächerlich! Seit kurzem erst haben einige, welche der schönen Natur etwas zu gefallen thun, sich erkühnt, ein paar lebende Blumen, statt derer von Band und Federn, ins Haar zu stecken. Es geschah nicht ohne alle Künsteley. Immer noch mußten sie einen Blick auf die Mode werfen; sonst hätte man es ihnen gar nicht verziehen.

Thalia. Gütige Flora! Mitten unter deinen herrlichen Blumenbeeten!

Cybele. Dis lautet ohngefähr, als ob es Momus erzählte.

Merkur. Und dennoch ist nichts gewisser.

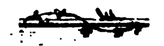
Thalia. Die Blumen also gebrauchen sie, bey den Gastmahlen, nur um ihre Tafel damit zu bestreuen, und die Becher zu bekränzen?

Merkur. Dann und wann legen sie einige ziemlich symmetrisch auf den Rand der Schüsseln herum; aber ein bekränzter Becher, aus welchem man den Wein unter dem Geruche der Rosen tränke, wär' unedel. So etwas könnte zur Noth einem Landmädchen bey seiner bunten Flitter-Hochzeit, einfallen.

Thalia. Du hattest Recht, Merkur, daß ein geringer Haarputz, oder ein gewöhnliches Hausgeräth Aufmerksamkeit verdiene, so bald man die Sitten eines Volks untersuchen wolle. Deine vornehme teutsche Welt ist von den Reizen und Vergnügungen der Natur gänzlich abgewichen; hat für die Einfalt derselben keinen Sinn mehr; und ich rathe schon, welches ihr Thun und Reden sey. Aber noch Eins! Was für Geschichten oder Vorstellungen findet man auf den Gefäßen selbst, und was bedeuten die Verzierungen ihrer Säle?

Merkur. Gemeiniglich nicht viel. Obenhin betrachtet, ist Mahlerey und Schnitzwerk an ihren Wänden und auf ihren Trinkschalen artig anzusehen. Die Farben sind glücklich gewählt und fein gemischt; die Figuren stehen ungezwungen da, von leichten

Ein-

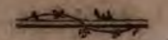


Merkur. Wenn ich das thäte, so glaubtet ihr gewiß, eine Pyramide voll Egyptischer Hieroglyphen zu sehen. Viel geschwinder wollt' ich meinen Gästen in der Unterwelt die Sprache des Olympus, als euch die ihrige verständlich machen. Ihr müßtet eine Menge kleiner Begebenheiten, Umstände, Gebräuche, Grillen, wovon keins mit dem andern zusammen hängt, ins Gedächtniß tragen; alles so klein, daß es euch in dem Augenblick entschlüpfte, wo ihr es zu fassen gedächtet. Lange blieb ich ein Neuling darinn. Es war mir, als lernt' ich die verschiedenen Würfe des Spielers auswendig, der eine ganze Nacht hindurch spielt, und nichts gewinnt.

Thalia. Sonderbar genug, da es mir keine Mühe kostet, nach so viel hundert Jahren noch, die Reden des Sokrates und seiner Tischgenossen wieder zu erzählen!

Merkur. Ich kenne deren auch nicht wenige unter jenen Teutschen, die, einem Philosophen zu gefallen, ihre Kleinigkeiten vergässen, und ihn von den würdigsten Gegenständen unterhielten. Ihr Gespräch würde Grazien und Musen lieblich zu hören seyn.

Thalia. Warum aber nur einem Philosophen zu gefallen? Was hindert sie, unter einander sich eben so zu besprechen?




Merkur. Die Mode, welche die weisesten Dinge lächerlich macht. Vernunft, Schönheit und Liebe, mit den süssesten und edelsten Empfindungen des Lebens; sogar die Tempel der Götter sind ihr unterthan.

Thalia. Wie? Merkur, auch die Herzen unter dem Zwang der Mode?

Merkur. Ich habe Freundinnen von einander scheiden gesehen. Ich habe gehört, daß sie einen Unglücklichen trösteten. Es geschah in Gesellschaften; sie wurden bemerkt; und deswegen handelten sie nicht; sondern ein jeder spielte seine Rolle, nach der einmal von ihnen angenommenen unverletzlichen Vorschrift. Da war kein zärtliches Umarmen, kein mitleidiger Blick; nein, Thalia, nicht mehr und nicht weniger, als drey gezählte, frostige Küsse, nebst einer abgemessenen Verbeugung, welche sich von ihrer gewöhnlichen Artigkeit nicht das mindeste vergab. Ich erinnerte mich dabey der schlechten Schauspielerinnen, die mit der einen Hand den Giftbecher zum Munde führen, und mit der andern ihre köstlichen Kleider aufheben, damit diese nicht, indem sie auf das Ruhebett sinken, aus der Falte kommen. —

Thalia. Und der Tröstende?

Merkur. Ein Gesicht, wie bey solchen Gelegenheiten üblich ist! Viel darinn zu verän-



dern, wär' ihm nicht erlaubt gewesen, eben so wenig als in dem Ton seiner Stimme. Seine ganze Rede könnt' ich mit einer in Musik gesetzten Opernklage vergleichen, die man absingen muß, wie sie da steht.

Thalia. Ich verstehe dich, Merkur! Es werden die ausserordentlichsten Fälle des Schicksals erfordert, um jene Seelen dergestalt zu überraschen und zu erschüttern, daß sie, vor mehreren Zeugen, ein Bekenntniß der Natur ablegen. Du sagtest aber auch von Schönheit und Liebe, den besten Geschenken, welche die Götter den Sterblichen machten?

Merkur. Beyde sind ihnen, wenigstens an ihren Tafeln, zum Spiel geworden.

Thalia. Zum Spiel, was uns bey Nectar-Schaalen beseligt, was Menschen in den Himmel, und den höchsten Zevs auf die Erde bringt? Ist ihre Mode grösser und stärker, als der Olympus?

Merkur. Welche Sprache! Die findet sich nur in ihren Tragödien. Zwar, um der Gunst eines Mädchens willen, dergleichen es tausende giebt, verkaufen sie dann und wann ihre Palläste, verderben Weib und Kinder, und endigen ihr Leben in Schmach; allein in Gesellschaften von Schönheit und Liebe mit einem gewissen Ernste zu reden; gewiß, Thalia, das würde dir selber

nicht

nicht einfallen, wenn du mitten unter ihnen wärest.

Thalia. Wie aber, wenn sie einer Schönen gegen über sitzen, wie können sie da ihre Gedanken verheelen? Mich däucht, ich sehe noch den jungen **Autolykus** zwischen den Athenienſern. „Alle Gesichter waren auf ihn gerichtet, die Gäste schwiegen, als hätt' ein Höherer ihnen das Stillschweigen auferlegt. Ingleichen war ihnen **Callias** ein würdiger Anblick. Er liebte; darum wurde sein Auge milder, seine Stimme leiser, und die Geberde freymüthiger und edler."

Merkur. In einem ähnlichen Fall' hättest du, an meinen Tafeln, herumfliegende kühne Blicke gesehen, und grösseres Geschwätz', als gewöhnlich, vernommen. Einen **Callias** hätten sie durch Spötteln aus ihrem Zirkel verbannt.

Thalia. Und in der Zahl der wohlgebildeten Seelen ist so gar keine, die Muth genug fühlt, ihrem thörichten Gelächter zu begegnen?

Merkur. Mehr als eine. Willst du, **Thalia**, so führ' ich dich morgen zu ihnen. Sie sollen deine Gegenwart erkennen, zusammen treten, und versuchen, ob es ihnen möglich sey, mit dem Geiste voll Einfalt und Natur, ohne welchen nichts Anmuthiges und Schönes ist, die **Griechischen** Gastmahle wieder herzustellen.

Momus. Das thue, Merkur. Sie werden aus Dankbarkeit dich abmahlen, wie du es verlangst. Unterdessen beschliesse deine Rede. Jupiters Adler fängt auf seinem goldnen Zepter an zu nicken; die Tauben der Venus girren im Traum; und Minervens Eule, welche nicht leicht über Langeweile klagt, ist eingeschlafen.

---

## IV.

## Beurtheilung der Gedanken

über die

verschiedene Meynungen der Gelehrten

vom

## Ursprunge der Sprachen

von

Rudolph Wilhelm Zobel,

der Weltweisheit und Beredsamkeit ordentl. Lehrer zu Frankfurt an der Oder.

Magdeburg 1773. 133. S. 8vo.

---

Der Titel dieses Buchs schien uns eine kritisch-philosophische Geschichte der Sprache anzukündigen. Wir fiengen an zu lesen, und sahen, daß wir uns geirret hatten.

Herr Prof. Zobel hat freylich, wie es scheint, alle Schriftsteller (*) gelesen, und nachgeschlagen, die Süßmilch in seiner Abhandlung von dem Ursprunge er Sprache angeführet hat; unter diesen waren aber iele, die er als pragmatischer Geschichtschreiber der ichtigsten Speculationen über die Natur und den rsprung der Sprache hätte übergehen müssen. Leute, ie blos gemeynt, und andern nachgedacht, die nichts eder zur Aufklärung, noch Erweiterung einer Lehre, nd Hypothese beygetragen haben, sind dem philosohischen Geschichtforscher nicht wichtiger, als wenn e gar nicht existirt hätten: wohl bemerkt, wenn die ehre oder Hypothese, deren Geschichte man aus einnder setzt, nicht zu den herrschenden Meynungen gend eines Zeitalters gehörte, oder von einem glück-



(*) Keine Regel ohne Ausnahme! Wir wunderten uns nicht wenig, daß Herr Z. unter den Philosophen, die über den Ursprung der Sprache geschrieben, auch den Diogenes anführte: einen Mann, der nicht einmal die Kunst versteht, ordentliche Excerpte zu machen, und nie das Herz hat, selbst zu urtheilen, oder wenn er selbst zu urtheilen scheint, eben so sehr als sonst ausschreibt, ohne die Schriften zu nennen, die er geplündert hat. Wir könnten dies mit mehrern Stellen beweisen, wo die sich auf einmal über den ihm eigenen schleichenden Ton sich erhebende Sprache verräth, daß ein höherer Geist durch ihn rede. Wenn die Stelle, die Herr Z. anführt, wirklich im siebenden Buch steht, so enthält sie die Meynung eines Lehrers der Stoischen Schule, deren Geschichte und Meynungen D. hier vorträgt. Wir haben sie aber nicht darinnen gefunden, — und zweifeln also sehr, ob Herr Z. richtig citirt habe.

lichen Nachdenker dazu gemacht wurde. Alsdann zeigt man nur die Zeit ihrer Regierung, und die Anzahl der Glaubenden an, ohne sich in die Aufzählung der leztern einzulassen. — Vor unserer Zeit waren die Gedanken über die Sprache, und deren Ursprung, kein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit eines ganzen Publikums auf sich gezogen hätte: sie gehörte nicht einmal in die Sekten-Systeme aller alten philosophischen Schulen: man konnte von der Sprache gar nichts wissen, oder denken, was man wollte, ohne deswegen weniger Platoniker oder Stoiker zu seyn, als man sonsten gewesen wäre.

War es also des V. Absicht, die eigenthümlichen Gedanken aller Philosophen über den Ursprung der Sprache zu liefern; so konnte er ohne Bedenken seinen Mahomet, Eusebius, Eunomius und Gregorius Nissenus, den Diodor, Vitruv, Walton weglassen: für eine kritische Geschichte der Entstehung der Sprache war diese mühsam zusammengesuchte Gelehrsamkeit unnütz. — Wollte er aber ein vollständiges litterarisches Verzeichniß aller derer liefern, die nur jemals von der Sprache etwas geglaubt und gesagt haben; so können wir nicht umhin, es für sehr unzureichend zu erklären. Unter den Alten vermissen wir gerade diejenigen, die über die Sprache am meisten nachgedacht haben, die Stoiker, deren Raisonnements Diogenes, Sextus, und besonders Porphyr in dem ganzen dritten Buche περι αποχης uns aufbehalten haben. Unter den Neuern fehlt, wo nicht der wichtigste, doch gewiß einer der tiefdenkendsten Sprach-Philosophen, der Verfasser des Essay sur le Mechanisme du langage, der 1757. zu Paris in zween Octavbänden heraus gekommen ist.

Wir hätten übrigens gewünscht, daß der V. in Ansehung der Betrachtungen, die er über die von ihm *angeführten* Systeme macht, eine etwas sorgfältigere Aus-

Auswahl angestellt, oder die Schriften angezeigt hätte, woraus sie genommen sind. Die Prüfungen über die Hypothesen des Süßmilchs und Rousseaus enthalten durchaus nichts neues; wir liefern deswegen auch keinen Auszug.

Als wir an die Prüfung der Herderischen Schrift über den Ursprung der Sprachen kamen, verdoppelte sich unsere Aufmerksamkeit. Wir glaubten, der Verfasser würde uns die ganze wichtige, an so viele Wissenschaften gränzende Speculation in einem Grundrisse vorlegen, die von H. und seinem Vorgänger bearbeiteten Gegenden abzeichnen, und uns zugleich auf die vernachläßigten und unbebauten Seiten aufmerksam machen. Allein die ganze Untersuchung der wichtigen Herderischen Schrift, die das Publikum jetzo als den Gränzstein des Bekannten und Unbekannten in dieser Frage ansieht, besteht in weiter nichts, als in einer kurzen Anzeige einiger von H. zu unbestimmt und unvorsichtig gebrauchten Wörter. Diese sind aber auch offenbar, so sehr in die Augen fallend, daß sie uns gleich bey der ersten flüchtigen Durchblätterung aufstiessen; und wir wollten fast wetten, daß Herr H. sie jetzo selbst bemerkt hat, da der Enthusiasmus der Ausarbeitung, wo glänzende Bilder oft an die Stelle genau bestimmter deutlicher Ideen treten, aufgehöret hat. Wir schlossen aber aus diesen hypothetischen, und unbestimmten Ausdrücken nicht gleich, wie Hr. Z., daß mit ihnen das allein auf sie gerichtet scheinende Gebäude einfiele: Herder beweist, so viel Mühe er sich auch giebt, an einigen Stellen viel weniger, als er sich vorsetzt; in eben so viel Fällen aber beweist er uns oft mehr, als er selbst weiß.

Freylich verwechselt er im Anfang seiner Abhandlung, wo der gar zu heftige Zufluß von eigenen Gedanken die Absonderung und Auflösung der Begriffe

hinderte, Ideen mit deren articulirten Zeichen. In diesem Stücke hat Hr. Z. völlig Recht. S. 12. III. Aber, warum hat er nicht auch bemerkt, daß Hr. H. dieser unbehüflichen Bestimmung des Ausdrucks Sprache, nachher selbst nicht treu geblieben ist, daß er, vielleicht ohne es zu merken, sich in der Folge zu der richtigen gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes neigt, und in dem Fortgange seiner Ausarbeitung unter Sprache selten ein mit Bewußtseyn wahrgenommenes Bild, einen mit Apperception gedachten Begriff, sondern die articulirten Zeichen derselben versteht. Herr Herder hatte sich hier also selbst stillschweigend berichtiget.

Herr Z. irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß er die Ausdrücke, wesentlich, natürlich, willkührlich, (S. 17. 112.) ganz richtig bestimmt, und daß man weiter nichts nöthig habe, als sie anzuwenden, um sich folgende Frage in allen Bedeutungen beantworten zu können: in wie ferne alle menschliche Sprachen, insonderheit die articulirte, nothwendig, und natürlich sey?

Bey dem schielenden Schulbegriff vom Wesentlichen S. 17., den Herr Z. seinem Leibnitz nicht bestimmt genug nachgedacht hat, wollen wir uns hier nicht aufhalten, und nur kurz die beyden Hauptbedeutungen anzeigen, in welchen man gesagt hat, daß die articulirte Sprache natürlich sey. In der ersten nimmt man auf ihre Entstehungsart Rücksicht, und nennt sie natürlich, weil ihre Erfinder keiner übermenschlichen Hülfe nöthig hatten, um zu einem solchen System tönender Gedankenzeichen zu gelangen. In der zwooten wird natürlich dem zufälligen, willkührlichen entgegen gesetzt, und in diesem Verstande verdient eine jede articulirte Sprache nur alsdenn diesen Titel, wenn die Natur die Bezeichnung äusserer Gegenstände durch Töne nicht dem ungewissen Zu-

falle

falle überlassen, sondern der ganzen thierischen Oekonomie, dem harmonischen Nervensystem regelmäßige Gesetze eingedruckt hat, nach welchen der Mensch gewisse Empfindungen mit gewissen Tönen bezeichnen, und gewisse Gegenstände auf eine stets gleichförmige Art nachahmen mußte. — In diesem Verstande sind viele Theile der articulirten Sprachen natürlich, einige mehr, andere weniger; welche es aber, und wie sehr sie es sind, läßt sich hier nicht ausmachen.

Auf der 102. S. gefällt Herrn Z. die Bedeutung nicht, in welcher Hr. Herder Besonnenheit gebraucht hat. Er bestreitet diesen Ausdruck blos aus dem Sprachgebrauch: und bedenkt nicht, daß Hr. H. mit der stärksten Beleidigung dieses logischen Tyrannen, dennoch die Wahrheit auf seiner Seite haben konnte. Herr H. hat unstreitig gefehlt, wenn er einen vorherbestimmten Ausdruck gewaltsam verdrehet hat, um eine Sache damit zu bezeichnen, die vorher schon ihren eigenen Nahmen hatte: oder wenn er etwas dadurch anzeigt, das sich in der Natur gar nicht findet, — und sich in dem Gebrauch desselben gar nicht gleich bleibt. Hier wäre es Zeit gewesen, tiefer einzudringen: Wir, die wir Hr. Z. beurtheilen, würden uns zu weit verlieren, wenn wir unsere Bemerkungen mittheilen wollten.

Eben so wenig entscheidend sind die Einwendungen gegen den Leibnitzischen Grundsatz: von der Unmöglichkeit nackter Fähigkeiten, die gar keinen *nisum* äusern, — den Herder von diesem grossen Weisen angenommen hat. Wir sind mit Hrn. Zobel über die Unzulänglichkeit, und den Widerspruch dieser Erklärung mit einem grossen Theile natürlicher Erscheinungen völlig einig; zweifeln aber sehr daran, ob Leibnitz und Herder sich durch seine actus primi und secundi aus ihrem Posten vertreiben lassen. Wenn Hr. Z. gewußt hätte, bey welcher Gelegenheit, und

von welchen Fähigkeiten H. seinen zu eingeschränkten Begrif von facultas, faculté, abgezogen hätte; so würde er die schwache Seite dieses Begriffs viel leichter gefunden, und die Gränzen zwischen Kraft und Fähigkeit, oder den verschiedenen Arten der Fähigkeit festzusetzen, im Stande gewesen seyn.

Wann also Hr. Z. im Herder auch Fehler entdeckt; so wagt er es doch selten, diesen Philosophen zu berichtigen: weit weniger darf man Erläuterungen über viele wichtige Fragen, die Herder gar nicht berührt hat, in ihm suchen. — Durch wie viele Arten von natürlichen, nothwendigen Zeichen drückt der Mensch seine Empfindungen aus, und wie verhalten sich diese zur articulirten Sprache? Wie viel kan der sprachlose Mensch ohne articulirte Gedankenzeichen wissen, und durch welche unbegreifliche Kräfte entwickeln diese in dem Menschen Fähigkeiten, die sonst ewig geschlummert hätten? Warum redet der Mensch allein? Und wo, in den Organen, oder in der Seele, sucht man die Ursachen dieses unterscheidenden Kennzeichens des Menschen, und des blossen Thieres? Wie waren die Umstände beschaffen, unter welchen der Mensch mit diesen Organen, diesen Fähigkeiten, diesen Kenntnissen zu den ersten Anfängen der articulirten Sprache gelangte? Wie wurde sein Gesang articulirt, und nach welchen Gesetzen bezeichnete er schallose Gegenstände mit tönenden Zeichen? — Alle diese Fragen hat Hr. Herder entweder gar nicht, oder auch nicht nach Maaßgabe ihrer Wichtigkeit abgehandelt. Es würde uns sehr angenehm seyn, wann wir Hrn. Herder oder Zobel wiederum zu neuen Untersuchungen über Gegenstände aufmuntern könnten, mit denen auch wir uns lange beschäftiget haben, und die zu vielseitig sind, als daß einer, oder einige, wenn sie auch den größten Scharfsinn mit mehr als philosophischer Gedult vereinigten, sie gänzlich erschöpfen könnten.

---





## V.

# Götze von Berlichingen, mit der eisernen Hand.

## Ein Schauspiel. 1773.

Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bey dem unsere kritischen Linnees staunen, und ungewiß seyn werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: Ein Stück, worinn alle drey Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten, deren Verf. dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Empfindung ergriffen werden.

Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Glück oder Unglück haben wird, mehr solche schwache Leser anzutreffen, als wir aufrichtig gestehen, daß wir gewesen sind. Wir hatten dies Schauspiel, wie der Verf. es nennt, schon mehrmalen gelesen, und glaubten, daß wir durch diese so kurz hinter einander wiederholte Lektür unsere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgestimmt hatten, der nöthig ist, um allen den angenehmen sowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lektür nachzuspüren, und, ruhig über unsere Vergnügungen raisonniren zu können. Aber diese ersten Versuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, verschwanden,

den, wie Schattenbilder, vor dieser kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrhaftig denjenigen würden wir sehr bedauren, der Muße genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung dieses interessanten Stücks zu bemerken, daß der Verf. fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündiget: Uns war dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verf. uns in einer so fortdaurenden Täuschung, und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. Doch wir wollen diese allgemeine Bemerkungen abbrechen, weil man sonsten glauben könnte, daß wir die Absicht hätten, der gegenwärtigen Schrift eine Lobrede zu halten. Aber bezeugen mußten wir das Vergnügen, was der Verf. uns verschaft hatte: dies waren wir nicht nur ihm, sondern uns selbst schuldig. Warum sollte ein Recensent allein das traurige Vorrecht haben, weniger dankbar zu seyn, als andere Menschenkinder, oder warum sollten wir uns scheuen, zu sagen, wo wir Vergnügung genossen haben, da wir frey genug seyn werden, dem Verfasser erkennen zu geben, wo er unserer Meynung nach gefehlet hat.

Erstlich verdient der Verf. für die Wahl seines Sujets den lebhaftesten Dank aller teutschen Patrioten, die es lange gewünscht haben, nicht daß man Griechische Schauspiele nachahmen, sondern daß man wie die Griechen Gegenstände wählen, und sie alsdenn nach Art der Griechen bearbeiten möchte. Sophokles und Euripides nahmen ihre Stücke entweder aus der Geschichte ihres Volks, oder aus den Zeiten der Fabel und Mythologie, die selbst nachher, als sie in den aufgeklärtesten Zeiten Griechenlands, das Ansehen der Religions-Geschichten verlohren hatten, noch immer durch die Meisterstücke ihrer dramatischen

Genies

Genies die Würde heiliger Ueberlieferungen beybehielten. Alles war daher in ihren Schauspielen National, Sujet, Charaktere, Religion, Sitten, Vorurtheile. Die Römer verliessen den Weg, den die Griechen gewandelt hatten, indem sie sich zu genau an die Griechischen Vorbilder hielten. Sie ahmten nicht nach, sondern copirten nur, und dafür rächte sie auch der Genius der Nation, indem der größte Theil ihrer Stücke unglückliche Castraten wurden, in welchen man Sitten, Denkungsart und Charaktere verunstaltet hatte, damit man diese verstümmelte Originale dem Römischen Geiste annehmlicher machen möchte. Zuverläßig würden die Römer so lange kein National-Theater erhalten haben, so lange sie fortgefahren hätten, lauter Griechische Urbilder nach ihrem Geschmacke umzuschaffen. Doch konnten sie mit diesen ihren sclavischen Nachahmungen noch immer mehr Vergnügen und Nutzen schaffen, als unsere heutigen Dichter, die uns in ganz entfernten Zeitaltern, und unter fremde Nationen herum schleppen. Griechen und Römer waren in Ansehung der Religion, Staats-Verfassung, Denkungsart und Sitten in vielen Stücken verwandt: Und wann der Dichter auch hin und wieder Schilderungen beybehalten mußte, mit denen der Römer, als Römer nicht sympathisiren konnte; so durfte er doch immer voraus setzen, daß weder Leser noch Zuhörer, durch dergleichen Abweichungen sehr beleidiget würden, weil der Römer mit dem innersten Zustande von Griechenland so bekannt war, daß er ohne weitere Anstrengung sich in das Griechische Costume versetzen konnte. Solche biegsame Leser und Zuhörer können unsere Dichter nicht erwarten, wenn sie uns unter solche Nationen versetzen, deren Denkungsart, Sitten, und Religion dem größten Theile unbekannt sind, und mit denen der Gelehrte selbst sich schon sehr familiarisirt haben muß, um sie nicht lächerlich, oder wenigstens anstößig zu finden.

Selbst diejenigen National-Stücke, in welchen Sitten, Denkungsart und Charaktere nach der Natur geschildert, die Handlung selbst aber, und die Personen erdichtet sind, verlieren in vielen Stücken, wenn man sie mit denen vergleicht, wo Geschichte und Personen ebenfalls historisch wahr sind. Wir sind unendlich mehr zur Illusion und zur lebhaftesten Theilnehmung vorbereitet, wenn wir ein Drama mit der Ueberzeugung vorstellen sehen, daß es historisch wahr sey, als wenn der Dichter eine Menge von Scenen und abgenutzten theatralischen Kunstgriffen verschwenden muß, um uns nur mit dem Sujet bekannt zu machen. Ein noch grösserer Nachtheil erdichteter Stücke ist dieser, daß die Charaktere der handlenden Personen selten mit den kleinsten sie von allen übrigen ähnlichen Menschen unterscheidenden Zügen ausgemahlt sind, als die Geschichte sie uns darbietet. Man schildert keine Individua, keine Originale, sondern sammlet alle ähnlichen Eigenschaften einer Art in ein einziges allgemeines Bild zusammen, das man personifizirt. Man mahlt einen Geizigen, einen Helden, nicht mit Zügen, die einem einzigen dieser Art zukommen, sondern mit allgemeinen Beschaffenheiten, die man in einer Menge einzelner Individuen entdeckt hat. Das gegenwärtige Stück wird uns mehrere Beyspiele zu dieser Beobachtung hergeben, und zugleich einen andern Satz beweisen, daß ein Charakter um desto mehr an Interesse verliert, je mehr ihm an Individualität abgeht.

Der Verfasser hat die Geschichte seines Drama aus dem Zeitpunkte hergenommen, wo Teutschland an tragischen Begebenheiten, heldenmüthigen Unternehmungen, Original-Charakteren, und ächten National-Gesinnungen, vielleicht zu seinem Unglück sehr reich war. Der Held der Geschichte ist ein fränkischer Freyherr, der mit der edelsten rechtschaffensten Denkungsart, dem lebendigsten Patriotismus, und

der aufrichtigsten Ehrerbietung für das Oberhaupt seines zertrümmerten Vaterlandes den heftigsten Abscheu wider den Uebermuth, und den Unterdrückungs-Geist der kleinen fürstlichen Tyrannen vereinigte, die unter dem Vorwande das Reich von den zerrüttenden Fehden zu reinigen, den Adel, und die kleineren unabhängigen Reichsstände gerne herabgesetzt hätten, um sie alle desto bequemer unter den eisernen Zepter des Despotismus zu beugen.

Götze von Berlichingen hatte, um seine Freyheit zu behaupten, langwierige Kriege mit seinem Nachbar, dem Bischoffe von Bamberg geführt, und nach vielen erhaltenen Vortheilen einen dem Bischoffe nothwendigen Frieden geschlossen, den dieser geistliche Despot nicht länger, als sein Interesse es erforderte, gehalten, und nun durch die Gefangennehmung eines Sohnes unsers Helden gebrochen hatte. Götze sucht sich wegen dieser bundbrüchigen Treulosigkeit dadurch zu rächen, daß er den Liebling des Bischofs, einen Herrn von Weislingen, der in seiner Nachbarschaft einen Besuch ablegte, in seine Gewalt zu bekommen sucht. Hiemit wird die Handlung des Drama eröfnet. Götze nimmt auch wirklich den Weislingen, den ehemaligen besten Freund und Gespielen seiner Jugend gefangen, führet ihn auf sein Schloß, wo er ihm auf das edelste begegnet, und die ganz erloschene Freundschaft endlich durch die Verlobung Weislingens mit Maria, Götzens Schwester, wiederum erneuert und befestiget. Weislingen wird nach dem gegebenen Ehrenworte, alle Gemeinschaft mit dem Bischoffe aufzugeben, entlassen, läßt sich aber von dem schlauesten und launigsten Hofmanne oder Hofnarren endlich bereden, noch einmal den Hof des Bischofs zu besuchen, wo er von den ausserordentlichen Reizen einer vorher schon angekündigten schönen Wittwe so sehr gefesselt wird, daß er Maria, Götzen und sein Ehrenwort vergißt, und alle Ränke

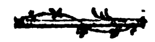
eines

eines staatsmännischen Bösewichts anwendet, seinen edlen Freund zu stürzen. Zu dem Ende geht er als Gesandter zum Kayser ab, der damals in Augspurg Hof hielte, und bringt es endlich auch so weit, daß Götze in die Acht erkläret, und Executions-Truppen beordert werden, ihn zum Gehorsam zu bringen. Götze rafft in der Eile seine kleine Macht und die Macht seiner Freunde zusammen, unter denen Sickingen einer der vornehmsten ist, den er zur Dankbarkeit mit der an Weislingen versprochenen Maria vermählt. Er schlägt seine Feinde mehrmalen, muß aber endlich der überwiegenden Macht weichen, und sich mit seinem Häuflein von Helden in seine Burg zurück ziehen, wo er eine förmliche Belagerung aushält. Er wehrt sich aufs äuserste und macht zuletzt eine Ehren-volle Capitulation, die ihm aber nicht gehalten wird, indem man ihn gefangen nach Heilbronn schleppt, wo eine Kayserliche Commißion ihn in Verhör nimmt. Sein Schwager Sickingen reißt ihn aus den Händen seiner Feinde: und er kehrt in Frieden auf seine Burg zurück, doch mit der Bedingung, niemanden ausser den Gränzen seines kleinen Gebiets zu beunruhigen. Um eben die Zeit entbrannte der entsetzliche Baurenkrieg, dessen Urheber diesen in der müßigen Einsamkeit schmachtenden Helden zwungen, ihr Anführer zu seyn: Er mißbilligt ihre Grausamkeiten, wird aber mit in ihre Niederlage verwickelt, gefangen genommen, und in ein finsteres Gefängniß gesteckt. Das durch Weislingen über ihn gefällte Todes-Urtheil wird zwar auf Vorbitte der Maria aufgehoben; allein der stark verwundete, und durch den Verlust seines Sohnes und die gehäufte Unglücksfälle seiner Familie tiefgebeugte Held unterliegt endlich unter der unsäglichen Last von Jammer, und stirbt. Diese Haupthandlung wird an vielen Orten von der Geschichte Weislingens durchkreuzt, der sich mit der schönen, aber verabscheuungswürdigen Adelheid von Walldorf vermählt, nachher von

ihr

ihr gehaßt, und endlich von seinem eigenen ehebrecherischen Pagen durch Gift hingerichtet wird.

Wir befürchten fast, daß der Verfasser durch den Titel Schauspiel, den er diesem Stücke vorgesetzt, selbst seinen Lesern den rechten Gesichtspunkt verrückt hat, aus welchem unserer Meynung nach diese dramatische Arbeit von billigen Lesern beurtheilt werden muß. Sobald man voraussetzt, daß der Verfasser seinen Götze von Berlichingen in der Absicht geschrieben habe, um ihn auf die Bühne zu bringen, so findet man allerdings leicht unwiderlegliche Vorwürfe gegen das ganze Stück, und die Art der Ausarbeitung. Nimmt man aber an, daß der Verf. die Absicht gehabt, die ganze Lebens-Geschichte eines Mannes blos dramatisch zu behandeln, daß er weder Lust- noch Trauerspiel habe liefern, und sein Drama nicht vorgestellt, sondern nur gelesen wissen wollen: so wäre es ungerecht, den Verf. nach Regeln zu beurtheilen, die er gar nicht beobachten wollte, oder ihn gar deßwegen zu tadlen, weil er uns nicht nach der bekannten Methode vergnügt hat. Die Einrichtung des Stücks selbst, der mit jeder Scene sich verändernde Schauplatz, die allenthalben durchscheinende Absicht, Handlungen und Begebenheiten, die auf keiner Bühne vorgestellet werden können, nicht erzählen zu lassen, sondern in lauter Action zu verwandeln, — diese Umstände überzeugen uns, daß der Verf. die erhitzte Einbildungskraft fortgerissener Leser zur einzigen Scene seines Drama sich vorgesetzet hat. Darinn also hat der Verf. allerdings ein kleines Versehen begangen, daß er dem schwächeren Theile seiner Leser nicht wenigstens einen Wink gegeben hat, der hinreichend gewesen wäre, sie auf die Ungleichartigkeit und die Abweichungen seiner dramatisch-behandelten Geschichte, von allen bekannten Gattungen des Schauspiels aufmerksam zu machen, und ihnen das Mißvergnügen zu ersparen, das aus



dem Anblick der Beleidigungen gewisser für unveränderlich erkannten Regeln entspringt.

So unermeßlich auch das Gebiete der Geschichte, des gemeinen Lebens, und der poetischen Fiction ist, so wenig ist doch ein Dichter im Stande, die Reichthümer, die diese 3 Reiche an dramatischen Süjets liefern, zu nutzen, weil er keine andere Handlung und Begebenheit wählen darf, als die in einer sehr kurzen Zeit auf einem sehr eingeschränkten Schauplatze, der nur sehr weniger Veränderungen fähig ist, entwickelt und ausgeführt werden können. Daher waren die interessantesten Geschichten bald zu verwickelt, bald zu lang daurend, oder erforderten auch zu viele Veränderungen des Schauplatzes, als daß das größte dramatische Genie auch bey der uneingeschränktesten Erlaubniß Verstümmelungen und Zusätze zu machen, sie für einen so engen Raum von Zeit und Ort hätte gerecht machen können. Der größte Theil von Ursachen, die uns so ausserordentlich arm an dramatischen Süjets gemacht haben, verschwindet, sobald wir es uns gefallen lassen, statt zu hören, blos zu lesen, alle Rollen, ohne es zu merken selbst zu spielen, und die ganze Scene in unsere eigene Einbildungskraft zn verlegen. Tausend Begebenheiten, die sich vorhero allen Bemühungen des arbeitenden Dichters, wie die Chaotische Materie den schaffenden Händen des Platonischen Demiurgs widersetzten, werden jetzo dramatisch bearbeitet werden können.

Wir würden also Feinde unsers eigenen Vergnügens seyn, wann wir ein kühnes Genie, das die Schrancken der Dichtkunst so sehr erweitern, und so viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Absicht hat, gleich im Anfange abschrecken wollten. So ungebunden aber auch ein Dichter in dieser neuen Art von Drama zu seyn scheinet, und so wenig er von so vielen und denselben Gesetzen eingeschränkt wird, die

seinem Bruder, dem theatralischen Dichter, vorgeschrieben sind: so wenig ist er doch berechtigt, alle Grundgesetze der Kritik und Psychologie zu brechen, die in denen, dem Scheine nach, unregelmäßigsten Produkten der Einbildungskraft, eben so heilig, als in allen übrigen, beobachtet werden müssen. Diese Regeln lassen sich größtentheils aus folgenden Grundsätzen herleiten; Einschläfernde Erzählungen, so viel als möglich, zu vermeiden, und alles in wahre Action zu verwandlen, aber sich auch ja in acht nehmen, die Scene auf einmal nicht zu sehr zu überladen, und der Phantasie nicht mehrere Bilder vorzulegen, als sie zu gleicher Zeit, unbeschadet der Illusion, zu fassen im Stande ist. Unsere Einbildungskraft ist allerdings geräumiger, und weitläuftiger, als das größte Theater nur seyn kan: Sie kan in weniger Augenblicken ihr Scenisches Geräthe verändern und umschaffen, in derselben Zeit sich mehr Gegenstände, und in kürzerer Zeit verschiedenere Arten von Handlungen vorstellen, als man auf einem wirklichen Theater zu veranstalten im Stande ist. — Unterdessen bleibt ihr Wirkungskreis immer eingeschränkt. Man kan dieser mächtigen Zauberin eben sowohl, als dem weit hinter ihr zurückbleibenden Decorateur zuviel zumuthen. Die einzeln Regeln, und die Uebereinstimmungen sowohl, als Abweichungen von dem gewöhnlichen Drama, würden sich aus diesen Grundsätzen leicht erklären lassen.

So sehr wir uns aber auch für diesen poetischen Fremdling intereßiren, so wenig ist es unsere Absicht, seine Rechte und Eigenthümer auf Unkosten der seit undenklichen Zeiten ansäßigen Bürger zu erweitern. Wir sind eben so sehr als die eifrigsten Vertheidiger verjährter kritischer Satzungen geneigt, es einem Dichter übel zu nehmen, wann er aus blosser Bequemlichkeit dem wirklichen Theater Süjets entziebt, die er mit einem mäßigen Grade der Anstrengung

hätte geschickt machen können, auf der Bühne vorgestellet zu werden. Dies neue Drama soll billig sich keine andere Begebenheiten und Gegenstände zueignen, als die wegen ihrer Mannigfaltigkeit — oder der Länge ihrer Dauer — oder der Vielheit der Schauplätze auf dem wirklichen Theater durchaus nicht vorgestellet werden können. Es bleibt immer ein grosser Theil des Publikums übrig, der auch die schönsten Stücke nicht liest, aber doch häufig das Theater besucht: und diesem Theile des Publikums, auf welchen der Dichter besonders Rücksicht nehmen sollte, entzieht er also alles das nützliche Vergnügen, was er ihm hätte verschaffen können, wann er sein Drama für das Theater selbst ausgearbeitet hätte. Noch mehr würden wir mit einem Dichter unzufrieden seyn, wann er seinen Gegenstand aus der vaterländischen Geschichte hergenommen, und die Religion, Denkungsart und eigenthümlichen Sitten so schön geschildert hätte, daß dadurch der noch immer schwankende National-Geschmack hätte verbessert, und befestiget werden können.

Sollte dieser Fall beym Götze von Berlichingen eintreten? Wir wollen nicht zu geschwind entscheiden, — die Frage läuft am Ende darauf hinaus: ob in der Geschichte, die zum Grunde liegt, alles so genau zusammen hänge, daß kein einziger Auftritt davon abgesondert, keine Veränderung der Scene, deren Anhäufung die theatralische Vorstellung unmöglich macht, weniger seyn konnte, ohne daß der Verfasser gezwungen worden wäre, das ganze Stück unbearbeitet liegen zu lassen. Wann wir diese Frage mit ja beantworten müssen, so ist der Verfasser auf einmal entschuldiget. Offenbar sind wenigstens zwoo Haupthandlungen in dem gegenwärtigen Stücke: der unglückliche Ausgang der Streitigkeiten, die der brave Götze mit dem Bischoffe von Bamberg führt, und Weislingens Geschichte. Wenn der Verfasser

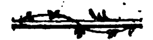
die Geschichte des letztern von den Schicksalen des ersten getrennet, und den letztern (dies konnte er ohne die geringste Schwierigkeit) ohne Weislingen hätte unglücklich werden lassen; so würde er noch immer für zwey besondere, fürs Theater bestimmte Schauspiele, Materie gehabt haben. Diese doppelte Handlung würden wir dem Verfasser gar nicht vorgerückt haben, wenn er durch sie blos eine kritische Regel beleidiget hätte, welche Einheit der Handlung verlangt, aber, unserer Meynung nach, so wenig als irgend eine der übrigen Einheiten, in der Natur der Seele gegründet ist. Wir sehen es gar nicht ein, warum die Seele sich nicht in derselben — oder doch in kurzer Zeit mit mehreren heftigen Empfindungen, und eine lebhafte Theilnehmung erregenden Gegenständen beschäftigen könnte, wann die Empfindungen selbst sich ähnlich sind, und die Gegenstände keine ganz entgegen gesetzte und sich zerstörende Eindrücke verursachen. Keine Erfahrung lehrt uns, daß in der Seele nicht für mehrere gleichzeitige Bilder und Empfindungen Raum genug seyn sollte, — daß wir nicht zu gleicher Zeit mehrere Personen lieben oder hassen, und an ihrem Schicksale Theil nehmen könnten. — Ueberdem ist ja der Zeitraum einer theatralischen Vorstellung kein einziges Moment, sondern, seiner kurzen Dauer ungeachtet, hinreichend genug, eine unendliche Anzahl verschiedener Empfindungen in der Seele aufwachen, und ersterben zu lassen. Viele alte und neuere Originale haben uns schon längst überzeugt, daß eine Meisterhand allerdings zwoo Handlungen in ein einziges Drama verflechten könne, ohne dadurch der Jllusion und dem Drama zu schaden.

Das gegenwärtige Stück kan ein neuer Beweis dieser Beobachtung seyn. Wir nehmen an den Schicksalen Weislingens eben so sehr Theil, als wann er die Hauptperson] selbst wäre: und fühlen keine unange-

nehme Widerstrebung, wenn der Dichter uns aus Scenen, wo Götze handelte, in solche versetzt, wo Weislingen erscheint. Und doch hätten wir im gegenwärtigen Falle gewünscht, daß der Verfasser die Schicksale dieser beyden Hauptpersonen getrennet hätte. Der Verfasser würde alsdenn nicht durch den Ueberfluß von Materien gezwungen gewesen seyn, seine Action zu überladen, und eine Menge von Handlungen, deren Gründe er zu entwickeln nicht Zeit genug gehabt, zu schnell hinter einander folgen zu lassen, wodurch sehr oft Dunkelheit verursacht wird. So ist zum Beyspiel die Verheyrathung des Weislingens mit der Adelheid eine wichtige Begebenheit, die der Leser lange nicht frühe genug erfährt, und die er da, wo er sie aus gewissen Umständen schliessen muß, noch nicht erwartet hätte. Diesen und andern dergleichen Schwierigkeiten würde der Verf. ausgewichen seyn, wann er durch die Vertheilung seines fast beschwerlichen Reichthums in zwey Stücke, mehr Raum zu gewinnen gesucht hätte. Eine unmittelbare Folge von dieser oft unvollständigen Entwickelung und zu schnellen Folge von Begebenheiten war die Kürze der Scene, und der mit jeder kurzen Scene sich verändernde Schauplatz, wodurch das Drama untheatralisch wurde. Am meisten aber haben wir es bedauert, daß der Verfasser durch den Reichthum von Materien, und die erzwungene Kürze ist genöthiget worden, die größten dramatischen Schönheiten zu ersticken, und Handlungen entweder gar nicht, oder nur leicht zu berühren, die er bey wenigerem Zwange gewiß zu den interessantesten Scenen ausgemahlt hätte.

Wir können uns keinen rührendern Auftritt gedenken, als wenn der Verfasser die allmählige Sinnesänderung des Weislingen, den innern Kampf der jezt in ihm entstehenden Liebe zur Adelheid mit dem allen Rittern so heiligen Ehrenworte, mit dem der sanf=

sanften Maria so feyerlich abgelegten Gelübde, und den Pflichten der Dankbarkeit, die er seinem Freunde schuldig war, nach seiner Art vollständiger ausgeführt hätte. Jezt hingegen findet es der Leser höchst unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Weislingen, der ihm nur als Hofmann, nicht als ein durchaus verdorbener Bösewicht gezeigt worden, daß ein solcher Mann so leicht Tugend, Rechtschaffenheit, und sich selbst einer jähling entstehenden Leidenschaft aufopfert, — gegen welche der Leser ihn durch die Freundschaft gegen Götzen, und die Liebe gegen Maria, genug gesichert glaubte. Eben so reichhaltige Scenen würde die Gefangennehmung des Götzens, seine Zusammenkunft mit dem verrätherischen Weislingen, die Vollstreckung oder Ankündigung der über die verabscheuungswürdige Adelheid beschlossenen Strafe, die lebhaften Gemählde von Angst, Schrecken, Reue und Verzweiflung, wovon sie hätte ergriffen werden müssen, dargebothen haben. Unmöglich kan der Verfasser diese Seiten seines Gegenstandes übersehen haben, er müßte sie aber allen solchen Scenen aufopfern, ohne welche er das Stück gar nicht zu Ende gebracht hätte. Je mehr man sich der Entwickelung nähert; desto gedrungener, kürzer, und verflochtener wird man die Handlung finden, da man hingegen im Anfang des Stückes einige Scenen und Personen antrift, die ohne den geringsten Nachtheil der Haupthandlung verschwinden könnten. So würden wir zum Beyspiel die Unterredung Götzens mit dem Bruder Martin, und das Gespräch der Elisabeth und Maria mit Carln ganz gut haben entbehren können. Schön ist sie, recht original, die Beschreibung, die der Bruder Martin von seiner grausamen und mit der ganzen Bestimmung der Menschen streitenden Situation giebt; aber sie ist ganz am unrechten Orte, Götze bleibt müßig dabey, kan hier das erstemal, da wir ihn sehen, nicht das geringste von dem Eigenthümlichen seines Charakters zeigen, — und ist über-



dem in den größten Erwartungen, nahe vor der Ausführung einer grossen That, wo er nicht gut an den Reflexionen eines Mönchs Theil zu nehmen aufgelegt war.

Uns hat der Verfasser noch eine Illusion verursacht: wir hielten nemlich den B. Martin, da er ihn mit Götzen unter solchen Umständen aufführte, für eine der Hauptpersonen des Stücks, und suchten ihn also oft in den folgenden Auftritten vergebens wieder. Eben so übel angebracht, ist die folgende Scene, die eine Unterredung der Maria und Elisabeth mit dem kleinen Carl enthält. Die Materie selbst paßt gar nicht zu der Situation, worinn sich die Personen befinden sollten: sie konnten nicht so ruhig seyn, um sich mit einem Knaben, über solche Sachen zu unterhalten. Unter allen theatralischen Künsten scheint der Verfasser diese am wenigsten zu verstehen: Eine jede Hauptperson gleich anfangs von der vortheilhaftesten Seite vorzustellen. Elisabeth und Maria zeigen sich hier am allerwenigsten als Gemahlin und Schwester des Götzen, und selbst der kleine Carl scheint dem Leser zu sehr Kind zu seyn, zu wenig von Götzens Geiste und Denkungsart zu besitzen; weil er sonst, statt sich ein Mährchen erzählen zu lassen, eben so gut sich nach den Ursachen der Abwesenheit seines Vaters u. s. w. hätte erkundigen können.

So viel von der Beschaffenheit und Anlage dieses Drama. In Ansehung der Charaktere müssen wir gestehen, daß der Verfasser in ihrer Zeichnung und Erhaltung nicht ausserordentlich glücklich gewesen ist: in den Charaktern der Damen aber noch viel weniger, als in denen der Mannspersonen. Götzens Art zu denken, und zu empfinden, ist die interessanteste des ganzen Stücks: wir lernen sie nicht blos durch Erzählungen, sondern durch Begebenheiten und Handlung kennen. Die ausserordentliche Tapferkeit, mit welcher

welcher er vor unsern Augen sich seinen Unterdrückern entgegen setzt; die Großmuth, womit er Weislingen, und allen überwundenen Feinden begegnet; der edle Eifer, mit welchem er den Schwächern zu Hülfe eilt, und seine besten Freunde von seinem unglücklichen Schicksal loszuwickeln sucht; selbst die mit einiger Härte vermischte Mannheit lassen uns fühlen, daß wir einen Deutschen sehen, so wie wir selbst nicht mehr seyn können, aber wie wir wünschen, daß andere seyn möchten. Wir wissen aber nicht, ob der gar zu starke Glaube an die oft wiederkommenden Vorbedeutungen mit dem individualischen Charakter eines solchen Helden, als Götze ist, sich vereinigen lasse. Das, was wir jetzo Vorurtheil nennen, war freylich im Geschmack des damaligen Zeitalters, und wir würden es dem Verfasser immer verdanken, wenn er auch die kleinsten charakteristischen Züge desselben nicht vergessen hätte: nur wäre es vielleicht schicklicher gewesen, wenn er sich hier ein wenig nach unserer Art zu denken gerichtet, und den Glauben an Vorbedeutungen solchen Personen mitgetheilt hätte, mit deren Charakter er, unserer jetzigen Empfindung nach, keinen merklichen Contrast gemacht hätte. — Götze erhält sich bis auf den Zeitpunkt, wo er auf seine Burg eingeschlossen wird. Hier und bis ans Ende des Stücks, scheint sich die wirksame unbezwingliche Standhaftigkeit, die ihn charakterisirte, in leidende Geduld zu verwandeln; er erträgt das über ihn hereinstürzende Unglück ohne das geringste Zeichen einer niederträchtigen Feigheit, verliert aber unter der Last des Jammers die Hofnung besserer Tage, und den alle Helden-Seelen selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung noch belebenden Muth, sich durch sich selbst, ohne die geringsten Gehülfen, aus dem Elende heraus zu winden, und sich an den Urhebern ihres Verderbens zu rächen. Vielleicht ist die Wendung, die der Verf. genommen, die moralisch-beste. Wir zweiflen aber, ob sie die interessan-

teste, die poetisch-beste sey. Sickingen, Lerse, Götzens Söhne, sind alle Helden, aber lauter Modificationen von Götzens Charakter. Weislingen wird in dem Fortgange des Stücks ein ungleich grösserer Bösewicht, als wir aus der ersten Ankündigung vermuthen konnten. Die genaue Freundschaft, die er als Jüngling mit Götzen aufgerichtet, die herzliche Aussöhnung mit seinem alten Busenfreunde, die ungekünstelte Liebe, die er gegen die unschuldige empfindsame Maria trägt, der Eckel, den er gegen die bisher getragene Hof-Sclaverey äusert, und die reizende Beschreibung, die er in dem süssesten Vorschmack reiner ländlicher Vergnügungen von seinem künftigen Leben macht, lassen uns gar nicht erwarten, daß wir hier einen übertünchten Bösewicht, unter der Maske eines sich selbst betrügenden rechtschaffenen Mannes sehen, der fähig seyn könnte, sich von einem einzigen Weibe zu einer solchen Reihe schwarzer recht mit Ueberlegung, und ohne die geringste Empfindung der Reue unternommener Schandthaten verleiten zu lassen. Wir haben hier, mißtrauisch gegen unsere eigene Bemerkungen, das Gefühl mehrer Personen zu Rathe gezogen, aber allenthalben gefunden, daß sie sich in Sickingens Charakter geirrt hätten.

Wir haben schon bemerkt, daß die Charaktere der Frauenzimmer dem Verfasser weniger geglückt sind, als die männlichen: Vielleicht hat ihn die Geschichte hier zu sehr verlassen. Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt sich niemals als eine würdige Gattin dieses unglücklichen Helden. Der männliche Muth, den der Verf. zum Hauptzug ihres Charakters zu machen gesucht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sagen, dumme Unempfindlichkeit ausgeartet. Hier ist Shakespear dem Verfasser unendlich überlegen, der mehr als irgend ein anders dramatisches Genie, die größte Standhaftigkeit mit würdiger weiblicher Zärtlichkeit zu verbinden gewußt hat. Hätte der Verfasser

fasser die Elisabeth interessanter geschildert, so würde dadurch selbst die sympathetische Theilnehmung des Lesers an den Schicksalen des Götzens einen ausserordentlichen Zuwachs erhalten haben. Jezt hingegen zeigt sie sich fast blos als eine gute genaue Hausfrau, die ihrem Gemahl nach überstandenen Gefahren, nicht mit den süßen Empfindungen vereinigter Herzen entgegen kommt, sondern dafür sorgt, daß seine Tafel und sein Keller gut besetzt seye. In damaligen Zeiten konnte die vornehmste Dame freylich weit mehr Sorgfalt für ihre Haushaltung anwenden, als wir jetzo anständig finden: sie mußte aber doch auch immer noch mehr gute Eigenschaften besitzen, wann sie auf Hochachtung Anspruch machen wollte.

Maria, Götzens Schwester und Sickingens Gemahlin, ist mehr empfindsam, aber fast möchten wir sagen, zu viel, oder doch zu unbeständig in Ansehung der Gegenstände ihrer Neigung. Anfangs verliebt sie sich ein wenig zu geschwind in Weislingen, giebt ihn nachhero, da er ihr untreu wird, ohne viele Ueberwindung auf, und vertauscht ihren Geliebten gegen Sickingen, mit dem sie sich mit einer glücklichen Ergebung in den Willen ihres Bruders vermählt. Am meisten intereßirt sie in einer Scene des letztern Aufzugs, (S. 192.) wo sie das Leben ihres unglücklichen Bruders von dem reuvollen mit dem Tode ringenden Weislingen erfleht. Wahrhaftig Maria mußte bleiben, wenn sie auch nur um dieser einzigen Scene willen da wäre!

Aber alle diese kleine Mängel werden durch den unvergleichlichen nirgends ermattenden Dialog, durch das grosse Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakespear durch die kleinsten unbeträchtlichsten Umstände den Leser in gewaltsame, hinreissende Emfindungen zu versetzen, endlich durch die mei-



sterhafte, den Personen und Situationen stets angemessene Sprache, und den allenthalben herrschenden, niemals prahlenden philosophischen Geist unmerklich gemacht.

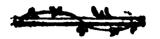
Nirgends bindet sich der Verfasser an die fesselnde Regel, die von einem Dichter verlangt, daß er seine Personen nie ohne hinreichende Gründe auftreten, und wieder verschwinden lasse. Es ist, als wenn man bey diesem Gebote voraus gesetzt hätte, daß alle Leser und Zuhörer mit der möglichsten Gleichgültigkeit sich darauf gefaßt gemacht hätten, alle Schritte und Tritte des Dichters und seiner Personen, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu berechnen, nirgend zu empfinden, allenthalben zu raisonniren. Selten unterwirft sich der Verfasser dem Zwange der klügelnden Kritik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens desto getreuer, entrückt unsern Augen niemals Personen, die wir noch gerne genauer kennen lernen möchten, um ihre Plätze mit leblosen Pantomimen auszufüllen: Und eben so sehr nimmt er sich in acht, uns solche Personen aufzudringen, an denen wir Theil zu nehmen nicht vorbereitet sind. — Allenthalben ein so warmer, innigst beschäftigender Dialog, der fast, möchten wir es sagen, Erzählung selbst in Action verwandelt! Man lese die Scene S. 57. zwischen Franzen und Weislingen, wo jener diesem eine so lebendige Beschreibung von den Schönheiten der Adelheid von Walldorf, und den tiefen Eindrücken, die sie in seinem Herzen zurück gelassen, machen, daß wir sie als ein Muster vom erzählenden Dialog, wo einer fast allein die redende Person, und die übrigen nur Zuhörer sind, unsern jungen Dichtern empfehlen wollen. Gewiß so sehr als Shakespear, hat der Verfasser die Sprache seines Dialogs, nach den herrschenden Empfindungen, einer jeden handlenden Person zu stimmen, und noch

mehr

mehr als der Engländer sich in acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Declamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama ist ein Beweis dieses so seltenen Talents: nirgends aber hat der Verfasser es in einem grösseren Lichte gezeigt, als S. 192. in der vortreflichen Scene, wo Maria den sterbenden Weislingen besucht, und Franz durch den entsetzlichen Todeskampf seines mit Leben und Tod ringenden Herrn gerühret, ihm einen unvermeidlichen Tod und sein eigenes Verbrechen verkündigt. Wie weit, und wie herzrührende Handlung, in wie wenigen halbarticulirten Empfindungs-Lauten! Franz drückt die Untreue der scheuslichen Adelheid, sein Verbrechen, und das Werkzeug von Weislingens Tod nur durch diese wenigen erschütternden Worte aus: Gift, Gift! von eurem Weibe; ich, ich! verschwindet und stürzt sich in der Wuth rasender Verzweiflung in den Mayn hinunter.

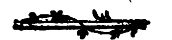
Von Shakespear's hohem Genius geleitet, findet der Verfasser in den gleichgültigsten Handlungen reichen dramatischen Stoff, und schaft sie mit bildender Hand in die hinreissendsten Auftritte um. Man lese die Scene S. 134. und besonders die darauf folgende, wo Götze bey einem Heldenmahle mit dem frölichsten und lebhaftesten Muthe, weder durch das ausgestandene Ungemach, noch durch die traurigen Aussichten geschwächter Empfindungen der Freyheit, seinen letzten Wein eintröpfelt. Nie ist eine so rührende Gesundheit ausgebracht worden: und der müßte in der That verstockte Drüsen haben, der nicht erst seine Augen auszutrocknen nöthig hätte, bevor er weiter lesen könnte.

Die Scene, wo Adelheid von Weislingen, vor den Richtern des heimlichen Gerichts angeklagt und



verurtheilt wird, ist ein wahres Meisterstück. S. 197. Die schreckliche feyerliche Stille setzt die Seele in eine für sich selbst fürchtende schauernde Beklemmung: — Diese Scene ist nicht blos als ein wahres, aus den Sitten der Nation hergenommenes, und in der angemessensten Original-Sprache gezeichnetes Gemählde; sondern auch als ein zur schicklichen Entwickelung des Stücks durchaus nothwendige Handlung, merkwürdig. Nun wissen wir, daß die schändliche Adelheid nicht ungestraft, ihren eigenen Gemahl erst zum Verbrecher gemacht, und dann durch Gift hingerichtet; — daß der edle rechtschaffene Götze, nicht ohne gerochen zu werden, durch Weiberlist ins Verderben bestürzet worden. Der Leser würde untröstlich gewesen seyn, wenn Götze allein unglücklich geworden wäre. Weislingen und Adelheid mußten nothwendig büssen, damit das sonst zu schmerzhafte Mitleiden des Lesers durch diese gerechte Ahndungen bis zu einer erträglichen Empfindung gemildert würde.

Dadurch hat der Verfasser sich besonders als einen denkenden Dichter gezeigt, daß er seine Philosophie nie zur Unzeit auskramt, und keine einzige Person mehr raisonniren läßt, als sie unter solchen Umständen, bey solchen Emfindungen ertragen konnte. Keine moralische Predigten, keine dem Compendio entwandte Grundsätze in helltönende poetische Prose gesetzt. Aber neue aus dem Innersten der menschlichen Seele hergeholte, und nachläßig hingeworfene Beobachtungen wird man sehr häufig finden. Ich darf die Leser hier nur an das Gespräch des Bruder Martin, an Liebetrauts Reflexionen über die Erfindung des Schachspiels, an die Kunstgriffe des letztern, womit er Weislingen nach Bamberg zurück geführet, S. 72. und besonders an die Scene zwischen Adelheid und Weislingen, S. 86. erinnern. Selbst die, dem Verfasser eigenthümliche Laune ist mit tief-





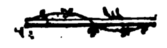
eindringender Philosophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bachanalisches Lachen. — Doch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser das in usum Delphini, S. 65. weggestrichen hätte; in dem Zeitalter konnte Liebetraut diese Anspielung nicht brauchen. Vielleicht möchte er auch der Delikatesse mancher Leser einen Gefallen erzeigt haben, wenn er einige zu energische Ausdrücke weggelassen, in dem Gebrauche gewisser Provinzial=Wörter, und der zu häufigen Weglassung der Für=Wörter sparsamer gewesen wäre.

M.

---

VI. Aus=

(*) Die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundsätze und Meynungen des Herausgebers geschworen. Jeder denkt und urtheilt nach seiner Fähigkeit, Ueberzeugung und eigenen Weise; und daher wird es sich nicht selten zutragen, daß der Merkur sich selbsten widersprechen, und in einem Stücke behaupten wird, was ein andrer Verfasser in einem andern Stücke bestreitet. Der Urheber der gegenwärtigen Recension denkt, wie der Augenschein lehrt, über einige Grundsätze der Poetischen Kunst und über die Anwendung derselben ganz anders als der Herausgeber. Besonders scheint ihm beynahe alles, was derselbe an Götzen von Berlichingen tadelt, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu seyn. Den Beweis muß er aus Mangel des Raums auf eine andere Gelegenheit versparen.



# VI.
# Auszug
## der
## merkwürdigsten politischen Neuigkeiten.

Bevor die politischen Neuigkeiten fortgesetzet werden, müssen zwo Unrichtigkeiten, welche sich unter diesem Artikel im zweeten Bande des Merkurs befinden, angemerket werden.

1) Sind es die Herren, Rewitzky vom K. K., und Benoit von K. Preußischer Seite, die nebst dem Rußisch-Kaiserlichen Gesandten, Freyherrn von Stackelberg, das Theilungs-Geschäfte von Pohlen, mit den bevollmächtigten Delegirten behandeln. Der K. K. General von Richecourt und der K. Preußische von Lentulus haben blos wegen demjenigen von Ihren höchsten Höfen Auftrag, was die Verpflegung und Einquartierung der K. K. und K. Preußischen in Pohlen sich befindenden Truppen angehet.

2) Hat es zwar geheissen, daß den Ministern der verbundenen Mächte von der Delegation die Renunciations-Acten ausgestellet worden wären; es soll aber dieses noch zur Zeit nicht geschehen seyn.

Die Hofnung des Friedens zwischen der Rußischen Kaiserin und der Ottomannischen Pforte bleibt

bleibt noch immer entfernt. Nach einigen Nachrichten soll, und zwar unter der Vermittlung des Londner Hofes von neuen daran gearbeitet werden, und der Rußische Bevollmächtigte von **Obreskow** sich in Romane befinden. Andere aber sagen von einem neuerlich herausgekommenen türkischen Manifest, worinn diese Macht sich dahin erkläre: 1) Daß selbige nie in einen Frieden willigen würde, wenn nicht Pohlen in seiner vorigen Grösse verbliebe, und 2) daß der Türkische Kaiser seinen Aliirten, dem Könige von Frankreich, die Verhandlung des Friedens lediglich überliesse.

Viel wahrscheinliches hat diese Erklärung in der That nicht. Eine der merkwürdigsten und wohlausgearbeitesten Staats-Schriften, ist die von Rußland herausgegebene Antwort, wegen der Zerreissung des Friedens-Congresses von Bucharest. Sie ist zu weitläuftig, hieher gesetzet zu werden.

Das Glück der Waffen in diesem Feldzug ist sehr wankend gewesen. Fünf der hartnäckigsten Gefechte, wo es von Seiten der Russen auf die Eroberung von Silistrien abgesehen war, haben endlich den Grafen **Romanzow** gezwungen, sich über die Donau wieder zurück zu ziehen, nachdem vorher der tapfere General Weismann sein Leben eingebüsset.

Die Nachrichten von diesen wichtigen Auftritten sind sehr widersprechend; doch dieses scheint

unbezweifelt, daß der erste Operations-Plan den Russen mißlungen, und daß bey den blutigen Gefechten bey dem Uebergang über die Donau und bey Silistrien die Russen ungemein viel Mannschaft verlohren haben. Seitdem soll die Hauptarmee alle in Pohlen gestandene Truppen an sich ziehen.

Die Unterhandlung zwischen den delegirten Ständen und den Gesandten der drey Mächte wegen Bestimmung der neuen Grenzen von Pohlen, gehet sehr langsam. Mit Oesterreich ist der Anfang gemacht, aber nach den neuesten Nachrichten noch nichts beschlossen worden. Unterdessen setzen sich die theilenden Mächte in einen immer mehr ruhigern Besitz.

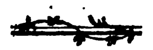
Der Römische Kaiser Joseph II. hat seine neuen Besitzungen durchreiset, und die getroffenen Einrichtungen beurtheilet. Nach einer derselben sollen die neuen Provinzen auf 50000 Recruten abwerfen. (*)

Den König von Pohlen soll eine neue Gefahr des Lebens bedrohet haben. Dem ohngeachtet hat derselbe ein rührendes Vorwort bey den verordneten Richtern, für die Erhaltung des Lebens der Königsmörder eingelegt. Man kan nicht ohne Bewegung die Umstände lesen, worinnen sich der König befunden. In unserm Jahrhundert

(*) Ein Umstand, über den sich viel philosophiren liesse, wenn man vorerst gewiß wäre, ob er wahr ist.

dert ist es dabey ein erquickender Anblick, wann man, wie es diese Rede bezeuget, wahre Menschenliebe auch unter dem Purpur findet. Der beleidigte König spricht nicht als Ankläger, sondern als Vertheidiger des Kozma, welcher unter den Rädelsführern in der gefährlichen Nacht vom 3ten Novembr. 1771. in sich gieng, und mit Gefahr seines eigenen Lebens, das Leben des Königs rettete. Er bittet für alle Mitschuldige, da bey der allgemeinen Gährung in der Nation, sie mehr aus Unwissenheit als Bosheit zu diesem Verbrechen wären verleitet worden. Dem Kozma hat dieser menschliche Schritt des Königs, das Leben gerettet; alle übrige Mitschuldigen aber sind zum Tode verurtheilt.

Die Stadt Danzig wird sich endlich zum Ziele legen müssen, da der dahin abgeschickte Rußische Staats-Rath, Graf Galofkin, derselben im Nahmen seiner Monarchin die letzte Erklärung dahin gethan, daß dieselbe nach der dermaligen Lage der Sache durch unnöthige Anführung ihrer Gerechtsame, und Berufung auf den Olivischen Frieden, die Höfe ermüde, und ein gerechtes Mißfallen sich zuziehe; daß ihr nichts übrig bleibe, als den gebilligten Forderungen des Preußischen Hofes sich zu fügen; und die verlangte jährliche Abgabe von 30000 Rthlr. für die Zoll-Gerechtigkeit an den König nicht weiter zu verweigern.



Die regierende Frau Landgräfin von Hessen Darmstadt, sind mit ihren drey Prinzeßinnen den 26. Jun. glücklich in Peterhof eingetroffen, und schon den 29. Jun. hat sich der Groß-Fürst, Paul Petrowitz, die Prinzeßin Wilhelmina zu seiner zukünftigen Gemahlin erkohren und ausgebeten. Nach erlernter rußischen Sprache, und angenommener Griechischen Religion wird die Vermählung vollzogen werden; der Anfang des Octobers soll dazu bestimmt seyn.

Alle Nachrichten reden von der väterlichen Sorgfalt Kaisers Josephs für seine durchreisten Erblande. Erst in diesem Monat wird seine Rückkunft in Wien erwartet.

Die Cammer- gerichtliche Visitation beschäftiget nunmehro das gesamte Reich. Die, nach eröfnetem Protocoll auf dem Reichstag im Chur- und Fürstlichen Collegio abgegebenen Stimmen sind so patriotisch und einleuchtend, aber dabey so verschieden, daß zur Ehre und zur Wohlfahrt der teutschen Nation zu wünschen ist, daß in einer so höchstwichtigen Sache, als das in einen so tiefen Verfall gerathene Justiz-Wesen ist, ein gemeinsamer Schluß möge können gefaßt werden.

In Ansehung der schlechterdings nothwendigen Vermehrung der Beysitzer, scheinen fast alle Fürsten und Stände einstimmig zu seyn. Hingegen findet die Bestimmung des Directorial-Einflusses die größte Schwierigkeit. Zum Grund

der

der reichstäglichen Berathschlagungen ist der vor einiger Zeit dem gesamten Reich vorgelegte und aus der Feder des sich um das Wohl des Justizwesens beeifernden Oesterreichischen Directorial-Gesandten, Freyherrn von Borie, geflossene Vorschlag, wegen Verbesserung des Justiz-Wesens im Reich, und Sustentation des R. C. Gerichts, genommen worden. In dem Churfürstl. Collegio zeichnen sich das Böhmische, welches 56 Bogen stark, und dann die Chur-Sächsischen, Chur-Brandenburgischen und Chur-Braunschweigischen Vota aus. In dem Fürstlichen Collegio ist das Fürstl. Ausburgische das weitläuftigste und bemerkenswürdigste. Es erhellet daraus, daß seit 1700. bis 1772. 14416 Rechts-Sachen rückständig sind, und daß also nach dieser Anzahl voraus zu berechnen ist, daß auch die vermehrte Anzahl von 25 Beysitzern nicht hinlänglich seyn kan, um alle vorkommende Sachen zu entscheiden.

Der um die Wissenschaften vorzüglichst verdiente Münsterische Minister, **Freyherr von Fürstenberg**, hatte schon vor einiger Zeit dem Churfürsten von **Cöln** den von Höchstdemselben genehmigten Vorschlag gethan, das Frauen-Kloster zu Münster-Uberwasser aufzuheben, und von dessen einträglichen Einkünften eine Universität zu Münster zu stiften. Nach verschiedenen Schwierigkeiten ist die päbstliche Einwilligung eingelangt, und wird der Ausführung dieses nütz-

lichen Unternehmens, nun nichts weiter im Wege stehen.

Der Böhmische Abt zu Töbel, welcher freywillig alle seine Unterthanen gegen eine mässige Abgabe von der Leibeigenschaft befreyet, und vor 2 Jahren bey der allgemeinen Hungers-Noth 24000 Gulden an die Armen in Prag austheilen lassen, suchte neulich in Person bey beyden Kaiserl. Majestäten die Erlaubniß, eine Normal-Schule auf Kosten seines Klosters errichten zu dürfen. Der Kaiser wollte zur Belohnung so tugendhafter Handlungen dem Abt den St. Stephans-Orden ertheilen; allein der würdige Prälat verbat sich diese Gnade, weil er durch Ausübung der Tugend genugsam belohnt wäre.

Der im Jahr 1767. zwischen Rußland und Dännemark geschlossene Tractat wegen Holstein, ist nun im Begriff vollzogen zu werden. Drey berühmte Staats-Männer haben den hauptsächlichsten Antheil an dieser Negociation, der ehemalige Dänische Staats-Minister, **Graf Bernstorff**, der damals als teutscher Gesandter in Petersburg gestandene **Freyherr von der Asseburg**, und der Großfürstliche Geheimde-Rath **von Saldern**. Nach solchen soll das ganze Großfürstliche Holstein, das einzige Amt Rheinbeck ausgenommen, der Krone Dännemark auf ewig abgetreten werden. Dännemark tritt an den Großfürsten dagegen die Grafschaften Olden-

burg

burg und Delmenhorst ab, und der Erbprinz, Friedrich von Dännemark, entsaget seiner Coadjutorschaft auf das Bisthum Lübeck. Wahrscheinlich wird nun das Haus Holstein-Gottorp in diesem Bisthume sich die Nachfolge vergewissern, und das oben bemerkte Amt Rheinbeck könnte wohl ebenfalls zu diesem Stift geschlagen werden.

Noch ist der am **Französischen Hof** ernannte Rußische Gesandte, **Fürst Baratinsky**, nicht nach dem Ort seiner Bestimmung abgegangen, und der sonst so thätige Hof, scheinet seine öffentliche Unthätigkeit noch beyzubehalten. Die Prinzen und Prinzeßinnen des königlichen Hauses kommen seit diesem Sommer oft nach Paris, und die ausserordentlichen Freudensbezeugungen, womit die Dauphine von den Einwohnern aufgenommen worden, hat die Kaiserin Königin bewogen, allen Franzosen, welche in ihren Erblanden Schulden halber in Verhaft gewesen, die Freyheit zu geben, und ihre Schulden zu bezahlen. Der Erzbischof von Bourdeaux hat während des Brodmangels den Armen in dieser Stadt täglich 100 kleine Thaler austheilen lassen.

Die Angelegenheit der **Englischen Ostindischen Gesellschaft** ist bey der letzten Parlaments-Sitzung nach den Absichten des Hofes durchgesetzet, und diese Gesellschaft dem Parlament und Hof unterwürfig gemacht worden.



Seitdem aber wird von dem Ministerio noch nichts in Gemäsheit dieser Entschliessungen vorgenommen.

Irland befindet sich wegen seiner überhäuften Schulden in grosser Verlegenheit. Man beschäftiget sich deswegen dermalen, wo möglich, dieses Königreich mit Großbrittanien zu vereinigen, damit alsdenn diese drey Reiche nur ein Parlament zu bestellen hätten. Der Graf Sandwich, erster Lord der Admiralität, hat dem Könige einen Plan vorgelegt, vermöge dessen eine königliche Flotte sehr leicht mit Matrosen, ohne sie zu erpressen, kan bemannet werden. Der Plan verspricht den Seeleuten, welche auf der Flotte freywillig eine gewisse Zeit dienen, grosse Vortheile. Es sollen ihnen Ländereyen in America und denen eroberten Landen angewiesen werden. Der die Menschheit und das Christenthum so äuserst entehrende Sclaven-Handel ist dermalen in größtem Flor. In Jamaica und Carolina sollen sie damit überhäuft seyn.

Die Caraiben auf der Insul St. Vincent haben England genöthiget, mehrere Kriegsvölker dahin zu senden, um sie zu dem Gehorsam zu zwingen.

Die Empörung der Indianer in Chili und dem Spanischen America ist für die Krone Spanien äuserst wichtig. Die Einwohner von der

Insul

Insul Chilos sollen den Anfang gemacht haben. Ganz Chili hat dem Exempel gefolgt, und die Einwohner des Südlichen Theils von Peru haben nun auch die Waffen ergriffen. Die Indianer sollen auf Europäische Art fechten, Artillerie bey sich haben, und alle eroberte Festungen zerstören. Eine ansehnliche Anzahl Festungen sind schon von ihnen weggenommen worden.

Das Päbstliche Breve, wegen Aufhebung des Jesuiter-Ordens, so man bereits in allen öffentlichen Zeitungen lieset, hat das Schicksal eines Instituts, welches so lange eine der ersten Rollen in den Weltbegebenheiten der beyden letztverfloßnen Jahrhunderte gespielt hat, unwiederbringlich entschieden. Diese Vernichtung einer Gesellschaft, welche noch vor kurzem Königen furchtbar war, gehört unstreitig unter die größten Denkwürdigkeiten unsres an politischen Wundern so fruchtbaren Zeitalters. Wir, unter deren Augen sie sich zutrug, haben Mühe unsern Augen zu glauben; aber im Jahr 2240 wird man vermuthlich noch viel seltsamer finden, daß eine Zeit gewesen sey, in der die Aufhebuug eines Ordens von Religiosen eine Staatssache von der ersten Wichtigkeit gewesen.

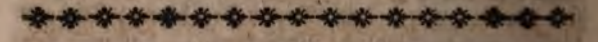
Ganz Italien geniesset forthin der Ruhe, und durch die Geburt eines Prinzen von Parma ist auch wegen der Erbfolge in dem Parmesanischen für die Zukunft nichts zu befürchten.



Der Herzog von Südermanland, Prinz Carl von Schweden, ältester Bruder des Königs, vermählet sich mit der einzigen Tochter des Bischofs von Lübeck.

Der König Gustav hat diesen Sommer seine Kriegsvölker fleißig geübt.

Der ehemalige Direktor der Ostindischen Compagnie zu Gothenburg, Herr Sahrgrün, hat der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Stockholm, ein Capital von 300000 Thlr. in Kupfermünze vermacht. Von den Zinsen dieses Capitals soll die Gesellschaft Preis-Fragen belohnen, welche zu ihrem Gegenstand den Ackerbau und die Oekonomie haben. Die Fragen werden von der Gesellschaft aufgegeben.



## VII.

## Nachrichten an die Leser.

---

I.

Ein Brief von Danzig berichtet mich, daß der dasige Buchhändler Fläreke oder Flöreke zum Nachdruck des Merkurs zwar seinen Nahmen hergegeben habe, daß aber nicht sowohl er als eine ansehnliche Association von Buchhändlern bey der Sache intereßiret seyen, und daß diese leztern behaupteten: die Gelehrten hätten schlechterdings kein Recht, ihre Schriften selbst zu verlegen.

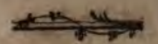
Ich weiß nicht, und verlange auch nicht zu wissen, ob diese vorgebliche Conföderation gegen den deutschen Merkur wirklich existiere oder nur vermuthet werde. Eben so wenig werd' ich mir einfallen lassen, den Satz: „die Gelehrten hätten kein Recht, „ihre Schriften selbst zu verlegen und zu verkaufen,“ widerlegen zu wollen; denn man widerlegt keine handgreifliche Ungereimtheiten.

Ich stelle also das Schicksal des deutschen Merkurs lediglich in die Willkühr seiner Leser. Ist es diesen angenehm, daß er fortgesetzt werde, und finden sie die Vorschläge, die ich im Vorberichte des zweeten Bandes gethan habe, billig: so hoffe ich, daß sie, anstatt einen offenbar unbefugten Nachdruck zu begünstigen, sich entweder bey mir selbst oder bey denen an den vornehmsten Orten Deutschlandes ernennen, vorhin schon bekannten Collecteurs des Merkurs, bis gegen Ende des Monats November dieses Jahres abonnieren werden. Man verlangt vor der Hand, und bis zur wirklichen Ablieferung des Ersten Bandes 1774. keine Vorausbezahlung, sondern blosse, aber verbindliche Versicherung, daß man sich auf den Jahrgang 1774. bey dem Herausgeber des Merkurs abonnieren wolle; und man bittet sich eine solche Erklärung von Seiten der bisherigen und etwan noch hinzukommenden Abonnenten darum aus, weil man, ohne sich eines hinlänglichen Absatzes versichert zu haben, ausser Stande ist, den Merkur fortzusetzen.

---

2.

Der Herr Capellmeister Schweitzer, von dessen vortreflicher Composition meines Singspiels Alceste ich dem Publico im Ersten Bande des deutschen Merkurs einigen, wiewohl nur sehr unvollkommnen

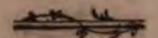


nen Begriff gegeben habe, hat sich, auf nachdrückliches Zureden und Ansuchen vieler Kenner und Beförderer der Musik, welche der öffentlichen Aufführung dieses Stückes beygewohnet, entschlossen, durch den Weg der Subscription einen Auszug desselben abdrucken zu lassen, in so fern sich so viele Liebhaber dazu angeben sollten, daß wenigstens die ziemlich beträchtliche Unkosten des Druckes heraus kommen.

Herr Schweitzer hätte wohl wünschen mögen, daß er die Alceste in ihrer musikalischen Einkleidung dem Publico ganz und vollständig hätte darstellen können. Denn was ist die eingeschränkte Begleitung des Claviers gegen ein besetztes Orchester, wo alle Instrumente (wie besonders in diesem Stücke) zum Vortheile des Ganzen arbeiten?

Da sich aber gleichwohl unsre besten deutschen Meister der Tonkunst (wiewohl ungerne, wie ich vermuthe) bequemet haben, viele ihrer Singwerke in Auszügen für das Clavier heraus zu geben; so will er dem besten Beyspiele seines Freundes, des berühmten Musikdirectors, Herrn Hillers, folgen, und die Alceste so herausgeben, wie dieser die schöne Cantate, die Er 1765. in Gegenwart seiner hohen Landesherrschaft im grossen Concerte zu Leipzig mit allgemeinem Beyfall aufgeführt, publiciret hat. Er wird sich bey seinem Auszuge der Alceste überhaupt Dreyer, zuweilen auch Vierer Notenlinien bedienen: damit solcher zugleich die Stelle der Partitur, wenigstens bey der Aufführung des Stückes selbst, vertreten möge, und in einer Privatgesellschaft 2 auch 3 Personen sich zugleich damit beschäftigen können. Er ist aber auch erböthig, alle Partien der Instrumente, ja selbst die ganze Partitur, sauber geschrieben, auf etwaniges Erfordern, um ein billiges zu überlassen.

Der





Der Auszug, den ich hiermit ankündige, beträgt 46 Bogen in Quarto. Da Herr Schweitzer genöthiget ist, dieses Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen, so werden nicht mehr Exemplare abgedruckt werden, als sich Subscribenten angeben werden. Der Preiß ist für Ein Exemplar Zween Reichsthaler Sechzehn gute Groschen; und man stellt es den Liebhabern frey, ob sie, zur Erleichterung der Auslagen, die der Druck erfordert, pränumeriren, oder erst bey Empfang des Werkes bezahlen wollen. Sie werden ersucht, sich der Subscription wegen, an die Herren Collecteurs des deutschen Merkurs, oder auch allenfalls unmittelbar an mich zu wenden, da ich mir es zur Pflicht mache, einem Manne, dessen Charakter eben so schätzbar ist als seine Talente, und der durch seine Composition der Alceste sich ein Recht an meine unbegrenzte Dankbarkeit erworben hat, zumal in einer Unternehmung, welche zur Ehre der Nation gereicht, allen von mir abhangenden Vorschub zu thun.

Die Subscription kan nicht länger als bis zu Ende des Novembers dieses Jahres offen bleiben: Und im vierten Bande des Merkurs soll die Zeit zuverlässig bestimmt werden, wenn man im Stande seyn wird, das Werk an die Liebhaber abzuliefern.

Sollten sich Gönner und Beförderer der Musenkünste finden, welche aus eigener edelmüthiger Bewegung Subscription für die musikalische Alceste sammeln wollten, so ersuche ich Sie, über den Erfolg Ihrer Bemühungen mit mir selbst zu communiciren.

Weimar,
den 14ten Septemb. 1773.

C. M. Wieland.

Inhalt.



# Inhalt
## des dritten Bandes des Merkurs.

### Erstes Stück.



### Zweytes Stück.



III. Eben

## Drittes Stück.



VII. Nach-








Stanford University Libraries
3 6105 018 828 652

